

Goethe redivivus
als Motiv in ausgewählten Werken der jüngeren deutschen Literatur

Dissertation
zur
Erlangung des Doktorgrades
an der
Universität Siegen

Fachbereich 3: Sprach-, Literatur- und
Medienwissenschaften

vorgelegt von

Michaela Gille
Steinweg 9
57250 Netphen

Betreuer der Dissertation: Prof. Dr. Karl Riha

Juli 2006

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung	1
1. Hinführende Gedanken	4
1.1 Über Fiktion und Historie	5
1.2 Über Wahrheit und Spekulation	8
2. Intermezzo: Streifzug durch die Goethe-Fiktion	11
3. Faszinosum Goethe	15
3.1 Im Blickpunkt: Goethe	15
3.2 Im Blickpunkt: der Autor	16
4. Goethe Superstar	22
4.1 Der Weg bis zum eigenen Stern auf Hollywoods <i>Walk of Fame</i> : Starqualitäten	22
4.2 Der magische Goethe und seine Anziehungskraft	23
5. Goethes viele Gesichter	26
5.1 Goethes angedichteter Charakter	26
5.2 Motivkomplexe um Goethe	30
5.2.1 Goethe und die Liebe	30
5.2.2 Von oben herab: Goethe auf dem Sockel	31
5.2.3 Bewundert und bemitleidet: Goethes Einsamkeit und sein Bedürfnis nach wahrer Freundschaft	33
5.2.4 Die Bekehrung Goethes	35
5.2.5 Goethe als Künstler	35
6. Goethe im Examen: Egon Friedells und Alfred Polgars Bildungsdiskussion in <i>Goethe. Grotteske in zwei Bildern</i>	38
7. Goethes Besuch in der Gegenwart: Peter Jakobs „ <i>Der Traum vom Fliegen ist verwirklicht, Herr Goethe</i> “	46
8. Goethe im Krimi: Kai Meyers <i>Die Geisterseher</i>	71
9. Goethes Lehrjahre: Hanns-Josef Ortheils <i>Faustinas Küsse</i>	94
10. Ein menschlicher Heros: Werner Dürrsons <i>Ich habe mich nie verrechnet, aber oft erzählt</i>	164
11. Goethe & Eckermann: Das Hörspiel <i>Eckermann und sein Goethe</i> von Eckard Henscheid, F.W. Bernstein und Bernd Eilert sowie Martin Walsers <i>In Goethes Hand</i>	169
12. Goethe auf Liebespfaden: Eckard Henscheids <i>Goethe unter Frauen. Elf biographische Klarstellungen</i>	180

13. Goethe als Ehebrecher? Peter Hacks' <i>Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe</i> und Klaus Tudykas <i>Mann von Stein</i>	190
14. Arno Schmidt: <i>Goethe und Einer seiner Bewunderer.</i>	194
15. Goethe bei den modernen Germanisten: Karl Otto Conradys Goethe-Bild	197
16. Goethe im medialen Schussfeld: Hans Magnus Enzensbergers <i>Nieder mit Goethe! Eine Liebeserklärung</i>	203
17. Nachwort oder der entmystifizierte Goethe	209
18. Literaturverzeichnis	214

Vorbemerkung

Goethe ist unvergessen – jedenfalls in den Köpfen von Autoren und Leserschaft. Auch heute noch, mehr als 170 Jahre nach seinem Ableben, beschäftigt er ein breites Publikum. Die Früchte dieser Forschungsarbeit schlagen sich in einem kaum noch überschaubaren Berg Sekundärliteratur nieder. Kein Aspekt in Leben und Werk scheint zu unwichtig, um nicht in aller Ausführlichkeit beleuchtet zu werden.

Nachdem die grundlegenden Fragen (etwa: Hat er mit Charlotte von Stein, oder hat er nicht?) – wenn auch nicht befriedigend so doch wenigstens hinlänglich – beantwortet worden sind, wendet man sich notgedrungen auch geringfügigeren Problemen zu. Wer immer schon einmal wissen wollte, wie es um Goethes Sauberkeit bestellt war, lese dazu in W. Bodes Studie *Goethes Hygiene*¹ nach. Das Geheimnis um seine entwendete Geburtsurkunde ergründet K. Röhrich im pünktlich zum 199. Geburtstag des Dichters erschienenen Artikel *Wer stahl Goethes Geburtsurkunde?*² Die Verfasser solcher Art von Erkenntnisliteratur schrecken nicht davor zurück, Goethe in Zusammenhänge zu zwingen, von denen man gar nicht ahnt, dass sie überhaupt existieren: Die Untersuchung von Goethes Verhältnis zu Bienen³ und der Aufsatz *Goethe und der Impfwang*⁴ sind deshalb wohl eher als Belege für die außerordentliche Phantasie der Autoren zu werten denn als wirklich wichtige Beiträge zur Goethe-Forschung. Goethes Vereinnahmung von allen Seiten macht anscheinend vor keiner Absurdität Halt: *Goethe und die Gulaschkanone*⁵, *Goethe in seinen Beziehungen zu Pharmazeuten*⁶ und *Goethe und der Kölner Karneval*⁷ sind die Produkte solch einer angestregten Goethe-Strapazierung. Weniger überraschend hingegen – bedenkt man die Wahl seiner langjährigen Geliebten und späteren Ehefrau Christiane – mutet der Artikel *Goethe als Freund der Kunstblumenerzeugung*⁸ an. Erich Kästner befürchtete Anfang 1949, angesichts der bevorstehenden Feiern zu Goethes 200. Geburtstag, gar eine wahre Lawine von Veröffentlichungen rund um den berühmten, aber wehrlosen Dichter. „*Goethe mitnächststnebstsamtheit ...*“⁹.

¹ W. Bode: *Goethes Hygiene*. In: *Hygienische Rundschau* 1900. S. 721-788.

² K. Röhrich: *Wer stahl Goethes Geburtsurkunde?* In: *Offenbach Post*. 28. August 1948.

³ A. Bröker: *Ein Ausklang zum Goethejahr*. In: *Leipziger Bienenzeitung*. Jg. 63 (1949). H. 12.

⁴ H. Cohn: *Goethe und der Impfwang*. In: *GJb*. 23. 1902.

⁵ Th. Friedrich: *Goethe und die Gulaschkanone*. In: *Universum* Jg. 59. 12. September 1943.

⁶ J. Nögler: *Goethe in seinen Beziehungen zu Pharmazeuten*. In: *Pharmazeutische Monatshefte*. Nr. 4 (1923).

⁷ I. Gentges: *Goethe und der Kölner Karneval*. In: *Deutscher Kulturwart* 1939.

⁸ B. Schier: *Goethe als Freund der Kunstblumenerzeugung*. In: *Hessische Blätter für Volkskunde* 42 (1951). S. 63-70.

⁹ Erich Kästner: *Das Goethe-Derby*. Zit. nach: *Goethe in guter Gesellschaft. Ein Katalog allumfassender Goethe-Verehrung zur Ausstellung mit Plakaten, Büchern und anderen Druckerzeugnissen im Bayreuther*

Wenn alle Bemühungen versagen, Goethe für eine Sache in Anspruch zu nehmen, alle Bereiche ausgeschöpft erscheinen und sämtliche seiner Werke erforscht und zum Gegenstand von Adaptionen und Parodien geworden sind, bleibt immer noch der Schritt ins Reich der Fiktion: Goethe redivivus! Goethe selbst taucht immer wieder als Gestalt in fiktiven Werken auf.

In meiner Arbeit begeben mich auf die Spuren des 'wiedergeborenen' Goethe in ausgewählten Werken neuerer deutscher Literatur. Bei der Auswahl meiner Texte habe ich mich um größtmögliche Genrevielfalt bemüht: Hanns-Josef Ortheils und Peter Jakobs Werke sind beides Romane, die ihren Gegenstand Goethe jedoch ganz unterschiedlich behandeln; Kai Meyers Text ist ein Krimi, Werner Dürrsons und Arno Schmidts Werke sind Erzählungen; mit Polgars und Friedells *Groteske*, Martin Walsers *In Goethes Hand*, Hans Magnus Enzensbergers *Nieder mit Goethe! Eine Liebeserklärung* sowie Peter Hacks' *Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe* und Klaus Tudykas *Mann von Stein* habe ich Bühnenstücke untersucht. Bei *Eckermann und sein Goethe* von Eckard Henscheid, F.W. Bernstein und Bernd Eilert handelt es sich um ein Hörspiel. Desweiteren behandle ich – ebenfalls von Eckard Henscheid – *Goethe unter Frauen. Elf biographische Klarstellungen*, in denen der Autor – natürlich fiktive – Biographien der wichtigsten Frauen in Goethes Leben formuliert. Karl Otto Conrady wählte für seine Beschäftigung mit Goethe zum einen die Briefform, zum anderen greift er auf die Collagentchnik zurück.

Ausgelassen habe ich die Vielzahl von Texten, in denen Goethe nur am Rande auftaucht; in den von mir ausgesuchten Schriften steht Goethe im Mittelpunkt oder ist wenigstens *ein* zentrales Thema. Ebenso gehen die Grenzkategorien zwischen Fiktion und Wirklichkeit – wie z.B. Anekdote und Romanbiographie – nicht in meine Untersuchung ein, genauso wenig wie Werke nicht-deutschsprachiger Autoren und das Filmgenre, zu dem ich unter anderem mit dem deutschen Kinofilm *Goethe light*¹⁰ einen Betrag hätte liefern können.

Dafür schrecke ich jedoch nicht vor einem Gebiet zurück, das nicht allzu häufig Gegenstand von Dissertationen ist: der 'anrühigen' *Trivilliteratur*. Die Vorstellung vom *großen* Goethe ausgerechnet in einem solchen Milieu reizt mich ebenso sehr, wie den *Meister* durch 'seriösere' Autoren behandelt zu sehen. Mit Peter Jakob und Kai Meyer, ohne den beiden zunahe treten zu wollen, habe ich zwei Vertreter der 'leichten' Literatur aufgegriffen.

Ich bin mir bewusst, dass ich mit meiner Arbeit Neuland betrete, so wie es Joachim Schulz

Plakatmuseum. 16.1. - 28.3.1999. Zusammengestellt und kommentiert von Joachim Schultz. Bayreuth 1999. [Im Folgenden abgekürzt: Kästner 1999.] S. 5.

¹⁰ In der 2002 entstandenen Kinosatire spielen unter anderem bekannte Größen wie Udo Lindenberg und Konrad Kujau mit.

formuliert: „Von der Goethe-Forschung bisher (soweit mir bekannt) überhaupt nicht behandelt wurde die Frage, wie Goethe in der Unterhaltungs- und Trivialliteratur, also auch in Krimis, auftaucht. [...] [Hier] gibt es noch ein großes Feld, das von fleißigen Literaturwissenschaftlern beackert werden sollte.“¹¹

Mein ursprüngliches Vorhaben war eine Arbeit, an deren Beginn ein Überblick über die Goethe-Fiktion im Wandel der Zeit stehen, und die erst dann im eigentlichen Thema – der Goethe-Fiktion in der neueren deutschen Literatur – gipfeln sollte. Diesen Gedanken musste ich jedoch schnell aufgeben, zu überwältigend war die große Menge der in Frage kommenden Literatur, weshalb ich mich auf einen kurzen historischen Abriss beschränke. Meine Arbeit ist also ausdrücklich auf den Bereich der aktuellen Goethe-Rezeption beschränkt.

Zunächst jedoch liefere ich die theoretischen Grundlagen meiner Untersuchung, bevor ich auf die fiktiven Werke selbst zu sprechen komme und Goethe in Roman und Krimi, in der Erzählung, im Hörspiel und im Theaterstück behandle. Dabei werde ich dem Leser eine Vielzahl unterschiedlicher Goethe-Bilder präsentieren. Denn jeder der Autoren hat, wie ich feststellen konnte, einen ganz eigenen Bezug zu dem großen Kollegen, so dass ihn jeder aus seiner eigenen Perspektive darstellt. Aber noch eines wird dem Leser meiner Arbeit deutlich werden: Ich als Verfasserin habe ebenfalls ein besonderes Verhältnis zu dem bedeutenden Dichter. Nicht umsonst habe ich – zwar unter einer bislang kaum berücksichtigten Fragestellung – ausgerechnet ihn, über den schon so viel geschrieben wurde, zum Thema gewählt. Es gibt also – und insofern handelt es sich um eine sehr persönliche Arbeit – durchaus auch *meinen* Goethe, der sich demjenigen, der sich mit meiner Arbeit befasst, erschließen wird.

¹¹ Joachim Schultz. In: *Goethe in guter Gesellschaft. Ein Katalog allumfassender Goethe-Verehrung zur Ausstellung mit Plakaten, Büchern und anderen Druckerzeugnissen im Bayreuther Plakatmuseum. 16.1. - 28.3.1999.* Zusammengestellt und kommentiert von Joachim Schultz. Bayreuth 1999. S. 59.

1. Hinführende Gedanken

zum Auftakt¹²

*auf weißem Papier
steht goethe hier
in schwarzen lettern
die das papier
hinunterklettern*

Goethe und sein Werk prägen nach wie vor unsere Kulturlandschaft – so sehr, dass er nicht mehr daraus wegzudenken ist und uns daher auch heute noch in den unterschiedlichsten Formen *heimsucht*. Hans Magnus Enzensberger, selbst Verfasser einer fiktiven Goethe-Schrift¹³, beschäftigt sich mit Goethes permanenter Aktualität. Er behauptet, es sei die „*Ungleichzeitigkeit*“ und nicht „*irgendeine Aktualität*“ des historischen Autors und seines Werkes, die uns heute aufmerken lässt. In Zeiten „*wachsender Beschleunigung*“ kann niemand mehr darauf hoffen, „*ein Leben auf der Höhe der Zeit*“ zu führen; demzufolge kann der „*historische Wiedergänger*“, der den „*eigenen, oft beschworenen Hinschied überlebt*“ hat, als Gegenmittel, als ausgleichende Tendenz verstanden werden: „*Der Anachronismus ist zu einem unentbehrlichen Psychopharmakon der technischen Zivilisation geworden, als Antidot ihrer Zukunfts-Sucht.*“¹⁴

Wie dem auch sei: Wenn ein Autor beschließt, den fiktiven Goethe in einem seiner Werke auftreten zu lassen, stellen sich ihm einige Hürden in den Weg: die „*Unmöglichkeit*“, die in Goethes „*Werk liegende und darin beschlossene Leistung darzustellen*“, die „*Scheu*“ davor, sich mit dem großen Dichter auf seinem „*eigensten Felde zu messen*“, „*die reiche, wirklich epische Breite des Lebensweges sowie die Wandlungen des Dichters auf den verschiedensten Altersstufen.*“¹⁵ Am geeignetsten erscheint daher der „*Ausweg der Episode*“¹⁶, die auf eine allumfassende Betrachtung verzichtet und insbesondere den Gattungen Erzählung und Drama

¹² Karl Riha: *Fünfzig Sonette nach Goethe, auf Goethe, mit Goethe und gegen Goethe*. Wien 1999. [Im Folgenden abgekürzt: Riha 1999.] S. 9.

¹³ Hans Magnus Enzensberger: „*Nieder mit Goethe! Eine Liebeserklärung*“. In: ders.: *Nieder mit Goethe! Eine Liebeserklärung. Requiem für eine romantische Frau: ein Liebeskampf in sieben Sätzen*. Frankfurt am Main 1995. S. 7-42. [Im Folgenden abgekürzt: Enzensberger 1995.]

¹⁴ Ders.: *Über den Anachronismus. Eine Nachbemerkung*. In: ders.: *Nieder mit Goethe! Eine Liebeserklärung. Requiem für eine romantische Frau: ein Liebeskampf in sieben Sätzen*. Frankfurt am Main 1995. S. 93-96. Hier: S. 93.

¹⁵ J. Kühn: *Goethe*. In: Elisabeth Frenzel (Hg.): *Stoffe der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte*. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart 1970. [Im Folgenden abgekürzt: Frenzel 1970.] S. 246.

¹⁶ Ebd.

Nahrung liefert.¹⁷ Die Inhalte der Werke um den Dichter sind äußerst vielseitig: Weniger aus Anekdoten um den großen Mann, sondern hauptsächlich aus markanten Stationen in Goethes Leben wie den Liebesbeziehungen, dem Zusammentreffen mit anderen bekannten Größen seiner Zeit und den bedeutendsten Wendepunkten (z.B. der italienischen Reise) beziehen sie ihren Stoff. Aber auch das Aufwachsen des jungen Goethe im trauten Frankfurt sowie das alltägliche Leben des Künstlers und Politikers am Weimarer Hof sind von großem Interesse.¹⁸

Viele Rätsel in Goethes Biographie laden dazu ein, gelöst zu werden, viele Streitpunkte, Position zu beziehen, und viele Lücken, mit Geschichten gefüllt zu werden. Der geheimnisvolle Goethe ist noch immer so lebendig, dass er zur Beschäftigung aufruft. Auch lange noch nach seinem Tod scheint er aus dem Sarg heraus zu provozieren. Seine Anziehungskraft ist nach wie vor ungebrochen. Streit oder Zustimmung oder auch einfach nur fiktives Spiel haben ihre Attraktivität noch lange nicht verloren. Goethe ist nicht tot! Er fordert weiterhin zu Reaktionen und Stellungnahmen auf. Daher ist ein Schritt ins Reich der Fantasie, das Spiel mit dem Ausnahmemenschen, so verlockend und naheliegend. Genau das macht den Reiz aus. Frei nach *Faust*: Der Verewigte zieht uns an! Auch heute noch.

1.1 Über Fiktion und Historie

Mit Goethe lässt sich auf Papier so manches anstellen, wie uns mannigfaltige Beispiele unterschiedlichster Autoren beweisen; Papier ist geduldig, Phantasie grenzenlos, es gibt dabei jedoch einige Regeln zu beachten: Jeder Schriftsteller, der Goethe als Persönlichkeit in seinem Werk auftreten lässt, beruft sich automatisch auf Historisches. Goethe hat gelebt und Spuren hinterlassen. Anders als ein Mensch, der der reinen Phantasie des Autors entspringt, verbindet der Leser mit einer historischen Gestalt wie Goethe gewisse Vorstellungen – mögen diese nun gerechtfertigt sein und den überlieferten Tatsachen entsprechen oder nicht. Zu diesem in der Öffentlichkeit gültigen Goethe-Bild kommt noch das mehr oder weniger umfangreiche Vorwissen eines jeden über den Dichter hinzu, denn schließlich ist Goethe Bestandteil des Bildungskanons. Durch dieses Vorwissen kann er niemals völlig unbelastet, frei von allen Vor-Urteilen, betrachtet werden, auch dann nicht, wenn sich der Kontext

¹⁷ Diese Beobachtung deckt sich insofern mit meinen Forschungsbemühungen, als diese in erster Linie die genannten literarischen Formen zu Tage führten, während die lyrische Gattung deutlich unterrepräsentiert erscheint.

¹⁸ Vgl. Frenzel 1970. S. 246f.

deutlich als fiktional zu erkennen gibt. Aber genau auf diese Vorbelastung baut ein Autor, wenn er Goethe als Charakter in seinem Werk verwendet.

Der Autor nimmt also Goethe und das heute noch nachprüfbare Material über ihn auf, fügt möglicherweise noch das eine oder andere unbestätigte, sich aber hartnäckig haltende Gerücht hinzu und erhält damit zunächst einmal eine Biographie, die mehr oder weniger annähernd der *Wahrheit* entspricht.¹⁹ Werke, die auf diesem Muster aufbauen, sind jedoch nicht Gegenstand meiner Arbeit. Ich habe Biographien von vornherein ausgeklammert, auch wenn sich manche von ihnen geschickt verkleiden und nicht auf den ersten Blick als solche zu erkennen geben: Detaillierte Schilderungen der Ereignisse, anschauliche Beschreibungen der Umwelt, Einblicke in das Innere der Protagonisten und die Verwendung wörtlicher Rede sind nur einige der Methoden, die einen Leser darüber hinwegtäuschen können, dass es sich um ein biographisches bzw. historisches Werk handelt. Die durch Einsatz dieser Mittel intendierte leichte und unterhaltsame Lesbarkeit der Texte verbindet man im Allgemeinen nicht mit geschichtlichen Werken, die landläufig vielmehr als langweilig und 'trocken' gelten. In diesen Fällen liegen jedoch zumeist eine Romanbiographie oder ein historischer Roman vor, die Geschichtliches anschaulich vermitteln können.²⁰

Um in meine Arbeit aufgenommen zu werden, muss ein Text als elementare Grundvoraussetzung einen hohen fiktionalen Anteil mitbringen. Eines darf der Leser der von mir ausgesuchten Primärtexte also keinesfalls erwarten: ein historisch *einwandfreies*, authentisches Goethebild! Ausgehend vom historischen Goethe und dem von ihm überlieferten Datenmaterial – beides zusammen bildet also die *Basis* des Textes – treibt ein Autor vielmehr sein *fiktives Unwesen* mit Goethe. Er verpflanzt ihn zum Beispiel in eine neue Umgebung oder füllt die Lücken der Überlieferungen mit seiner eigenen Phantasie. Der Kreativität sind kaum Grenzen gesetzt! Dabei ist allerdings zu beachten, dass das Werk nicht an 'Glaubwürdigkeit' und Plausibilität verlieren darf. Sprich: Der Autor darf sich nicht zu weit von den Fakten entfernen und das Bild, das man heute gemeinhin mit Goethe verbindet, ignorieren. Auch im Rahmen der Fiktion muss der Leser ständig zustimmen, dass Goethe unter den speziellen Umständen so und nicht anders gehandelt hätte. Alle phantastischen Elemente müssen sich im Einklang mit der Historie oder wenigstens mit den heutigen Vorstellungen über das Vergangene befinden, dürfen keine Widersprüche hervorrufen,

¹⁹ Das Problem *wahrheitsgemäßer*, biographischer Darstellung kann an dieser Stelle nicht ausführlich behandelt werden und ist auch nicht Gegenstand meiner Arbeit. Hier erfolgt der Hinweis auf die umfangreiche Fachliteratur zu diesem Gebiet. Nur soviel: Heute findet im Allgemeinen eine These Anerkennung, die davon ausgeht, dass es *eine* allgemeingültige Darstellung der Vergangenheit nicht gibt, sondern dass jede Schilderung der Interpretation des jeweiligen Verfassers unterliegt.

²⁰ Aus diesem Grund fallen aus meiner Untersuchung Werke wie Stefan Zweigs *Marienbader Elegie*, die sich Goethes später Liebe zu Ulrike von Levetzow widmet, heraus.

höchstens Ergänzungen darstellen oder auch Änderungen vornehmen. Das Einverständnis der Leserschaft, die einer historischen Person gegenüber nicht unvoreingenommen sein kann, ist strikte Voraussetzung für eine produktive und gelungene fiktive Bearbeitung von geschichtlichem *Rohstoff*.

Die Art und Weise, wie dieser Umgang im einzelnen aussehen kann, zeigt sich in großer Variationsbreite und muss höchst differenziert betrachtet werden: Wir werden auf Texte stoßen, in denen Goethe auf den unterschiedlichsten Wegen wiederkehrt. *Redivivus* ist nicht gleich *redivivus*! Wir werden Werke kennen lernen, die zwar zu Lebzeiten Goethes spielen, in denen aber Ereignisse geschehen, die in der Historie nicht stattgefunden haben. Dabei denke ich an Martin Walsers²¹, Peter Hacks²² und Klaus Tudykas²³ Goethe-Texte, das Hörspiel von Eckard Henscheid, F.W. Bernstein und Bernd Eilert²⁴ sowie an Hanns-Josef Ortheils Darstellungen über Goethes Romaufenthalt²⁵ und Kai Meyers spekulative Kriminalstory²⁶ – letztere beinahe schon Fälle von *Goethe revisus*. (Obwohl beide in der Vergangenheit spielen, muss zwischen ihnen noch einmal deutlich unterschieden werden: Ortheil füllt eine Lücke in Goethes Biographie mit Fiktion, Meyer nimmt nur wenige historische Daten auf und verfäht ansonsten völlig frei.) Andererseits stelle ich aber auch Schriften vor, in denen ein *in der Gegenwart reinkarnierter Goethe* auftaucht (bei Peter Jakob²⁷, Alfred Polgar und Egon Friedell²⁸ sowie Werner Dürrson²⁹, Karl Otto Conrady³⁰, Arno Schmidt³¹ und Hans Magnus

²¹ Martin Walser: *In Goethes Hand. Szenen aus dem 19. Jahrhundert*. München 1982.

²² Peter Hacks: *Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe*. Hamburg 1998. [Im Folgenden abgekürzt: Hacks 1998.]

²³ Klaus Tudyka: *Mann von Stein. Monolog des Dritten im Bunde*. Warendorf 1997. [Im Folgenden abgekürzt: Tudyka 1997.]

²⁴ F.W. Bernstein/ Bernd Eilert/ Eckard Henscheid: *Eckermann und sein Goethe. Ein Schau-/Hörspiel getreu nach der Quelle*. In: Dies. (Hg.): *Unser Goethe. Ein Lesebuch*. Frankfurt am Main 1987. S. 975-1110. [Im Folgenden abgekürzt: Lesebuch 1987.]

²⁵ Hanns-Josef Ortheil: *Faustinas Küsse*. München 2000. [Im Folgenden abgekürzt: Ortheil 2000.]

²⁶ Kai Meyer: *Die Geisterseher. Ein unheimlicher Roman im klassischen Weimar*. Berlin 1999. [Im Folgenden abgekürzt: Meyer 1999.] (Der Untertitel des Romans legt Weimar als Handlungsort nahe, obwohl lediglich Anfang und Ende im Herzogtum spielen. Daher ist die Wendung *klassisches Weimar* eher temporal denn lokal zu verstehen. Soll das Schlüsselwort *Weimar* eventuell als Kaufanreiz fungieren?)

²⁷ Peter Jakob: „*Der Traum vom Fliegen ist verwirklicht, Herr Goethe.*“ München 1994. [Im Folgenden abgekürzt: Jakob 1994.]

²⁸ Egon Friedell/ Alfred Polgar: *Goethe. Grotteske in zwei Bildern*. In: Dies.: *Goethe und die Journalisten. Satiren im Duett*. Hg. von Heribert Illig. Wien 1986. S. 9-20. [Im Folgenden abgekürzt: Friedell/Polgar 1986.] (Der Abdruck entspricht der zweiten, erweiterten Ausgabe von 1926.)

²⁹ Werner Dürrson: *Ich habe mich nie verrechnet, aber oft erzählt. Skizzen einer Begegnung*. In: Markus Hänsel-Hohenhausen (Hg.): *Im Namen Goethes! Erfundenes, Erinnertes und Grundsätzliches zum 250. Geburtstag Johann Wolfgang von Goethes*. Frankfurt am Main 1999. S. 224-238. [Im Folgenden abgekürzt: Dürrson 1999.]

³⁰ Carl Otto Conrady: *Goethe was here in den Rhein- und Main-Gegenden und der Schweiz. Parodistischer Scherz und Ernst*. Frankfurt am Main 1994. [Im Folgenden abgekürzt: Conrady 1994.]

³¹ Schmidt, Arno: *Goethe und einer seiner Bewunderer*. In: Ders.: *Das erzählerische Werk in 8 Bänden*. Bd. 6. Zürich 1985. S. 31-62. [Im Folgenden abgekürzt: Schmidt 1985.]

Enzensberger³²). Bei diesen Texten reizt vor allem der surrealistische Überraschungseffekt, den ein wiedergeborener Goethe auslöst, wenn er sich mit den Irrungen und Wirrungen unserer Gegenwart auseinanderzusetzen hat. Das Ergebnis ist nicht selten eine satirische oder groteske Erzählung, die einerseits zum Lachen anregt, andererseits aber auch zum Nachdenken bewegt und ständig auf dem schmalen und bittersüßen Grat zwischen Komik und Tragik wandelt.

1.2 Über Wahrheit und Spekulation

Man kann Texte dieser bislang nur dürftig untersuchten Kategorie als Spielart der Gattung Biographie betrachten, als weitere Variante einer Textsorte, die im Laufe ihrer Existenz bereits öfter eine neue Gestalt angenommen hat. Es ist eine Fortführung und Zuspitzung einer Art Lebensbeschreibung, wie sie zum Beispiel Stefan Zweig bei vielerlei historischen Gestalten vollzogen hat. Bereits dort unterlag das geschichtliche Datenmaterial der Einfühlung des Autors in den authentischen Charakter und seiner individuellen Interpretation.³³ Die Autoren der von mir untersuchten Werke gehen aber noch einen Schritt über diese fiktionalbiographische Verfahrensweise hinaus, fügen einen großen Schuss Phantasie hinzu – und geben diesen auch offenherzig als solchen zu erkennen. Dies macht einen bedeutenden Unterschied aus, denn obwohl kaum *„eine Biographie – sei es nun eine Dichterbiographie oder die Darstellung irgendeiner anderen Persönlichkeit – [...] heute noch mit dem naiven Anspruch [erscheint], der Biograph wolle alles so berichten, wie es eigentlich gewesen sei“*³⁴, gibt ein Fachautor nur selten zu, dass es sich lediglich um seine Interpretation der Vergangenheit handelt. Es gilt vielmehr: *„Solange jedoch die biographische Darstellung in irgendeiner Weise auf die Nachbildung einer lebensgeschichtlichen Realität zielt, übernimmt der Biograph die Rolle als Garant und Mittler der historischen Wahrheit.“*³⁵

Anders die Autoren der von mir untersuchten Texte, die sich der Vermischung von *„Faktualität und Fiktion“*³⁶ bekennen. Der phantastische Anteil kann dabei unterschiedlich groß sein: Ist er relativ gering, fügt sich der dadurch entstandene Text in *„eine [...] seltsame*

³² Enzensberger 1995.

³³ Vgl. Christian von Zimmermann: Einleitung. In: Ders. (Hg.): *Fakten und Fiktionen. Strategien fiktionalbiographischer Dichterdarstellungen in Roman, Drama und Film seit 1970. Beiträge des Bad Homburger Kolloquiums, 21. - 23. Juni 1999*. Tübingen 2000. [= *Mannheimer Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft* Bd. 48.] [Im Folgenden abgekürzt: von Zimmermann 2000.] S. 7.

³⁴ Ebd. S. 4.

³⁵ Ebd. S. 5.

³⁶ Ebd. S. 4.

*Gattung zwischen Historiographie und Belletristik*³⁷ ein. Je größer er wird, umso deutlicher entfernt er sich sowohl von der reinen Biographie als auch von der eben genannten Mischform. Es scheint fast, als benötige man hier einen neuen Gattungsbegriff. Ich schlage für diesen Fall die Bezeichnung *mögliche Biographie* vor. Sie macht deutlich, dass es sich nicht um eine Lebensbeschreibung handelt, die einen gültigen Wahrheits- und Realitätsanspruch an sich selbst stellt, gibt den interpretierenden Eingriff durch den jeweiligen Autor zu und beinhaltet die oben genannte Grundbedingung an diese Texte, dem Anspruch der Plausibilität gerecht zu werden. Goethes Lebenslauf wird unter eindeutig fiktionalen Bedingungen dargestellt. Die Fragen lauten hier: Wie würde sich Goethe unter diesen, eindeutig phantastischen Bedingungen verhalten, wie wäre sein Leben unter eben diesen Voraussetzungen verlaufen? Der von mir gewählte Begriff der *möglichen Biographie* findet bei Christian von Zimmermann seine Entsprechung in folgender Beschreibung: „*Postmoderne Spiele mit Faktualität und Fiktion oder die bewußte Lust am Erzählen virtueller Lebensläufe setzen nicht selten den Authentizitätsanspruch der Gattung [Biographie] außer Kraft.*“³⁸

In den von mir untersuchten Texten befindet sich Goethe völlig in der Hand des jeweiligen Autors, der jedweden Authentizitätsanspruch weit von sich weist und lediglich dem Anspruch der Plausibilität gerecht werden muss. Anders als ein Biograph unterliegt er nicht den Forderungen, die die historischen Daten, von denen er sich ohnehin weitestgehend losgesagt hat, an ihn stellen. Diese vergleichsweise moderne Gattung, die ihren Schwerpunkt deutlich von der Historie weg hin zu Gunsten der phantastischen Elemente verlagert hat, ist bislang nur wenig untersucht. Daher war ich bei meiner Arbeit in erster Linie auf Sekundärliteratur angewiesen, die mein Thema nicht explizit behandelt, mir jedoch zur Anregung und Abgrenzung diene.

Noch einen Schritt weiter geht Wolfgang Hildesheimer in seiner 1981 entstandenen Romanbiographie *Marbot*³⁹. Hildesheimer beschreibt hier das abenteuerliche Leben des englischen Adligen Andrew Marbot (1801-1831), der als Kunstkenner die Welt bereist. Allerdings hat dieser Marbot nie gelebt, es hat ihn nie gegeben, es gibt nur seine Biographie! Geht das überhaupt? Kann man die Lebensbeschreibung eines *Menschen* verfassen, der nie gelebt hat? Hier stoßen wir auf das Paradoxon, dass zwar die Biographie völlig real ist – man kann sie in den Händen halten, in ihr blättern – das Subjekt ihrer Betrachtung existierte hingegen nie! Hatten wir also vorher noch mit dem umgekehrten Fall zu tun, dass nämlich der

³⁷ Ebd. S. 3.

³⁸ Ebd. S. 5.

³⁹ Wolfgang Hildesheimer: *Marbot: Eine Biographie*. Frankfurt am Main 1981.

Gegenstand der Lebensbeschreibung wahrhaftig gewesen ist, die Darstellung seines Lebens in schriftlicher Form bezüglich ihres Wahrheitsgehalts allerdings angezweifelt werden muss, so sieht es jetzt ganz anders aus. Hildesheimer führt raffinierte Kunstgriffe und Tricks vor, um seinen Anspruch an Historizität zu untermauern. Schlägt man beispielsweise die im Suhrkamp Verlag erschienene Erstausgabe auf, erblickt man das Bildnis Sir Andrew Marbots in einer Kreidelithographie von Eugène Delacroix von 1827 – das Antlitz eines Menschen, der nie gelebt hat! Blättert man weiter im Roman, stößt man auf Textabschnitte, die den Wahrheitsgehalt des Erzählten zusätzlich belegen sollen: wie echt erscheinende Zitate, die historischen Persönlichkeiten in den Mund gelegt werden, Aufzeichnungen von angeblich geführten Gesprächen, zeitgenössische Dokumente und Abbildungen. Gero von Wilpert bemerkt zu diesem Werk, dem im Hinblick auf seine Position zwischen den Polen Wahrheit und Fiktion sicherlich eine Ausnahmestellung zukommt, Folgendes: *„Die intellektuelle Spielform der fiktiven Biographie erweist gegenüber dem Dilemma echter Biographik und ihrem fragwürdigen Gratwandel zwischen Legenden und Vermutungen, daß formal befriedigende Biographik nur dort möglich ist, wo der Autor vollständig über seine Kunstfigur verfügen kann und ihr ein Leben zudiktiert, das wahrer wirkt als die Notlösungen und Kompromisse der Biographen.“*⁴⁰ Zwar kann der Autor völlig frei mit seiner Kunstfigur verfahren, aber eines unterscheidet ihn dennoch von herkömmlichen Romanschriftstellern: Hildesheimer ist verpflichtet, sich an die Vorgaben und Spielregeln zu halten, die ihm die Historie diktiert, ansonsten würde er jeglichen Anspruch auf Authentizität verlieren. Auf seiner Reise begegnet der junge Marbot den Größen der damaligen Zeit – ein Fakt, der für die Authentizität der Schilderungen zu bürgen scheint. Natürlich führt ihn sein Weg auch ins berühmte Weimar, und zwar gleich zu Beginn des Romans, wo er auf den großen Goethe stößt. Hier haben wir den Sonderfall eines fiktiven Goethe in einer fiktiven Biographie, die jedoch Wahrhaftigkeit vorzutäuschen versucht. Wenn das kein Fall von *redivivus* ist ...

⁴⁰ Gero v. Wilpert (Hg.): *Lexikon der Weltliteratur. Hauptwerke der Weltliteratur in Charakteristiken und Kurzinterpretationen L-Z. Band 4. 3.*, neubearbeitete Auflage. München 1997. S. 862.

2. Intermezzo: Streifzug durch die Goethe-Fiktion

„Die Geheimnisse der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es gibt Steine des Anstoßes, über die ein jeder Wanderer stolpern muß. Der Poet aber deutet auf die Stelle hin.“⁴¹

Das wahre Leben des fiktiven G.! Der möglicherweise erfolgreichste Versuch in dieser Richtung stammt von Goethe selbst: In ständiger Sorge um seinen Nachruhm, von dessen bevorstehender Existenz er – ganz bescheiden – überzeugt war, hat Goethe beizeiten seinem Leben und seiner Person einen fiktiven Anstrich gegeben. In unregelmäßigen Zeitabständen durchgeführte Autodafés sorgten dafür, dass so manches ‚belastende‘ Material nicht mehr ans Licht der Öffentlichkeit kommen konnte. All das, was nicht so recht ins Bild des großen Olympiers hätte passen können, musste verschwinden. Auch Goethes autobiographische Schriften dürfen nicht ohne weiteres als historische Dokumente gewertet werden. So betitelte er seine Lebensbeschreibung über die Jahre von seiner Geburt bis zur Abreise nach Weimar 1775 ehrlicherweise mit *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*. Auch wenn der Untertitel Goethes Bestreben ausdrückt, durch die Symbiose von *Dichtung* – im Sinne von Interpretation – und *Wahrheit* – als tatsächlich erinnerten Fakten – eine höhere Wirklichkeitsebene anzustreben, stellt sich hier doch die Frage, inwieweit ihm dies rückblickend aus der Perspektive des Alters gelungen ist, oder ob er nicht vielmehr ein Portrait seines Lebens geschaffen hat, das ihm selbst, vor allem in Anbetracht der vielen nachfolgenden Generationen von Lesern, angemessen erschien.⁴² Goethes Dasein als der *Stoff, aus dem die Träume sind*. Ein bekannter Schriftsteller und Staatsmann, der sich in der Welt von Reichtum und Luxus bewegt und noch dazu auch privat ein faszinierendes Leben zu bieten hat. Wie Goethes Dichterkollege Klabund so treffend formulierte: „*Goethe: dessen Leben selbst das vollkommenste Dichtwerk war, das je gelebt wurde.*“⁴³

Aber auch die Mitstreiter um die Gunst der geneigten Leserschaft haben es sich schon zu Lebzeiten Goethes nicht nehmen lassen, in den eigenen Werken Bezug auf ihren in der Regel berühmteren Dichterkollegen zu nehmen. Neid und Missgunst sind auch der erlauchten Dichterschaft nicht fremd und häufig genug Anlass, ausgiebige Kollegenschelte zu verteilen. Goethes Zeitgenosse Jakob Michael Reinhold Lenz war ihm jedoch (zunächst) wohlgesonnen

⁴¹ Johann Wolfgang von Goethe: *Wilhelm Meisters Wanderjahre*. In: Ders.: *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Erich Trunz. Bd. 8. Romane und Novellen III. München 1998. S. 440.

⁴² Ebenso gilt Goethes *Italienische Reise* mehr als ein stark stilisiertes Abbild der Historie denn als realistische Wiedergabe der tatsächlichen Ereignisse.

⁴³ Zit. nach: Marcel Reich-Ranicki: *Mein Goethe*. In: Ebd.: *Goethe noch einmal. Reden und Anmerkungen*. Stuttgart, München 2002. S. 13. [Im Folgenden abgekürzt: Reich-Ranicki 2002.]

und huldigt Goethe in seiner 1775 entstandenen Literatursatire *Pandaemonium Germanicum*⁴⁴. Gleichzeitig rechnet er mit der damaligen Literaturszene und ihren Größen ab. Im wahrsten Sinne des Wortes von oben herab – von der Höhe eines Berges, den Goethe mühelos bestiegen hat, Lenz selbst jedoch nur unter heftigster Anstrengung – polemisiert er gegen Wieland, Weisse, Gellert und J.G. Jakobi und lässt – ganz im Zeichen des Sturm und Drang – das Genie seines Dichterfreundes Goethe hell erstrahlen. In der dritten und vierten Szene des zweiten Aktes wettern Bürger, Küster und Pfarrer heftig gegen den Unruhestifter Goethe und bezeichnen ihn als den „*Antichrist*“, „*Teufel*“⁴⁵ und „*Hexenmeister*“⁴⁶ persönlich, der mit seinem *Werther* für unerwünschte Aufregung vor allem in der jüngeren Leserschaft gesorgt habe. Die beiden beinahe komödiantischen Szenen stellen die selbsternannten Hüter von Moral und Ordnung bloß und sollen zeigen, dass durch Goethes Schaffen eine neue Epoche in Literatur und Gesellschaft eingeläutet wurde.

Auch für die nachfolgenden Generationen von Schriftstellern waren Goethe und sein Leben hinreichend interessant, um in der einen oder anderen Form literarisch bearbeitet zu werden. Jedoch bleibt festzuhalten, dass die Vorgehensweise der deutschen Autoren dabei nicht ganz unverkrampft wirkte, während die Werke ihrer französischen Kollegen von „*einer, wahrscheinlich aus der weiteren Distanz erklärbaren, wesentlich größeren Freiheit den historischen Fakten gegenüber*“⁴⁷ gekennzeichnet waren. Den größten Meilenstein in der Goethe-Literatur stellt wahrscheinlich Thomas Manns Roman *Lotte in Weimar* dar. Ob mit diesem allerdings wirklich „*wohl zum erstenmal eine dichterische Überhöhung des biographischen Rohstoffes*“⁴⁸ gelungen ist, wage ich zu bezweifeln, bin ich bei meinen Recherchen doch auf noch frühere Schriften gestoßen, auf die dieses Urteil zutreffen könnte. Ich verweise an dieser Stelle auf die ausführliche Forschungsliteratur zu Thomas Mann und seinem Werk. Nur so viel zu *Lotte in Weimar*: Mann stellt uns Goethe aus verschiedenen Perspektiven vor. Anlässlich eines Besuchs seiner Freundin aus Jugendtagen kommt es nach langen Jahren zu einem erneuten Zusammentreffen der beiden in Weimar. Natürlich wird dieses Ereignis von der Öffentlichkeit neugierig beobachtet, verbinden sich Goethe und Lotte in ihren Augen doch mit dem berühmt-berüchtigten Liebespaar aus Goethes *Werther*.

⁴⁴ Veröffentlicht wurde das Werk in drei Akten jedoch erst 1819 posthum, da Goethe zum Zeitpunkt seiner Fertigstellung durch den Aufbruch nach Weimar einen Umschwung in seinem literarischen Denken und Schaffen zu erkennen gab und sich von der von Lenz vertretenen geistigen Strömung des Sturm und Drang abwandte. Zu dem in den folgenden Jahren 'zahmer' gewordenen Goethe mochte die von Lenz geschaffene Sichtweise nicht mehr so recht passen.

⁴⁵ Jakob Michael Reinhold Lenz: *Pandaemonium Germanicum*. In: Ders.: *Lenz – Werke in einem Band*. Hg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Berlin und Weimar 1980. S. 255.

⁴⁶ Ebd. Seite 255f.

⁴⁷ Frenzel 1970. S. 247.

⁴⁸ Ebd. S. 248.

Zunächst sind es die Sichtweisen Lottes und ihrer zahlreichen Besucher, die uns ein Bild des großen Mannes vor Augen führen, bevor wir in einem inneren Monolog Goethes *Seele* kennen lernen dürfen. Beim Mittagessen im großen Kreis entdeckt sich dem Leser der formelle Goethe, ehe zum Schluss in der Kutschenszene der höchst private, intime Goethe zum Vorschein kommt. Thomas Mann nimmt sich hier der „*Vermenschlichung und Entmythologisierung Goethes*“⁴⁹ an und folgt damit seinem zuvor mit den *Josef*-Romanen eingeschlagenen Weg der *Mensch-Werdung* mythologisierter Gestalten der Historie. Diese „*Fleischwerdung*“⁵⁰ Goethes erreicht ihren Höhepunkt in dem inneren Monolog der Hauptfigur, die kurz nach dem Aufwachen am Morgen tiefste Einblicke in ihr Inneres gewährt. So unterschiedlich die Perspektiven sind, aus denen Goethe betrachtet wird, so mannigfaltig ist auch das Charakterbild, welches sich dem Leser erschließt. Bedauerlicherweise fehlt diese „*Vielschichtigkeit der Goethe-Figur*“ in Egon Günthers Verfilmung des Romans von 1975, in der sie „*zugunsten einer eindimensionalen Sicht zurücktritt, bei der vor allem die Züge von Willkür, von Selbstüberhebung und Selbststilisierung kräftig hervorgekehrt werden.*“⁵¹

Wie man es auch dreht und wendet: In der fiktiven Beschäftigung mit Goethe spiegelt sich immer auch ein Stück Literaturgeschichte der jeweiligen Epoche wider. „*‘Jede Zeit’ habe, so Victor Klemperer, ‘von Goethe ein anderes Bild’.*“ Auch wenn Bernd Leistner diesen Ausspruch relativiert, denn „*jede ‘Zeit’ [sei] in sich widerspruchsvoll*“, weshalb man nur schwerlich „*jeweils von einem zeittypischen Goethebild sprechen*“⁵² könne. Doch auch vor diesem eingeschränkten Hintergrund lassen die Einstellung zu und der Umgang mit Goethe viel erkennen über die Gesamtheit literarischer Strömungen der jeweiligen Zeit: Die Literaturgeschichte wird damit also selbst zum Thema der Werke. Aber nicht ausschließlich das synchrone Goethebild ist von Interesse, sondern auch das diachrone, das im Laufe der Rezeptionsgeschichte enormen Schwankungen unterlegen war. Es gab Epochen, da wagte man sich gar nicht erst an das große Genie heran: Die Gefahr einer möglichen Verunglimpfung durch unsachgemäße Behandlung war einfach zu groß; zuviel Ehrfurcht und grenzenlose Bewunderung des ‚Gottes‘ Goethe verhinderten eine andere Annäherung an ihn als die in tiefer Verbeugung und sprachloser Verehrung. So erklären sich auch zeitliche Lücken in der Goethe-Fiktion. Auch die Goethe-Bibliographie – in erster Linie von

⁴⁹ Werner Fritzen: „*Den Mythos auf die Beine stellen.*“ *Die Mensch-Werdung Goethes in Thomas Manns Roman Lotte in Weimar.* In: Markus Hänsel-Hohenhausen (Hg.): *Im Namen Goethes! Erfundenes, Erinnertes und Grundsätzliches zum 250. Geburtstag Johann Wolfgang von Goethes.* Frankfurt am Main 1999. S. 33.

⁵⁰ Ebd. S. 34.

⁵¹ Bernd Leistner: *Unruhe um einen Klassiker. Zum Goethe-Bezug in der neueren DDR-Literatur.* Halle/Leipzig 1978. [Im Folgenden abgekürzt: Leistner 1978.] S. 82.

⁵² Ebd. S. 8.

eingeschworenen Goetheanern betrieben – trug dazu bei, Goethes Heiligenstatus zu bewahren und vernachlässigte die Aufnahme ´anrühiger´ Titel in ihre ansonsten umfangreichen Ausgaben. Am Denkmal Goethe sollte nicht gekratzt werden – eine unkritische Einstellung, die man bedauerlicherweise selbst heute noch vereinzelt finden kann. Eine der wenigen rühmlichen Ausnahmen bildet in dieser Hinsicht der Expressionismus, dessen Künstler sich bezüglich Goethe mehr (zu-)trauten: Diejenigen, die sich nicht vollends von Goethe abwandten, verfielen in das andere Extrem, bezwangen die Mauer der blinden Verehrung und rechneten schonungslos mit dem ´Klassiker´ ab, was natürlich auch in ihren Werken Niederschlag findet.

Der fiktive Goethe findet sich bis hinauf in unsere Zeit durchgehend in der Literatur. Leider kann ich in dieser Arbeit nur die Spitze des Eisberges abtragen, sprich: mich einigen Werken der letzten Jahre widmen (mit einer Ausnahme: Polgars und Friedells Text, der trotz seines älteren Erscheinungsdatums immer noch hochaktuell ist und einen anderen Aspekt anspricht, als alle meine übrigen Texte). Zum Schluss unseres kleinen Streifzuges durch die Geschichte möchte ich jedoch noch Folgendes bemerken: Das ansonsten ausgezeichnete Lexikon der Stoffgeschichte von Elisabeth Frenzel schweigt sich aus über den fiktiven Goethe in der Zeit zwischen Thomas Manns *Lotte in Weimar* (1939) und Peter Hacks´ *Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe* (1976). Die dritte Ausgabe des Lexikons von 1970 endet zeitlich mit Manns Roman, die neunte Ausgabe (1998) erweitert seinen Eintrag ausschließlich um das Theaterstück des DDR-Autors. Es scheint also, als hätten sich in diesen 28 Jahren nicht viele Autoren mit *Goethe redivivus* beschäftigt, glaubt man der Stoffgeschichte. Doch dies ist weit gefehlt, wie ich bei meinen Recherchen feststellen konnte!

3. Faszinosum Goethe

„goethe ist der goethe deutschlands“⁵³

Die Gründe, wieso ein Autor ausgerechnet auf Goethe als literarische Figur zurückgreift, sind unterschiedlicher Natur. Einige von ihnen an Hand ausgewählter Beispiele aufzuspüren, wird ein Anliegen dieser Arbeit sein. Grundsätzlich differenzieren muss man zwischen zwei Arten, wie und warum sich ein Autor mit Goethe beschäftigen kann.

3.1 Im Blickpunkt: Goethe

Stehen Goethe bzw. seine Interessen im Mittelpunkt, beabsichtigt der Autor möglicherweise eine Huldigung des Dichters oder auch genau das Gegenteil: Ablehnung. Goethe selbst hat immer schon die Gemüter und Geschmäcker polarisiert und zur Stellungnahme aufgerufen. Hierbei spielen sowohl die persönliche Einstellung des Autors zu Goethe eine Rolle als auch der jeweilige Zeitgeist, von dem auch die literaturwissenschaftlichen, gesellschaftlichen und nicht zuletzt individuellen Einstellungen gegenüber Goethe als Person und Schriftsteller abhängen. In diesem Fall gehört die Beschäftigung mit Goethe in den Bereich seiner Rezeptionsgeschichte, die im Lauf der Zeit einen starken Wandel erfahren hat.

Weitere Absichten, die der Autor haben könnte, wären Klarstellungen und Beseitigungen von Unwahrheiten bezüglich Goethes Biographie – egal ob zu Gunsten oder zum Nachteil des Dichters. Gerade die vielen Widersprüche in seinem Charakter und Leben sowie die offenen Fragen und Lücken in seiner Biographie laden zu zahlreichen Spekulationen ein und rufen geradezu dazu auf, mit fiktiven Geschichten gefüllt zu werden. Ansatzpunkte dafür finden sich zu Hauf; von besonderem Interesse scheint in dieser Hinsicht aber Goethes Liebesleben zu sein, das voller Ungereimtheiten steckt.⁵⁴ In diese Kategorie fällt auch die Möglichkeit des Spiels mit dem berühmten Namen und der bedeutenden Persönlichkeit, das auf viele Autoren einen ganz besonderen Reiz ausübt. Goethe wird hier bevorzugt Situationen ausgesetzt, die er gar nicht erlebt hat oder sogar gar nicht erlebt haben kann. Sprich: Goethe findet sich

⁵³ riha 1999. S. 45.

⁵⁴ Vgl. das Schauspiel von Peter Hacks: *Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe*. Gemeinsame Uraufführung 20. März 1976 am Staatsschauspiel in Dresden und 16. Oktober 1976 am Maxim Gorki Theater in Berlin. Sowie: Klaus Tudyka: *Mann von Stein. Monolog des Dritten im Bunde*. Warendorf 1997. Beide thematisieren Goethes langjährige und geheimnisumwobene Beziehung zu Charlotte von Stein.

reinkarniert in unserer Zeit⁵⁵ oder in Italien, *Faustinas Küsse*⁵⁶ empfangend, wieder. In der Fiktion wird durchgespielt, wie sich Goethe verhalten hätte, wäre er solchen Situationen ausgesetzt gewesen. Nicht zuletzt spielt dabei ein gehöriges Maß an Schadenfreude eine Rolle, wenn sich der große Olympier zum Beispiel mit den modernen Technologien und Wirren unserer Zeit konfrontiert sieht und dabei nicht selten eine komische Figur macht. Mit zärtlich-herablassendem Blick betrachtet der Leser das vermeintliche Genie bei seinen zunächst hilflosen Bemühungen, sich in der Moderne zurechtzufinden. Frei nach dem Motto *Nobody is perfect* – auch Goethe nicht – gewinnt man so ein beinahe menschliches Verhältnis zu dem ansonsten oft verherrlichten und damit abgehobenen Dichturfürsten.

3.2 Im Blickpunkt: der Autor

Im anderen Fall hat der Autor weniger Goethes Interessen im Blick, sondern vielmehr seinen persönlichen Vorteil im Auge, wenn er Goethe als fiktive Figur verwendet: „*Zu ihm [Goethe, M.G.] wird das eigene Künstlertum in eine – je nach individueller Disposition – affinitive oder adversative Beziehung gebracht; die Auseinandersetzung mit ihm dient in vielen Fällen der Klärung und Festigung eigener Positionen.*“⁵⁷ Im Hinblick auf „*literarische Traditionsbildungen und Abgrenzungen*“⁵⁸ könnte eine Beschäftigung und Auseinandersetzung mit dem großen Dichterkollegen zur eigenen Standortbestimmung dienen, egal ob angezogen oder abgestoßen vom bedeutenden Pol Goethe. Auch hier entscheiden nicht zuletzt die aktuelle Kunstströmung und gesellschaftliche Tendenzen darüber, ob Goethe und sein Werk als gut, und damit als Vorbild, oder als abschreckendes Beispiel verstanden werden.

Möglicherweise dient Goethe aber auch als Transportmedium für die Botschaften des Autors oder für die Anliegen Dritter. „*Johann Wolfgang von Goethe und mit ihm sein Werk sind bis in die Gegenwart als Vehikel kulturell-religiöser, politischer und dann ideologischer, jedenfalls nichtgoethischer Interessen benutzt oder unterdrückt worden – mehr wohl als irgendein anderer Schriftsteller in der Geschichte.*“⁵⁹ In der Regel wird jeder Deutsche im Lauf seines Schülerlebens mindestens einmal mit Goethes Schriften konfrontiert; dies

⁵⁵ Vgl. Jakob 1994.

⁵⁶ Vgl. Ortheil 2000.

⁵⁷ Leistner 1978. S. 112.

⁵⁸ von Zimmermann 2000. S. 7.

⁵⁹ Markus Hänsel-Hohenhausen: Vorwort. In: Ders. (Hg.): *Im Namen Goethes! Erfundenes, Erinnertes und Grundsätzliches zum 250. Geburtstags Johann Wolfgang von Goethes*. Frankfurt am Main 1999. S. 9.

geschieht in den meisten Fällen aber auf eine leider eher abschreckende als zur weiteren Beschäftigung einladende Art und Weise. Daher ist der Dichter trotz aller Berühmtheit „*nie ein wirklich gelesener und gerade deshalb für Projektionen gut geeignet*“⁶⁰. Man kann ohne zu zögern von einer regelrechten Ausnutzung sprechen, lässt man die Vergangenheit Revue passieren und untersucht, zu welchen Zwecken der Dichter schon eingespannt wurde. Mit dem Namen Goethe schafft man sich Aufmerksamkeit und Gehör, Goethes Ansehen war schon immer so groß, dass man sich durch ihn und mit ihm als Sprachrohr Respekt verschaffen konnte. Goethes Werke – auch lange nach ihrer Entstehung noch von großer Bedeutung, Aktualität und Brisanz – sind derart welthaltig, dass sie einen beinahe unendlichen Interpretationsspielraum bieten, unter verschiedenen Gesichtspunkten gelesen und gezielt zu eigenen Zwecken eingesetzt und damit ausgebeutet werden können. Genau dies ist in der Vergangenheit mehr als nur einmal mit Goethes Leben und Werk geschehen.

Eine untergeordnete Kategorie dieser Abteilung finden wir dann vor, wenn mit Goethe, und dies geschieht gar nicht so selten, Gesellschaftskritik betrieben wird. Goethes Wort hat Gewicht, man nimmt den bekanntermaßen klugen Mann ernst, Goethe gilt „*als ein ahnungsvoller und abgeklärter Weiser [...], der zu einer transzendental gerichteten verinnerlicht-poetischen Weltschau*“⁶¹ aufruft. Goethe als Kritiker der Moderne finden wir auch in den später noch ausführlich behandelten Texten von Polgar und Friedell, Conrady, Jakob und Dürrson wieder. Manfred Osten, Generalsekretär der Alexander-von-Humboldt-Stiftung in Bonn, widmete diesem Thema eigens ein erst kürzlich erschienenes Buch⁶², in dem er mit Hilfe von Goethe, laut Heine einem „*Stabilitätsnarr[en]*“, für die „*Entschleunigung der Zeit*“⁶³ eintritt. In einem in der *Zeit* zu Werbezwecken für das Buch erschienenen Artikel skizziert Osten einen Traum, den er vor kurzen gehabt habe, und in dem ihm Goethe erschienen sei.⁶⁴ Er erblickt den Dichter in der Pose liegend, in der Tischbein ihn gemalt hat. Goethe, mit „*seinem langen weißen Reisemantel und dem großen Schlapphut der italienischen Reise*“ wie auf dem berühmten Gemälde gekleidet, setzt sich auf und möchte mit seinem neuen Begleiter Osten die Welt von heute erkunden. (Hier ähnelt die Handlung stark dem Vorgehen von Conrady, Jakob und Dürrson, in deren Werken Goethe auf eben solch eine Erkundungstour geht.) Als erstes erliegt er der Bilderflut in einem Kino, die ihm „*in ihrer faustischen Beschleunigungskultur*“ wie „*Magie*“ vorkommt und ihn Hals über

⁶⁰ Ebd.

⁶¹ Leistner 1978. S. 102.

⁶² Manfred Osten: „*Alles veloziferisch*“ oder *Goethes Entdeckung der Langsamkeit*. Frankfurt am Main und Leipzig 2003.

⁶³ Ebd. S. 17.

⁶⁴ Vgl. Manfred Osten. *Ich habe einen Traum*. In: *Die Zeit*. Nr. 15, 3. April 2003. S. 60.

Kopf aus dem Saal flüchten lässt. Für Goethe ist die *„Adaption seiner Sinne an eine rasant beschleunigte Wahrnehmung“*, die Gewöhnung an eine *„Spaß- und Unterhaltungsgesellschaft, die sich bereits im Zeichen grandioser Oberflächigkeit zu Tode amüsierte“* (Theodor Adorno und Neil Postman lassen grüßen!), zu viel. Auf der Straße angekommen zeigt sich Goethe *„sichtlich enttäuscht“*, als ihn keiner der Vorübergehenden erkennt. Aber das Umfeld, unser heutiges Berlin, wie inzwischen klar geworden ist, zieht seine volle Aufmerksamkeit schnell wieder auf sich. Er *„lässt sich den Ausdruck ‘Fast Food’ erläutern“* und begutachtet fassungslos die Schnelligkeit der ICEs. Nach seinem Rundgang durch die Stadt wirkt Goethe wie erschlagen von all dem Neuen und *„ein wenig ratlos und müde“*. Er besitzt auch keine Antwort auf die *„rasante Beschleunigung der Lebensverhältnisse“*, nur soviel ist ihm bewusst: Es gibt zwei Wege, mit der Situation umzugehen, einer so schlecht wie der andere: Entweder man nimmt an der Beschleunigung teil und trägt so zum Verderben bei, oder man entzieht sich dem Ganzen durch Flucht. Nach dieser Äußerung verschwindet er. Weder er noch Autor Osten haben eine akzeptable Lösung für dieses Problem vorzuweisen; die mit diesem Text intendierte Absicht war vielmehr eine Bestandsaufnahme unserer heutigen Zeit.

Ein letzter Punkt in dieser kleinen Auflistung sei noch genannt: Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass der Name Goethe ein ‚Markenname‘ ist, mit dessen Hilfe sich viel Geld verdienen lässt:

*„hast du hunger: goethe-wurst
goethe-cola gegen den durst
beim bäcken gibt es goethe-brot
ruf die goethe-pietät, so jemand tot“⁶⁵*

Der kluge und vorausschauende Erich Kästner ahnte bereits zu Beginn des Jahres 1949, anlässlich der anstehenden Feiern zu Goethes 200. Geburtstag, was auf die Deutschen zukommen würde: ein *„Goethe-Derby über die klassische 200-Jahr-Strecke!“* Sein Fazit: *„Es dürfte schrecklich werden. Keiner wird sich lumpen lassen,“⁶⁶* jeder wird seinen Teil zu den Feierlichkeiten beitragen und gleichzeitig davon profitieren wollen. Kästner erwartete das volle Programm: von *„der falschen Feierlichkeit bis zur echten Geschmacklosigkeit“⁶⁷*. Ob es die befürchteten *„Berlichingen-Fausthandschuhe“* für Skifahrer oder den

⁶⁵ riha 1999. S. 58.

⁶⁶ Kästner 1999. S. 5.

⁶⁷ Ebd. S. 6.

„Goethebüstenhalter, Marke Frau von Stein“⁶⁸ tatsächlich gegeben hat, wage ich zu bezweifeln. 50 Jahre später jedoch wurden Kästners schlimmste Vorahnungen von der Wirklichkeit noch übertroffen: Wer erlebt hat, mit welcher zum Teil kuriosen Ideen der Markt 1999 zu Goethes 250. Geburtstag überschwemmt wurde, wird Goethes Nutzen als verkaufskräftiges Zugpferd einzuschätzen wissen: Ob Goethe-Schnuller oder Goethe-Maske, Faust-Briefbeschwerer oder Gretchen-Strumpfhose – kein Souvenir war den Geschäftsleuten zu ausgefallen, um mit ihm nicht der Erinnerung an Goethe und natürlich auch dem eigenen Geldbeutel einen Dienst zu erweisen.⁶⁹ Ein Wunder, dass Goethe den Rummel um seine Person unbeschadet überstanden hat.

Ein besonders ehrgeiziges Projekt, die Geschäfte des Buchmarktes anzukurbeln, stellt Kai Riedemann vor: Man macht sich neueste Computertechniken und Forschungsergebnisse aus dem Bereich der künstlichen Intelligenz zu nutze, um Goethe selbst, bzw. seinen Verstand, wieder zu erschaffen.⁷⁰ Natürlich ist dieses Projekt eindeutig, wie seine Aufnahme in ein *Science Fiction Magazin* beweist, in den Bereich der *wissenschaftlichen Fiktion* zu verweisen. Ein interessantes Gedankenspiel ist es dennoch! Warum sollten sich Forscher nur mit *künstlicher Intelligenz* beschäftigen und nicht auch mit *künstlicher Kreativität*? Dementsprechend ‚werkelt‘ seit Jahren eine Gruppe von Wissenschaftlern am *Interdisziplinären Forschungszentrum für Künstliche Kreativität (IFKK)* in Hamburg unter der Leitung von Kim Barkmann an „der Schaffung eines sogenannten ‚Goethe-Computers‘.“ In seinem nicht ganz ernst gemeinten „*Exklusiv-Bericht*“ enthüllt Riedemann, dass die Bemühungen um „einen sprach- bzw. dichtbegabten Computer“⁷¹ inzwischen sogar schon von Erfolg gekrönt sind. Basierend auf literatur- und sprachwissenschaftlichen Untersuchungen von Goethes Werken wurde ein Programm entwickelt, welches „*Wortschatz, Stilempfinden, Satzbau, Inhalte, Entwicklungen, schematische und syntaktische Strukturen*“ sowie „*sämtliche Daten über Goethes Leben und Lieben und alles, was über den klassischen Dichter sonst noch bekannt ist*“ miteinander verbindet, und davon ausgehend in der Lage ist, „*neue Gedichte, Dramen und Romane aus der Feder von Johann Wolfgang von Goethe [...] auf synthetisch-sprachkreativem Wege*“⁷² herzustellen. Man darf also in naher Zukunft gespannt sein auf neue Werke in alter Goethe-Tradition, auf „eine Umstrukturierung des

⁶⁸ Ebd. S. 5.

⁶⁹ Zu sehen war eine breite Auswahl dieser Kuriositäten in der von Karl Riha unter Mitarbeit der Autorin organisierten Ausstellung *Goethe-Souvenirs*: 1999 in Montabaur und Siegen, 2000 in der Frankfurter Universitätsbibliothek.

⁷⁰ Kai Riedemann: *Ein neuer Goethe? Sensationelles Forschungsprojekt an der Universität Hamburg. Ein Exklusiv-Bericht von Kai Riedemann*. In: Wolfgang Jeschke (Hg.): *Heyne Science Fiction Magazin 10*. München 1983. S. 57-61.

⁷¹ Ebd. S. 57.

⁷² Ebd. S. 59.

*Marktes zugunsten anspruchsvollerer, wenn auch synthetischer Dichtung*⁷³! Warum ausgerechnet Goethe? Ursprünglich war beabsichtigt gewesen, „den Computer mit den Sprach- und Lebensdaten Karl Mays zu füttern, da die Absatzprognosen für *‘Winnetou 5. Teil’* vielversprechender waren als für diverse *‘Faust-Fortsetzungen’*“. Dieses Vorhaben musste jedoch aufgegeben werden mangels ausführlicher Untersuchungen der Werke Karl Mays, auf die man hätte zurückgreifen können. Die Goethe-Forscher waren eben fleißiger! In Zukunft erwarten den Leser also Werke von Goethe, die auch zu aktuellen Themen Stellung nehmen, etwa „*‘Sah ein Knab ein Röslein stehn’ zur Zerstörung der Heideflora, ‘Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?’ zur Kindesentführung oder ‘Der Zauberlehrling’ anlässlich von Überschwemmungskatastrophen!*“ Abgesehen werden müsse jedoch, so Projektleiter Barkmann, leider von Themen wie „*Startbahn West und Kernenergie [...], da beide Wörter nicht im Sprachspeicher enthalten sind.*“⁷⁴ Noch gilt es allerdings, ein letztes Hindernis zu überwinden: Dass das Programm tatsächlich als gelungen betrachtet werden darf, der Computer also tatsächlich *wie Goethe denkt*, beweist das folgende Problem, welches sich beim Probelauf einstellte: Der synthetische Dichter, schon zu Lebzeiten ein wenig störrisch und nur schwer für fremde Zwecke zu instrumentalisieren, reagierte mit einem „*Kurzschluß*“⁷⁵ auf das Vorgehen der Wissenschaftler. Ihm scheinen sowohl die Idee des künstlichen Dichtens als auch der kommerzielle Gedanke, der hinter all dem steckt, nicht gefallen zu haben, weshalb er die Zusammenarbeit mit den Forschern schlicht und sinnig verweigerte! Aber auch da weiß die Wissenschaft von heute Rat: Ein anerkannter Psychologe und Psychiater ist schon mit der Entwicklung einer Therapie für den *künstlichen Goethe* beschäftigt, um ihn letztendlich doch noch zur Kooperation zu bewegen – ein belustigendes wenn auch ein wenig beängstigendes Gedankenspiel, das Riedemann hier anstellt: *Goethe redivivus* in Form von Schaltkreisen! Ein Glück, dass alles nur der Phantasie eines Science Fiction-Autors entsprungen und die gegenwärtige Forschung noch meilenweit von solchen Entwicklungen entfernt ist! Aber solcherlei Improvisationen über Goethe belegen eindrucksvoll, wie *gegenwärtig* und in aller Munde der verstorbene Dichter auch heute noch ist.

Man sieht, wie vielfältig die Gründe sein können, aus denen Goethe als Figur aufgegriffen wird: Diese Vielfalt hat ihre Ursache in seiner Mannigfaltigkeit. Martin Walser hinterfragt zu Recht, „*für welches eigene Defizit man Goethe jeweils herbemüht. Da er unser größtes*

⁷³ Ebd. S. 60.

⁷⁴ Ebd. S. 59.

⁷⁵ Ebd. S. 60.

*Kaufhaus ist, findet bei ihm jeder, was er braucht.*⁷⁶ Goethe als Selbstbedienungsladen, in dem sich zu Kompensationszwecken jeder das nehmen kann, woran es ihm mangelt und wessen er bedarf.

⁷⁶ Martin Walser: *Goethes Anziehungskraft*. In: *Aufsätze zur Literatur*. Frankfurt am Main 1997. S. 607.

4. Goethe Superstar

„die orden an der brust!
 die haare wohlgebürst!
 schaut her!
 ich bin der dichterfürst“⁷⁷

Was aber macht ausgerechnet Goethe zum beliebten Element fiktionaler Texte? Warum gerade er? Warum nicht ein anderer an seiner Statt? Warum ist Goethes Nachruhm ungleich größer als der anderer, zweifellos ebenso bedeutender Persönlichkeiten der Geschichte?

4.1 Der Weg bis zum eigenen Stern auf Hollywoods *Walk of Fame*: Starqualitäten

Goethe führte ein aufregendes Leben. Egal unter welchem Aspekt man seine Biographie betrachten mag, sie bietet ausreichend Ereignisse, um ihn auch noch Jahrhunderte später zu einem höchst interessanten Mann zu machen. Bis heute interessiert sich das Publikum nicht ausschließlich für die Texte eines Schriftstellers, sondern auch für ihn als Menschen. Ähnlich wie bei Schauspielern fesselt das Privatleben oft mehr als das eigentliche, berufliche Schaffen. Ein Künstler, der ausschließlich solide Arbeit leistet, wird zwar geschätzt, das Zeug zum Star hat er aber deshalb noch lange nicht. Dazu bedarf es mehr: Das breite Publikum möchte unterhalten werden, am besten mit Einzelheiten aus dem privaten Bereich. Es sind zweifellos nicht immer die Besten ihres Fachs, die die größte Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen, sondern in der Regel diejenigen, die sich am geschicktesten verkaufen (sprich: vermarkten) können. Und das ging schon immer am besten über Emotionen.

Die Öffentlichkeit möchte *bewegt* werden, am Leben ihres Stars teilhaben: ihn lieben und hassen, mit ihm leiden und sich mit ihm freuen, ihn bewundern und beneiden – kurz: ein *Second Hand-Leben* durch ihn führen, das aufregender ist als das eigene. Hier liegt auch der Unterschied zwischen Goethe und Schiller: Ersterer hatte neben seinen künstlerischen Begabungen noch das ‚gewisse Etwas‘, das man mit dem Ausdruck Starqualitäten bezeichnen könnte. Er konnte die Bedürfnisse der Öffentlichkeit nach Sensationen aus dem privaten Bereich hervorragend bedienen. Schiller *als Figur* hingegen war und ist nie so publikumswirksam gewesen wie sein Dichterkollege, was aber nicht gegen die Qualität seiner Texte spricht, sondern durch sein von Krankheit gezeichnetes, weitestgehend unauffälliges

⁷⁷ riha 1999, S. 14.

Leben verursacht wurde. Nie hat er *als Person* in der breiten Öffentlichkeit die Größe und Bedeutung eines Goethe erlangt. Er war einfach nicht spektakulär, nicht *schillernd* genug. Optisch deutlich macht dies sogar das Weimarer Goethe-Schiller-Denkmal vor dem Nationaltheater, das die beiden gleich groß zeigt, obwohl Schiller seinen Kollegen um Haupteslänge überragt hat. Noch nicht einmal dort ist es ihm also vergönnt, der Größere zu sein. Goethe ist *der Klassiker* schlechthin, das Maß aller Dinge. 'Goethe Superstar' – wäre Goethe heute noch am Leben, er wäre ein gefundenes Fressen für die Boulevardblätter und würde so manch einem Paparazzi Lohn und Brot verschaffen.

Die Literatur um und mit Goethe übt eine ähnliche Funktion aus, wie die heutige Boulevardpresse bei lebenden Persönlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens: das Interesse der breiten Öffentlichkeit zu befriedigen, wenn es sein muss auch mit erfundenen Geschichten: Ich erinnere hier noch einmal an Klabunds Zitat: „*Goethe: dessen Leben selbst das vollkommenste Dichtwerk war, das je gelebt wurde.*“⁷⁸

4.2 Der *magische* Goethe und seine Anziehungskraft

Goethes Leben war von Beginn an bis ins hohe Alter geprägt von seinem widersprüchlichen, höchst komplizierten Charakter. Der charismatische, in seinem Verhalten überaus ambivalente Goethe zog die Menschen geradezu *magisch* an. Er verstand es mit seinen 'Entertainerqualitäten' ausgezeichnet, sein Publikum zu unterhalten und hätte sich sicher auch in der heutigen Medienwelt zu präsentieren gewusst. Goethe zu beschreiben, seinem komplexen Charakter gerecht zu werden, war nie einfach, wie schon die in hohem Maße unterschiedlichen Zeugnisse seiner Zeitgenossen belegen. Bereits zu Lebzeiten hat er die Gemüter erregt und die Geschmäcker gespalten – durch seine Werke ebenso wie durch seinen Lebenswandel. Nicht nur der zum Teil provozierende Charakter seiner Dichtungen, sondern auch seine umstrittene Lebensführung, die für die damalige Zeit sehr ungewöhnlich war und nicht selten sogar als unmoralisch galt, gaben häufig Anlass für Gerede. Langweilig wurde es jedenfalls um den bedeutenden und bekannten Mann nie: Das Hause Goethe sorgte in der Weimarer Gesellschaft stets für genügend Gesprächsstoff und ließ die Klatschmäuler nicht zur Ruhe kommen: Ob es in jungen Jahren das zügellose Leben an der Seite Herzog Carl Augusts oder etwas später seine rätselhafte Beziehung zu Charlotte von Stein waren, ob die wilde Ehe mit seiner 'Haushälterin' Christiane Vulpius, mit der er zahlreiche uneheliche

⁷⁸ Zit. nach: Marcel Reich-Ranicki 2002. S. 13.

Kinder zeugte, von denen jedoch nur August überlebte, oder seine Liebe zu der jungen Ulrike von Levetzow, der er noch als Greis den Hof machte. Skandale über Skandale erschütterten das Umfeld dieses Mannes, der wie ein unglaublich starker Magnet die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zog und sie bis heute noch nicht loslässt. Wie war es eigentlich um sein mehr als merkwürdiges Verhältnis zu seiner Mutter und der Heimatstadt Frankfurt bestellt, die er auffällig stark zu meiden suchte, und was hatte es auf sich mit der denkwürdigen Wetzlarer Dreiecksgeschichte aus seiner Jugend, die sogar Eingang in die Literaturgeschichte gefunden hat? Sein merkwürdig distanzierendes Verhalten beim Tod selbst nahestehender Menschen gab Rätsel auf und trat eine Lawine von Spekulationen los. Manch ein Verhalten wird Goethe bis heute übelgenommen, so zum Beispiel die Tatsache, dass er seine geliebte Christiane nicht schon früher öffentlich zur Frau Geheimrat gemacht und damit jahrelang dem Gespött und Gerede der 'feinen' Gesellschaft ausgesetzt hat. Personen des öffentlichen Lebens waren schon immer dem Urteil der Gesellschaft ausgesetzt. So auch Goethe, der bis heute die Gemüter zu erregen vermag. Die aufregendsten Geschichten schreibt das Leben selbst. Goethes Dasein bietet ausreichend Stoff, um Substanz für die Dichtung anderer zu liefern. Sogar aus heutiger Sicht besitzt es genügend Relevanz, ist damit auch für den modernen Menschen von Belang und durchaus geeignet, Grundlage für Diskussionen zu bilden. Goethes Vielseitigkeit ist so enorm, dass er in den unterschiedlichsten Kontexten auftauchen kann. Macht ihn dies letztendlich unsterblich? Sind es weniger seine Werke, die ihn haben überdauern lassen, sondern sind vielmehr sein Charisma und sein außergewöhnlicher Charakter die Ursachen?

Jeder kennt Goethe, selbst die deutsche Kultur im Ausland wird von Instituten unter seinem Namen vertreten. Aber was von ihm kennt man wirklich? Goethe darf zu Recht als Ausnahmenschon bezeichnet werden. Keine lebende und kaum eine verstorbene Persönlichkeit des öffentlichen Lebens besitzt so viele Gesichter, in die man so vieles hineininterpretieren kann; keine lässt soviel Spielraum für Spekulationen und Fiktionen. Niemand zuvor war auf so vielen Gebieten aktiv und erfolgreich: Dichter, Politiker, Wissenschaftler, Frauenheld. Sein Ruhm war zu seiner Zeit schon groß, heute ist er beinahe grenzenlos. Dies ruft natürlich sowohl zahlreiche Verehrer als auch ebenso viele Neider und Kritiker auf den Plan, die es sich nicht nehmen lassen, ihre Sicht der Dinge zum Thema Goethe zu verbreiten. Im Laufe der Zeit war der Dichter somit sowohl unangemessenen Lobhudeleien als auch harscher Kritik ausgesetzt. Eine unvoreingenommene Sicht auf Goethe schien in der Vergangenheit kaum möglich gewesen zu sein: Entweder galt er als *der* Dichterkönig und Geistesheros schlechthin, an dessen Thron man unter keinen Umständen

rütteln durfte, oder aber er wurde als abscheulicher Mensch und verachtenswerter Fürstendiener verurteilt. Auch heute noch ist an einen zwanglosen Umgang mit ihm nicht zu denken, zu herausragend aus der Masse ist sein Genius, als dass man ihm mit der Anwendung herkömmlicher Kategorien gerecht werden könnte. Da man den historischen Goethe schon zu Lebzeiten nicht fassen konnte, umso weniger kann uns das heute gelingen.

5. Goethes viele Gesichter

„ohne szepter freilich!
 ohne krone!
 als dichterfürst
 Oben – ganz ohne!“⁷⁹

Obwohl sich jeder Autor auf seine ganz spezielle Art und Weise mit dem großen Meister auseinandersetzt, gibt es doch bestimmte Motive und Themenbereiche, die immer wieder im Rahmen der Goethe-Fiktion auftauchen. Ebenso gibt es gewisse Charaktereigenschaften, die dem bekannten Dichter stets mehr oder weniger gerechtfertigt zugewiesen werden. Da diese Motive, Themen und Eigenschaften sich wie rote Fäden durch die Dichtung um Goethe ziehen, möchte ich einige von ihnen an dieser Stelle kurz vorstellen, um sie dann im weiteren Verlauf der Arbeit an den jeweiligen Werken nachzuweisen. Dabei muss jedoch ungeklärt bleiben, ob das in der Fiktion erstellte Bild von Goethe in der Tat dem Charakter des historischen Goethe entspricht; ein solcher Versuch, „*die Lebenden an den Toten messen zu wollen*“, wäre „*absurd*“ und borniert, denn „*auch der Schlaueste [ist] nicht im Vollbesitze der Wahrheit*“⁸⁰. Mich interessiert vielmehr, *warum* ein Verfasser Goethe auf seine besondere Art darstellt und welche Beweggründe dahinterstecken.

5.1 Goethes angedichteter Charakter

An dieser Stelle auf sämtliche (Charakter-)Eigenschaften einzugehen, die Goethe im wahrsten Sinne des Wortes angedichtet werden, halte ich für überflüssig. Den meisten von ihnen werden wir bei der Untersuchung der Sekundärliteratur noch begegnen, wo ich sie an Ort und Stelle durch Beispiele anschaulich belegen werde. Hier nur soviel: Goethe wird in den meisten Fällen als egozentrisches Wesen beschrieben, dem man mit herkömmlichen Kategorien des Menschlichen kaum gerecht werden kann.

Unbestritten ist sein hochkarätiges, künstlerisches Potential, welches ihn über seine Mitmenschen erhebt. Sympathisch macht ihn dies jedoch noch lange nicht: Zwar wird er bewundert und verehrt, zugleich aber auch gefürchtet und beargwöhnt. Er gilt als Egoist, der sich bewusst von Dingen distanziert, die ihn nicht unmittelbar betreffen. (Diese Annahme

⁷⁹ Riha 1999. S. 14.

⁸⁰ Leistner 1978. S. 106.

mag ihren Ursprung in folgender historischen Tatsache haben: Zeitgenossen nahmen es Goethe übel, dass er Künstlertum und politische Einflussnahme voneinander trennte. Anstatt soziale Missstände zu erkennen und sich gesellschaftlich zu engagieren, zog er sich weitestgehend in seinen kreativen 'Elfenbeinturm' zurück.)

Betrachtet man die Überlieferungen, die Zeugnis ablegen über sein Benehmen gegenüber den Mitmenschen, so zeichnet sich wahrhaftig ein nur wenig freundliches Bild: Böse Zungen könnten behaupten, Eckermann sei ausgenutzt und hingehalten worden, Christiane habe sich jahrelang und trotz mehrerer Schwangerschaften mit der schwierigen und entwürdigenden Stellung einer angeblichen *Haushälterin* abfinden müssen, bevor sich der Geheimrat endlich zu einer Heirat herabließ. Über Goethes Verhalten in Gesellschaften und bei festlichen Zusammenkünften existieren Augenzeugenberichte, denen zufolge man auf seine Marotten und Eigenarten Rücksicht zu nehmen gewohnt war. Unangenehme Nebensächlichkeiten wurden von ihm ferngehalten, um jegliche Art von Störung und Belästigung zu vermeiden (auch wenn dies für seine Mitmenschen oft nicht so ganz einfach gewesen sein dürfte). Alles in allem zeichnet sich das Portrait eines vom Schicksal begünstigten Mannes: mit großen Talenten gesegnet, im behüteten Elternhaus privilegiert aufgewachsen und erzogen, stets umsorgt und finanziell abgesichert. Auf dieser Basis konnte er sowohl im Künstlertum als auch im Staatswesen eine große Karriere machen. Seine Schwierigkeiten mit dem Leben trägt er auf anderen Gebieten aus, als dies die meisten seiner Mitmenschen tun: Anstatt, wie viele seiner Zeitgenossen, um das eigene Überleben und das seiner Familie kämpfen zu müssen, ringt Goethe mit *höheren Mächten*. Ihm geht es um Dinge wie Selbstdefinition und Erkennen des eigenen Weges (vgl. meine späteren Ausführungen zur Italienreise) sowie um künstlerische Problemstellungen. Verglichen mit den Lasten seiner Zeitgenossen, die nicht selten um ihre nackte Existenz zu kämpfen hatten, handelt es sich um wahre *Luxussorgen!*⁸¹

Goethe ist es auf Grund seiner Herkunft und seines Lebenslaufes gewohnt, dass sich die Dinge ausschließlich um ihn und sein Wohlbefinden drehen. Verwöhnt wie er zu sein scheint, bringt man Begriffe wie *Nächstenliebe* kaum mit ihm in Verbindung; hartherzig stoßen Bitten anderer um Unterstützung und Hilfe auf „*die tauben Ohren eines Verhärteten*.“⁸² Nein, „*ein Helfender aus Mitleiden war Goethe wahrlich nicht*.“⁸³ Er war vielmehr wie die Sonne, um die sich alle unbedeutenderen Planeten zu drehen hatten, deren Anziehungskraft und

⁸¹ Vgl. hierzu Maslows Hierarchie der Bedürfnisse, der zufolge die grundlegenden Begehren (physiologischer Natur, aber auch das Verlangen nach Liebe und Zuneigung, nach Sicherheit und Geltung) erfüllt sein müssen, bevor ein Individuum sich Gedanken um Dinge wie Selbstverwirklichung machen kann. Bei Goethe sind alle Basisvoraussetzungen erfüllt, sodass er sich – wie nur ein geringer Prozentsatz der Bevölkerung damals und auch heute! – Gedanken um transzendente Gegenstände machen kann.

⁸² Leistner 1978. S. 86.

⁸³ Ebd. S. 87.

energiespendender Funktion man zugleich aber nur schwer entkommen konnte. Aber, und hier warnt Bernd Leistner eindringlich: Beschäftigt man sich mit Goethe, mit einem bedeutenden Künstler, so müsse dessen Ausnahmestellung berücksichtigt werden: Man dürfe ihn nicht unter rein menschlichen Gesichtspunkten beurteilen und somit von vorneherein den moralischen Zeigefinger erheben, sondern man müsse, um Goethe wirklich gerecht zu werden, erweiterte Normen hinzuziehen. Wenn überhaupt! Denn eigentlich – und darin stimme ich mit Bernd Leistner überein – widersetzt „*sich Lebensleistung und Künstlertum des Mannes Goethe nur allzu energisch einer – wie auch immer gearteten – eindimensionalen Betrachtungsweise*“⁸⁴.

Dem kühlen und logisch denkenden Rationalisten Goethe traut man nur selten menschliche Regungen zu – ein wenig ungerecht, hat man die zeitgenössischen Überlieferungen vor Augen, in denen Goethe für Weimarer Kinder den Osterhasen gespielt und dabei selbst viel Spaß gehabt haben soll. Seine unnahbare Aura wird der Dichter jedoch so gut wie nie los und wenn, dann erst nach einem langen und beschwerlichen Lernprozess, an dessen Ende er seine Menschlichkeit wiederfindet. (Auf dieses Motiv werden wir später noch in den Romanen von Peter Jakob und Kai Meyer treffen.) Goethe gilt vielmehr als nicht so ganz von dieser Welt, als Mann, den man nur schwerlich mit Alltagsdingen in Verbindung bringt und den man nur ungern mit Nebensächlichkeiten belästigt.

Das überhebliche und arrogante Image bezieht sich nicht nur auf seinen Umgang mit *Normalsterblichen*, sondern auch auf seine Einstellung gegenüber Dichterkollegen, die er nur ungern neben sich gelten lässt. Historisch belegt ist Goethes blasiertes Verhalten gegenüber Hölderlin, dessen Talent er schlichtweg verkennt und sogar verhöhnt. Es zeichnet sich „*das Bild eines arriviert-hochnäsigen Kunstrichters Goethe*“⁸⁵, der zusammen mit Schiller, dem einzigen, dem er Ebenbürtigkeit zuerkennt, die Gemeinschaft der „*bornierten Literaturpäpste*“⁸⁶ bildet. Dieses Motiv scheint beinahe zum Klischee zu werden, so häufig taucht es in der Literatur auf: „*Auf der einen Seite der originäre (künstlerische) Außenseiter, zu dem man sich bekennt und der im Zentrum der jeweiligen Arbeiten steht, auf der anderen Seite der 'Geheimrat' – ein olympischer, dem entsprechende Seitenhiebe verpaßt werden.*“⁸⁷

Als ein Beispiel stellvertretend für viele sei an dieser Stelle nur die Parodie von Franz Blei auf Eckermanns Gespräche mit Goethe genannt, in der der Sekretär seinen Arbeitgeber dabei überrascht, wie sich dieser unaufgefordert zugesandter Manuskripte bislang unbekannter

⁸⁴ Ebd. S. 115.

⁸⁵ Ebd. S. 92.

⁸⁶ Ebd. S. 93.

⁸⁷ Ebd. S. 93.

Autoren entledigt.⁸⁸ Wie groß Goethes Verachtung gegenüber den Schreibversuchen anderer ist, wird deutlich, als er angibt, am liebsten nicht nur das bedruckte Papier „zu *Brei und Maische*“ verarbeiten zu lassen, sondern auch die „*Lumpen*“, die „auf schönes Papier ihr dummes Zeug zum Druck gaben“⁸⁹ und ihn damit behelligten. Natürlich wird eine Menge Unbrauchbares dabei gewesen sein, aber Goethe macht sich gar nicht erst die Mühe, die Spreu vom Weizen zu trennen. Einen Talentförderer kann man ihn wahrlich nicht nennen! Ob er überhaupt an die nachfolgenden Generationen gedacht hat, oder ob er der Ansicht war, mit ihm selbst und seinen Werken sei der Gipfel literarischer Schöpferkraft erreicht, alles nach ihm Kommende sei nur Makulatur und daher nicht der Rede wert? Vielleicht hat Goethe aber auch keinen Gedanken darauf verschwenden wollen, vielleicht hat er – nicht ganz zu Unrecht! – daran geglaubt, dass ihn seine Werke überdauern und ihm auf diese Weise Unsterblichkeit verleihen würden. Möglicherweise wollte Goethe auf diese Art dem Tod, zu dem er stets ein angespanntes Verhältnis gehabt hat, trotzen und ihn überlisten. Vor diesem Hintergrund erscheint sein Verhalten zwar verständlich und nachvollziehbar, ist aber trotzdem nicht uneingeschränkt zu verzeihen. Nein, Altruismus und Nächstenliebe waren seine Sache nicht und auch sein Menschenbild lässt zu wünschen übrig: Er hält nicht viel von seinen Zeitgenossen – weder von den literarisch Produktiven noch von den übrigen: Seine Kritik klingt in dem Stoßseufzer an, man könne schließlich von den „*armen Literaturjungen*“, deren Werke er gerade zur Lumpensammlung gibt, auch nicht „[...] mehr [...] verlangen als von ihren Zeitgenossen in andern geistigen und moralischen Betätigungen.“⁹⁰

Neben Egoismus, Arroganz und Gefühlskälte zeichnet Goethe aber auch eine positive Eigenschaft aus: Er gilt als *weiser Mann*, dessen Worten man Gehör schenkt. Seine Umwelt vertraut auf ihn und darauf, dass ihm ganz andere geistige und kognitive Ressourcen zur Verfügung stehen; seine Mitmenschen wenden sich in schwierigen Fällen an ihn, übertragen ihm Leitung und Verfügungsgewalt. Dadurch besitzt der Dichter in der Regel einen bedeutenden Machtvorsprung, den er wie selbstverständlich hinnimmt. (An Selbstbewusstsein mangelte es ihm nämlich nicht!) Dieses Motiv findet sich jedoch fast ausschließlich in Texten, die in *seiner* Gegenwart spielen und die „den Dichter und Minister als imposante, vermittelnde, lösende Gestalt auftreten“⁹¹ lassen. (Bei Kai Meyer stellt sich Goethe am Ende jedoch als gar nicht so weise und vorausschauend heraus wie gedacht: Er erweist sich vielmehr als fehlbar, was wiederum ganz zu Meyers Intention passt, einen *menschlichen*

⁸⁸ Vgl. Franz Blei: *Neue Gespräche Goethes mit Eckermann*. In Hans Reinhard Schatter (Hg.): *Scharf geschossen. Die deutschsprachige Parodie von 1900 bis zu Gegenwart*. München, Bern, Wien 1968. S. 78f.

⁸⁹ Ebd. S. 78.

⁹⁰ Ebd. S. 79.

⁹¹ Frenzel 1970. S. 247.

Goethe darzustellen.) Werke hingegen, in denen sich der große Mann der Vergangenheit in unserer Zeit zurechtfinden muss, gehen damit anders um: In ihnen steht Goethe zu Beginn selbstverständlich völlig unbedarft da und hat große Mühe, alles um sich herum zu verstehen und sich entsprechend zu verhalten. Da er aber meistens gute Lehrmeister hat, äußerst klug ist und schnell versteht, lernt er zügig hinzu und bekommt sein neues Leben in den Griff. (Bei Peter Jakob geht dies sogar so weit, dass er am Ende gar mehr Ahnung hat als sein vormaliger Lehrer und dazu übergeht, diesen zu unterrichten.)

5.2 Motivkomplexe um Goethe

5.2.1 Goethe und die Liebe

Eines der Themen, für das sich viele der um Goethe bemühten Autoren interessieren, ist sein Verhältnis zu den diversen Frauen in seinem Leben und den sich daraus ergebenden Liebschaften. Das Liebesleben des Dichterstürzen war ein ständiges Auf und Ab. Was wurde und wird da nicht alles spekuliert, geforscht und interpretiert. Viele Wissenschaften verstanden es, sein in Herzensangelegenheiten zugegebenermaßen merkwürdiges Verhalten zum Gegenstand von Untersuchungen zu machen. Besonders interessant (und manchmal sicherlich auch besonders amüsant) sind die psychoanalytischen Interpretationen. Auf jeden Fall reizt dieser Lebensbereich Goethes ganz besonders, nach nicht nur wissenschaftlichen Kriterien begutachtet, sondern auch mit reichlich Fantasie ausgeschmückt zu werden.

Von der Damenwelt begehrt und dieser ebenso freudig zugewandt, brach Goethe vor allem in seiner Jugend die Herzen reihenweise. Um nur einige Beispiele zu nennen: Die bedauernswerte Pfarrerstochter Friederike Brion aus dem elsässischen Sesenheim sollte sich nie so ganz von ihrem Schmerz um den jungen Spund erholen, der sie erst anbetete und dann Hals über Kopf sitzen ließ. Sie starb letztendlich unverheiratet am 3. April 1813 in Meißenheim. Zu behaupten, dass sie Zeit ihres Lebens ihrer Jugendliebe hinterher getrauert habe, wäre sicher zu viel gesagt, aber geben die merkwürdigen Umstände von Goethes Flucht und Friederikes trauriges Schicksal nicht einen herrlichen Anlass zu Spekulationen?!

War die Angebetete bereits vergeben, wie im Fall der Wetzlarer Auserwählten Charlotte Buff, so entstand eben ein wunderbares Dreiecksverhältnis, in das der Bräutigam kurzerhand mit eingebunden wurde. Die Geschichte war so gut, dass Goethe den Stoff im *Werther* fikionalisierte, und dadurch quasi ganz nebenbei ordentlich Verwirrung und Aufregung

stiftete. Natürlich war Goethe nicht Werther. Eine Ähnlichkeit mit den Wetzlarer Vorkommnissen jedoch gänzlich abzustreiten, wäre auch unangemessen, hatte der Dichter doch Zeit seines Lebens ein ausgesprochen ambivalentes Verhältnis zu seinem Jugendwerk und bezeichnete es noch im Alter gegenüber Eckermann als voller Brandraketen. Auch die Wetzlarer Episode endete mit einer Flucht, genau wie die Verlobung mit der Frankfurter Bankierstochter Lili Schönemann. Nimmt man dann noch die Tatsache hinzu, dass Goethe sich immer mal wieder in bereits vergebene Damen, die damit weitestgehend außer Reichweite für ihn waren, verliebte, und dass er sich beinahe zwanzig Jahre Zeit ließ, seine 'wilde Ehe' mit Christiane zu legalisieren, darf man durchaus eine Bindungsangst vermuten.

Skandalös war auch seine merkwürdige Beziehung zu der verheirateten Adelligen Charlotte von Stein, die noch dazu unpassenderweise viel älter war. Vor den Augen der gesamten Hofgesellschaft führten die beiden eine Beziehung, die vermutlich zwar nicht sexueller Natur war, die Gemüter im prüden Weimar aber dennoch erregte. Tragisch wird es vor allem im letzten Lebensabschnitt, als sich der Greis 1821 in Marienbad in die siebzehnjährige Ulrike von Levetzow verliebte, ihr zwei Jahre später gar einen Antrag machte, der aber verständlicherweise zurückgewiesen wurde. Die Welt verdankt dieser unerwiderten Liebe die berühmte *Marienbader Elegie*, nochmals ein später Höhepunkt Goethescher Liebeslyrik.

Man könnte meinen, Goethe selbst würde durch sein Verhalten die Zeitgenossen und auch die nachfolgenden Generationen noch dazu provozieren, über sein Liebesleben zu spekulieren. Genügend Anlässe dazu bietet er jedenfalls – und genug Raum für die Ausschmückung durch Fantasie auch.⁹²

5.2.2 Von oben herab: Goethe auf dem Sockel

Den großen Olympier vom Sockel zu holen, auf den man ihn schon Zeit seines Lebens und erst recht später noch gestellt hat, das reizt seine Nachfolger ungemein. Dabei kann ein Autor durchaus aus verschiedenen Motiven heraus handeln: Einer der Gründe kann sein, Goethe aus persönlichem Neid den Lorbeerkrantz vom Haupt zu reißen, sein Ansehen zu mindern, ihm jegliche Größe und Ausnahmestellung abzusprechen. Beliebte ist in diesem Zusammenhang der hämische Hinweis auf Goethes Beharren, Newton gegenüber im Recht zu sein. Damit lag

⁹² Prompt ergreifen moderne Autoren die Gelegenheit und nehmen einzelne Episoden zum Ausgangspunkt ihrer Goethe-Fiktion. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Thomas Mann lässt in *Lotte in Weimar* die Wetzlarer Amtsmantochter Jahrzehnte später auf den früheren Verehrer treffen; Peter Hacks erlaubt Charlotte von Stein im *Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn Goethe* eine Darstellung der Beziehung zu Goethe aus ihrer Perspektive.

er unzweifelhaft falsch, und gerade dieser Eigensinn im Irrtum wird heute noch gerne als Indiz für die Überheblichkeit des Mannes gewertet. Mit großer Schadenfreude wird auf einer Tatsache herumgeritten, die eigentlich jedem bekannt sein dürfte (außer vielleicht einigen wenigen unbelehrbaren Goethe-Anhängern alter Schule): Goethe war ein Mensch und damit natürlich nicht unfehlbar. Diese Tatsache war ihm selbst bekannt, auch wenn er sicherlich nicht unter mangelndem Selbstbewusstsein gelitten haben mag. Letztendlich auf den Sockel gestellt haben ihn aber andere. Dies zu wissen macht ihn menschlicher, sympathischer und umgänglicher und seine Werke damit nicht zuletzt auch zugänglicher.

Aber auch das Bedürfnis, die Goethe lange Zeit zugestandene Gottgleichheit zu widerlegen, kann hinter diesem Vorgehen stecken. Das Bild des großen Schriftstellers war im Lauf der Geschichte immer größer geworden, seine Leistung galt als unüberbietbar und durfte nicht angetastet werden. Goethe zu kritisieren war beinahe ein Sakrileg.⁹³ Natürlich hatten es nachfolgende Schriftstellergenerationen ihm gegenüber schwer. Indem man Goethe vom Sockel schubst, erhoffen sich manche Autoren eine realere Einschätzung seines Schaffens und die Zuweisung eines angemessenen Platzes in der deutschen Literatur- und Kulturgeschichte: an hoher Stelle zwar, aber nicht über allen und allem erhaben.

Goethe vom Sockel zu holen kann aber auch einen vollkommen anderen Grund haben: Indem man ihm Schwächen und Fehler nachweist, seine durch angebliche Perfektion begründete Unantastbarkeit aufhebt, ihn quasi wieder auf einen Platz unter den gemeinen Lebewesen stellt, macht man ihn menschlicher – und mitunter auch sympathischer. So verfährt zum Beispiel Werner Dürrson bei seiner Schilderung von Goethes Wiederkehr in der Moderne⁹⁴, auf die ich im zweiten Teil meiner Arbeit ausführlicher zu sprechen kommen werde.

⁹³ Eine herrliche Schilderung dieser Ausnahmestellung liefern Egon Friedell und Alfred Polgar in ihrer *Goethe-Groteske in zwei Bildern*, auf die ich später noch eingehen werde.

⁹⁴ Dürrson 1999.

5.2.3 Bewundert und bemitleidet: Goethes Einsamkeit und sein Bedürfnis nach wahrer Freundschaft

Ein weiteres, häufig auftauchendes Motiv im Rahmen der Vermenschlichung Goethes ist das Mitleid, das man mit ihm hegt. Er, neben Shakespeare der wahrscheinlich bekannteste neuzeitliche Schriftsteller der Welt, war in beinahe allen Bereichen, mit denen er sich befasste, erfolgreich. Soviel 'Glück' ruft schon beinahe nach ausgleichender Gerechtigkeit. Irgendwo muss doch ein Haken sein.

Wer sucht, der findet. Vielleicht sogar noch nicht einmal völlig unberechtigterweise. Zuviel Genie und Erfolg machen einsam. Wer kann auf solche Höhen denn schon folgen, wer kann verstehen, was in so einem Kopf vorgeht? Wie ein Adler fliegt Goethe hoch über allen anderen; er bewegt sich in Sphären, in die kaum einer folgen kann. Dies ruft zwar die uneingeschränkte Bewunderung seiner Umwelt hervor, macht zugleich aber auch unendlich einsam. In solch einer unzweifelhaften Ausnahmestellung findet sich kaum ein Gleichgesinnter, mit dem ein wahrhafter Austausch – von gleich zu gleich – stattfinden kann. Schiller war für Goethe wahrscheinlich einer der wenigen Ebenbürtigen, dessen Tod ihn daher auch tief getroffen und verstört haben mag; auch Zelter, mit dem Goethe eine seiner wenigen Duz-Freundschaften pflegte, gehörte zu diesen Ausnahmen. Aber ansonsten, wohin man auch schaut, nur Unwürdige! Zumindest stellt Jutta Hecker dies so dar.⁹⁵ In ihrer Erzählung *Goethe und Paganini*⁹⁶ lässt sie Goethes Schreiber John die Einsamkeit erkennen, unter der sein Herr leiden muss. Jähe Wutausbrüche sind für den Dichter ein Ventil, um wenigstens zeitweise seiner Einsamkeit Luft zu machen. „*John erkannte langsam das Gefängnis, in das der Alte gebannt war, unter dem er so litt, daß er hie und da unberechenbar aufschrie. Ein kleiner Widerstand nur, ein nicht laut werdender Widerspruch schien ihm mit einem Mal bewußt zu machen, daß er einsam war.*“⁹⁷

⁹⁵ Die DDR-Autorin Jutta Hecker hat eine ganze Reihe von längeren Erzählungen um Goethe verfasst. Sie geht dabei in erster Linie der Frage nach, welche Rolle Goethe im Leben anderer, zum Teil auch bedeutender Persönlichkeiten zukommt. Ausgehend von den historischen Ereignissen sucht sie nach Antworten, die ihr die Geschichte jedoch nicht immer liefern kann. Neben der hier erwähnten Erzählung *Goethe und Paganini* erzählt sie in *Die Maske* vom Leben des Bildhauers Karl Gottlieb Weisser, der Goethe als Plastik zu verewigen sucht, und in *Ich erinnere mich*⁹⁵ reflektiert sie Goethes Verhältnis zu Eckermann durch die Augen seines Sohnes Karl.

⁹⁶ Jutta Hecker: *Goethe und Paganini*. In: Jutta Hecker: *Die Maske. Goethe und Paganini. Zwei Erzählungen*. Arnstadt 1995. S. 77-171. [Im Folgenden abgekürzt: Hecker: *Paganini* 1999.]

⁹⁷ Ebd. S. 84.

Zum berühmten Haus am Frauenplan strömen die Besucher zwar von Nah und Fern⁹⁸, um wenigstens für kurze Zeit dem angeblichen Genie gegenüber sitzen zu dürfen, dies kann aber wahre Bindungen nicht ersetzen: „*Goethe war eine europäische Zelebrität. Doch wer verstand ihn? Wer verstand, wie einsam er war! Er selbst begegnete allem und allen suchend, mit eindringlichen Blicken suchend nach dem, was erhellend und ihm ebenbürtig war. Wie selten fand er es!*“⁹⁹ Wie ein seltenes, exotisches Tier im Zoo wurde Goethe aus der Distanz begafft. Bewunderung und Erfurcht mag er zur Genüge erfahren haben in seinem Leben; die Schattenseite war Einsamkeit. An Nähe und wahren Verständnis dürfte es ihm gemangelt haben; dies ist der Preis, den er für allen Erfolg zahlen musste. Genialität macht einsam, weil sie einen über alle anderen hinaushebt.

Ob dieses rückblickende Mitleid heute zu Recht empfunden wird, mag dahingestellt und nicht mehr aufzuklären sein. Goethe war außergewöhnlich und zweifelsohne anders als die meisten anderen. Sicher dürfte diese Außergewöhnlichkeit sein Leben und den Umgang mit anderen manchmal erschwert haben. Goethe galt als durchaus schwieriges und nicht leicht zufrieden zu stellendes Gegenüber; sein zum Teil merkwürdiges Verhalten als Gast im Hause anderer ist unbestritten. Auf seine ungewöhnlichen Allüren wurde generell Rücksicht genommen, was er auch erwartete. *Er war schließlich das Genie!*

Was folgt aus dieser, durch seine Erhabenheit hervorgerufenen Einsamkeit: Goethe braucht dringend einen Freund! Dies sehen zumindest einige Autoren so, allen voran Peter Jakob, auf den später ausführlicher eingegangen wird.¹⁰⁰

⁹⁸ Diese Besuche bei Goethe sind übrigens ebenfalls häufiges Thema in der Goethe-Fiktion: Gäste, die ins Haus am Frauenplan geladen wurden, berichten anschließend von ihren Erlebnissen im 'Reich des Dichturfürsten' und schildern ihre Eindrücke von der großen Persönlichkeit. Eine modifizierte Bearbeitung dieses Motivs findet sich bei Ingrid Lorenzen: *Tee mit Herrn von Goethe*. In: Ebd.: *Tee mit Herrn von Goethe und andere seltsame Geschichten*. Berlin 2000. S. 7-15. In der namensgebenden Geschichte der Kurzgeschichtensammlung, die im Goethe-Jahr 1999 spielt, besucht die Erzählerin Goethes Haus am Frauenplan. Sie verliert die Besuchergruppe, mit der sie unterwegs ist, aus den Augen und trifft urplötzlich auf den Hausherrn. Die Ich-Erzählerin stellt sich als große Goethe-Verehrerin heraus, deren Traum, mit Goethe einmal Tee zu trinken, nun in Erfüllung gehen soll. Die beiden plaudern miteinander und hier präsentiert sich ein sympathisches Bild des großen Schriftstellers, der, zurückgezogen in seiner Studierstube arbeitend, die Zeit vergessen hat.

⁹⁹ Hecker: Paganini 1999. S. 85.

¹⁰⁰ Jakob 1994.

5.2.4 Die Bekehrung Goethes

Bei Peter Jakob finden wir, wie auch bei seinem Kollegen Hanns-Josef Ortheil¹⁰¹, das Ansinnen, Goethe auf den rechten Weg zu bringen. Diese Stoßrichtung in der Goethe-Fiktion beruht auf der Annahme, dass der große Schriftsteller Hilfe von außen braucht, um sein Leben in angemessener Form bestreiten zu können. Der Ansatzpunkt ist bei beiden Autoren jedoch ein verschiedener:

Bei Peter Jakob findet sich Goethe reinkarniert in unserer modernen Zeit. Um sich hier zurechtzufinden, benötigt er die Unterstützung des mit dem Autor gleichnamigen Werbetexters Peter Jakob, der schnell erkennt, dass der große Meister in dieser Situation dringend auf Beistand angewiesen ist. Nicht ganz uneigennützig beschließt er, Goethe lebensstauglich zu machen und ihm ein Zurechtfinden in unserer Gesellschaft zu ermöglichen: „[...] *Sie brauchen Übung, Herr Goethe, um in dieser Welt von heute zu bestehen. Und diese Übung bekommen Sie durch mich am schmerzlosesten. Mir fiel gerade ein, wie ich Goethe gewinnbringend einsetzen konnte.*“¹⁰²

Anders gelagert ist der Fall bei Hanns-Josef Ortheil: Hier tritt mit dem jungen Italiener Giovanni Beri jemand in Goethes Leben, der erkennt, woran es dem deutschen Dichter mangelt: an Leidenschaft. Er versucht, eben diese in Goethes Leben zurückzubringen. Dass dies nicht ganz unproblematisch verlaufen kann, versteht sich von selbst.

In beiden Werken steht das Freundschaftsmotiv stark im Vordergrund. Aber es ist gar nicht so leicht, mit einem Genie vertraut zu werden und Freundschaft zu schließen, wie wir noch sehen werden.

5.2.5 Goethes Menschwerdung

Eng mit dem eben vorgestellten Bekehrungsmotiv verknüpft ist die Vorstellung einer Läuterung und Besserung Goethes, einer Zurückführung seiner Person auf das ursprünglich Menschliche. Das in der einschlägigen Literatur häufig so unerfreuliche Charakterbild Goethes habe ich an früherer Stelle bereits ausführlich beschrieben (vgl. Kap. 5.1). Einige Autoren haben es sich in ihren Werken zum Ziel gesetzt, *ihren Goethe* am Ende besser dastehen zu lassen, als dies in der Ausgangssituation der Fall war. Sei es, dass der Dichter

¹⁰¹ Ortheil 2000.

¹⁰² Jakob 1994. S. 20.

seine Menschlichkeit entdeckt und sich in der Zukunft mehr natürliche Gefühlsregungen und -äußerungen gestattet (ganz besonders deutlich wird dies zum Schluss von Kai Meyers *Geistersehern*, als ihm, wie wir noch sehen werden, Tränen der Rührung über das Gesicht laufen); oder sei es, dass Goethe anfängt, sich für das Wohlergehen seiner Mitmenschen zu interessieren und ihnen Hilfestellung geben möchte, gar freundschaftstauglich wird, wie wir bei Peter Jakob und Hanns-Josef Ortheil sehen werden.

5.2.6 Goethe als Künstler

Überraschenderweise rückt die Tatsache, dass Goethe Schriftsteller und damit Künstler war, in der fiktiven Goethe-Bearbeitung fast in den Hintergrund. Die Künstlerproblematik, die zweifellos auch genügend Stoff bereithalten würde, wird häufig von den anderen, oben genannten Themen überlagert und zugunsten von Goethes privatem Leben vernachlässigt. Wundert dies? Möglicherweise nicht, wenn man bedenkt, dass Goethes literarischer Nachlass zwar Bestandteil deutschen Bildungsgutes ist, seine Werke in Wahrheit aber zu komplex sind, um eine breite Öffentlichkeit zur Beschäftigung einzuladen. 'Schriftstellern' geschieht außerdem in der Regel im stillen Kämmerlein und ist nur von geringem Unterhaltungswert, hingegen bietet Goethes Leben genug Spektakuläres, um nachfolgende Autoren zu beschäftigen und das Publikum zu unterhalten. Wenn schon Goethe, dann aber leicht verständlich! Und was jeder versteht, sind Themen aus dem privaten, zwischenmenschlichen Bereich. Wer kann und möchte sich schon einarbeiten in die schwierige Sphäre künstlerischen Schaffens, wenn es auch leichter zugängliche und unterhaltsamere Themenbereiche gibt. Dabei warnt Bernd Leistner explizit vor einer Annäherung an Goethe, ohne sein Künstlertum zu berücksichtigen. Dieses Herangehen läuft unweigerlich auf eine „*denunziatorische Versimpelung*“¹⁰³ hinaus, denn mit ausschließlich menschlichen Maßstäben ist Goethe einfach nicht beizukommen oder gar moralisch zu bewerten. Goethe und sein Charakter können ohne Berücksichtigung seines Künstlertums nicht erfasst werden. Wenn man sich mit Goethe beschäftigt, sein Handeln, das zweifellos nicht immer untadelig war, verstehen möchte, darf man nie vergessen, dass er sich als Künstler Zeit seines Lebens in einer Ausnahmesituation befunden hat, die ein Außenstehender wahrscheinlich nicht nachvollziehen kann. Dies gilt in besonderem Maße, wenn man sich Goethes Schwächen zuwendet. Ohne seine unzweifelhaft negativen Charaktereigenschaften und seine

¹⁰³ Leistner 1978. S. 87.

Rücksichtslosigkeit im Umgang mit anderen¹⁰⁴ rechtfertigen zu wollen, muss an dieser Stelle doch der Hinweis auf das besondere Wesen eines Künstlers erfolgen, das für die Umwelt sicherlich so manche Schwierigkeit, aber auch so manche positive Abwechslung bereit hält. Künstler gelten nicht umsonst landläufig als 'seltsam'; in der Tat leben sie nach ihren eigenen Regeln und Gesetzen, die in den Augen anderer unverständlich sein mögen, für ihre kreative Tätigkeit möglicherweise jedoch von Nöten sind. Ein Umgang mit kreativen Geistern ist nie ganz einfach, wer es jedoch versteht, mit ihnen zurechtzukommen, wird dadurch auch bereichert. Natürlich gilt für einen Künstler keine Narrenfreiheit, wer sich jedoch wirklich mit solch einem Ausnahmemenschen auseinandersetzen, sich in ihn einfühlen und ihn bewerten möchte, muss mit ganzheitlicher Betrachtungsweise vorgehen, den Menschen *und* Künstler zusammen begreifen. Eine einseitige Begutachtung Goethes birgt also die Gefahr einer unangemessenen Vereinfachung, gefolgt eventuell von einer unangebrachten Verurteilung seines Handelns, und wird daher seinem Charakter nicht gerecht.

Eines bleibt jedoch festzuhalten: Ich bin bei meinen gesamten Recherchen nicht auf ein einziges Werk gestoßen, in dem Goethes Schriften ernsthaft negativ beurteilt, angegriffen oder gar abgewertet werden! (Wenn die Werke schlecht wegkommen, dann erfolgt diese Kritik aus dem Munde eines nicht ernst zu nehmenden Richters.¹⁰⁵ Es scheint, als ob der Wert von Goethes Schriften nie zur Debatte gestanden hätte! Über seinen Charakter lässt sich anscheinend viel Schlechtes sagen, in dieser Hinsicht muss Goethe eine Menge Prügel einstecken, die Qualität seines künstlerischen Schaffens hingegen wird nie in Frage gestellt. Sein kreatives Potential bleibt unbestritten, seine Ausnahmestellung als *Der deutsche Klassiker* unangetastet, seine Schriften werden nicht Gegenstand von Literaturkritik, und das, obwohl sich namhafte Schriftstellerkollegen mit ihrem berühmten Vorgänger auseinandergesetzt haben. Es scheint fast, als ob hier eine Hemmschwelle besteht. (Wohlgermerkt: Meine Ausführungen gelten nur für den Bereich der *fiktiven* Literatur!)

¹⁰⁴ Ich denke da vor allem an seine problematische Beziehung zu Johann Peter Eckermann, die – wie wir noch sehen werden – einigen Autoren Anlass zur fiktiven Ausarbeitung gibt.

¹⁰⁵ Vgl. die Figuren Professor Glauber und Ludwig Birnbaum in Hans Magnus Enzensbergers *Nieder mit Goethe! Eine Liebeserklärung* (Kapitel 16). Beide Figuren sind unsympathisch und in ihrer Missgunst leicht zu durchschauen. Daher verlieren sie jegliche Glaubwürdigkeit.

6. Goethe im Examen: Egon Friedells und Alfred Polgars Bildungsdiskussion in *Goethe. Grotteske in zwei Bildern*

„Da muß ich schon de Götz zitieren: Ihr könnt mich alle mittennanna ...“¹⁰⁶

Man stelle sich folgende Situation vor: Goethe sitzt in einer Prüfung. Das Thema: er selbst – sein Leben und seine Werke. Diese *grotteske* Konstellation schildern die beiden Kabarettisten Alfred Polgar und Egon Friedell in ihrer Satire um den großen Meister. Am 1.1.1908 kurz nach Mitternacht im Wiener Theater und Kabarett *Fledermaus* uraufgeführt, wurde das Stück schnell „zur bejubelten Zugnummer, zum Markenzeichen der beiden Autoren“, so dass der Premiere im Rahmen des Silvesterprogramms noch 201 Vorstellungen folgen sollten. Friedell (eigentlich Egon Friedmann, geb. 21.1.1878 in Wien) spielte die Titelrolle, ähnelte dem Olympier „ein wenig in Statur und Profil“¹⁰⁷ und war auch des hessischen Dialekts mächtig. Das letzte Mal betrat er an seinem 60. Geburtstag, knapp zwei Monate vor seinem Selbstmord aus Angst vor der Festnahme durch die SA, als Goethe die Bühne („Theater an der Wien“, 21.1. - 7.2.1938). Alfred Polgar war bereits fünf Jahre zuvor nach Prag emigriert und sollte 1940 weiter in die USA flüchten, bevor er nach Ende des Zweiten Weltkrieges endlich zurück nach Europa, nach Zürich, kommen konnte, wo er am 24.4.1955 verstarb.

Die Ausgangssituation ist folgende: Der Schüler Züst, ein schlechter Schüler, wie uns bereits zu Beginn verraten wird, steht kurz vor seinem Literaturexamen. Sein Prüfungsthema ist – wie sollte es auch anders sein – der *große* Goethe. Züst tut sich schwer mit seinem Stoff und flucht dementsprechend ausgiebig. Freundin Linerl, ein einfaches junges Ding, hört sich die Ausbrüche über das „*olympische Monstrum*“¹⁰⁸ mitfühlend an. Mit typisch losem Schülermundwerk bringt Züst sein Unverständnis zum Ausdruck, warum er den ganzen *Kram* überhaupt lernen müsse. Er befürchtet gar, er werde noch durchfallen, weil „*der Geheimrat Verstopfung gehabt*“ und er nichts davon gewusst habe. Seine respektlosen Litaneien über dem „*Alten*“ gipfeln schließlich in dem Fluch: „*Der Teufel soll ihn holen! Der Teufel soll ihn holen!*“¹⁰⁹, wobei er sein Lehrbuch in die Ecke schleudert. Solch ein Sakrileg bleibt natürlich nicht folgenlos: Nach einem Donnerschlag fordert ihn eine „*TIEFE STIMME*“ auf, er müsse

¹⁰⁶ Friedell/Polgar 1986. S. 19.

¹⁰⁷ Heribert Illig: *Kollaborateure*. In: Egon Friedell/ Alfred Polgar: *Goethe und die Journalisten. Satiren im Duett*. Hg. von Heribert Illig. Wien 1986. S. 249-256. Hier: S. 250.

¹⁰⁸ Friedell/Polgar 1986. S. 9.

¹⁰⁹ Ebd. S. 10.

„es dreimal sagen!“¹¹⁰ (Man beachte: Der Dichter selbst (oder der Teufel?) ist es, der sein Erscheinen provoziert, indem er Züst die Gebrauchsanweisung für eine Goethe-Beschwörung verrät. Möchte Goethe also erscheinen? Ist es dem Unruhegeist im Jenseits möglicherweise zu langweilig und treibt ihn die Neugier in die Gegenwart?) Durch die dreimalige Wiederholung des Fluches wird Goethe in Verbindung mit dem Teufel gebracht, denn beide werden durch eine ähnliche Methode angerufen. Diese Ähnlichkeit zwischen Satan/Mephisto und Goethe kommt nicht von ungefähr: Goethe hat etwas *Diabolisches*, etwas verspielt Teuflisches. Er ist nicht wirklich boshaft und gefährlich, aber das ist Mephisto auch nicht. Die Affinität zwischen Schöpfer Goethe und Geschöpf Mephisto findet sich in vielen Goethe-Werken. Woher sie rührt? Möglicherweise erscheint Goethe einem *Normalsterblichen* ob seines ungeheuren Genies und seiner Einzigartigkeit etwas unheimlich. Vielleicht kommt es vielen so vor, als könne es bei einem solchen Ausnahmemenschen nicht mit rechten Dingen zugehen, als habe er einen Pakt mit dem Teufel geschlossen. „*Im Schwank von Friedell und Polgar erscheint Goethe als das, was er eben auch war: ein oft launenhaft verspielter, oft grämlicher, heftig zürnender, unbeherrschter, querköpfiger, gelegentlich egozentrischer, herzloser Mensch in seinem Widerspruch, ein verschmitzter Kobold zuweilen. Er hatte eben nicht nur den Faust in sich, sondern auch den Mephisto.*“¹¹¹

Nun ist Goethe jedenfalls da! Im schönsten hessischen Dialekt stellt er sich dem zitternden Züst vor: „*Ei, kenne Se mich dann net? Ich bin doch der, wo der Deiwel hole soll.*“ Züst fällt auf die Knie und stammelt all die Floskeln, die man ihm über Goethe gelehrt hat: „*Altmeister ... Dichterheros ... Neuschöpfer der deutschen Dichtung ... Großer Dioskur von Weimar ... Wiederbeleber der Antike ...*“. Jegliche in Zusammenhang mit Goethe nur denkbare Anrede fällt, nur eine nicht: sein Name. Hier schon wird deutlich: Goethe ist kein Mensch mehr, er ist eine *Institution!* Eine wichtige noch dazu, der man sich nur in tiefster Demut nähern darf – so zumindest hatte man es Schüler Züst gelehrt. Goethe erlässt dem Jungen „*die Förmlichkeit*“ und erlaubt ihm – nicht ganz unbescheiden – die Anrede *Exzellenz*. Das Erste, was der Geheimrat in seiner neuen Umgebung bemerkt, ist Züsts Freundin Linerl. Der alte Schwenenöter fasst dem Mädchen unters Kinn und kommentiert: „*E nett Mädche!*“¹¹² (So gut wie keine Geschichte um Goethe kommt ohne das Thema Goethe und die Frauen aus und versucht es, wenn auch nur am Rande, so doch irgendwie zu erwähnen. Goethe selber gibt

¹¹⁰ Ebd. S. 11.

¹¹¹ Eduard Stäuble: *Mein Goethe*. <http://www.wienerjournal.at/BILKUN53.HTM>. 2. Oktober 2002. [Im Folgenden abgekürzt: Stäuble 2002.]

¹¹² Friedell/Polgar 1986. S. 11.

seine ausgesprochene Vorliebe für das weibliche Geschlecht zu erkennen, wenn er Linerl charmant schmeichelt, bei „*so e nett Müddche*“ habe er noch nie „*noi sache*“ können.)

Als der Dichter merkt, in welcher Bredouille sich Züst befindet, nämlich völlig unwissend kurz vor einer Goethe-Prüfung, schlägt er, der Scherzbold, einen kleinen „*Jokus*“ vor: Er selbst wird als Prüfling antreten und auf diese Weise für Züst ein exzellentes Ergebnis ergaunern. Wer soll sich schließlich besser mit der Materie auskennen, als das Objekt des Interesses selbst. So denkt er zumindest mal noch. Aber es klingt hier schon an, wie Goethe über die Vertreter der Literaturwissenschaft, die Verwalter seines dichterischen Erbes, denkt, wenn er abfällig davon spricht, „*die Federfuchser zu blamiere*.“¹¹³ Mit dieser Kampfansage an die Prüfer endet das erste Bild, und der Vorhang fällt.

Das zweite Bild spielt vollständig im Prüfungsraum, wo der Professor dem Examenskandidaten gleich zu Beginn Folgendes mitteilt: „*Also, Sie wissen, in bezug auf Goethe verstehe ich keinen Spaß. Goethe ist ein Heiligtum. [...] Goethe ist eine Erscheinung von so gigantischer Bedeutung, daß sie jedem Gebildeten aufs Genaueste vertraut sein muß. Nur der kann mit Aussicht auf Erfolg in den Ernst des Lebens hineintreten, der Goethes Leben und Schaffen zu seinem täglichen Brot gemacht hat*.“¹¹⁴ Mit seinem wichtiguerischen Ernst gibt sich der Prüfer sogleich der Lächerlichkeit preis; er hält Goethe für *lebenswichtig*, eine Einstellung, die zumindest die Mehrheit des Wiener Publikums nicht geteilt haben dürfte. (Obwohl: Andere mögen sich insgeheim ertappt gefühlt und in der Karikatur des Professors wiedererkannt haben.) Man kann davon ausgehen, dass der Großteil der Zuschauer, schließlich handelte es sich bei dem Aufführungsort um ein Kabarett und Varieté, zur Schicht des *aufgeklärten* Bildungsbürgertums gehört hat. Den meisten von ihnen dürften jedoch auch Vertreter der gerade parodierten, spießigen Abart ihrer Schicht bekannt gewesen sein. Möglicherweise handelte es sich bei ihnen gar um die eigenen Eltern und früheren Lehrer. Umso größer wird die Heiterkeit gewesen sein, wenn man sich nun gerade über die rückständigen und bornierten Erzieher hinwegsetzen und herzlich über sie lachen konnte! Wie jede neue Generation, so stellten auch diese jungen, kritischen Intellektuellen alles bereits Vorhandene in Frage, wenn sie es nicht gar über Bord warfen. So verfahren sie jetzt mit der Bildungseinstellung ihrer Vorfahren, die sie als völlig überkommen verspotteten. Es war zur Zeit des aufkommenden Expressionismus, als dieses Stück uraufgeführt wurde. Die Zuschauer waren offen und bereit dazu, das Althergebrachte kritisch zu untersuchen und neue Wege zu beschreiten. Polgar und Friedell rannten mit ihrer Grotteske offene Türen ein und fanden ein dankbares Publikum, das sich gerne einer neuen Bildungs- und Goethe-Idee

¹¹³ Ebd. S. 12.

¹¹⁴ Ebd. S. 12f.

unterwarf. Wie diese Idee aussieht, wird sich im Folgenden zeigen: Anders als bisher wird sie vom Lernenden wesentlich mehr erwarten als die bloße Reproduktion von Fakten; sie wird von jedem einzelnen einen kritischen und produktiven Umgang mit dem Bildungsgut – hier der Literatur – fordern!

Wie schon in Lenz' *Pandaemonium Germanicum* (vgl. Kap. 2) dient Goethes Auftritt auch hier dazu, eine neue Ära einzuläuten. Während sich Goethes Zeitgenosse und Dichterkollege Lenz in seiner 1775 entstandenen Literatursatire jedoch darauf beschränkte, Goethe als Wegbereiter einer neuen Form der Dichtkunst darzustellen, dehnen Polgar und Friedell ihr Anliegen weiter aus: Ihr Augenmerk liegt weniger auf der Literaturproduktion sondern mehr auf dem Bereich ihrer *Rezeption*! Sie wenden sich weniger an den Künstler oder seine professionellen Kritiker; sie richten ihre Forderungen vielmehr an eine breite Schicht der Öffentlichkeit: Sie verlangen eine komplett neue Form des Umgangs mit den Größen der Kulturgeschichte durch *alle* Vertreter des Bildungsbürgertums.

Im Prüfungszimmer ist Goethe inzwischen in die Rolle von Züst geschlüpft. Bescheiden wehrt er die Lobeshymnen des Professors ab, was dieser aber glücklicherweise überhört.¹¹⁵ Nun beginnt das Examen, das sich schnell als bloßes Abfragen von Fakten entlarvt. Los geht es mit Goethes Familiengeschichte „a) väterlicherseits, b) mütterlicherseits“. Da kennt sich der Dichter natürlich aus: Über den „Vattersvatter [...], der alt' Schorsch Friedrich Goethe“ über den „Kaschper Schallhorn“ bis hin zur „Bisemerkathrin, [...] de erschte Hebamm, die vom Großherzog e beedichtetes Diplom gehabt hat“¹¹⁶ kann er alle aufzählen und verrät nebenbei noch einige Familienintimitäten. Der Prüfer zeigt sich beeindruckt und fährt mit Fragen zur Geburt Goethes fort. Als der Dichter da aber sehr ausufert und sogar die „zwää Pendeluhre“ im Geburtszimmer beschreibt, reagiert der Professor „gereizt durch Goethes Mehrwissen“. Weiter geht es mit den Studienjahren, und da wird der Prüfer „zornig“, als Goethe sein Studium der Philosophie selbstkritisch beurteilt. Er kann, anders als der Dichter, keinerlei Kritik an seinem *Helden* erdulden; dass Goethe die Philosophie lediglich „e bißche“¹¹⁷ studiert habe, mag er nicht gelten lassen, und dass der Dichter „die Fortführung des Wilhelm Meister“ nur deshalb schrieb, weil er den Vorschuss bereits verprasst hatte, genauso wenig. Ein derartiger Pragmatismus, dass „schnöde Geldgier die Triebfeder von Goethes genialer Dichtung war“¹¹⁸, passt schlicht nicht in sein Weltbild, genauso wenig wie die Behauptung, Frau von Stein sei Goethes „Geliebte“ gewesen: In seinen Augen schätzte

¹¹⁵ Vgl. ebd. S. 13.

¹¹⁶ Ebd. S. 13.

¹¹⁷ Ebd. S. 14.

¹¹⁸ Ebd. S. 16.

der „Dichterheros [...] Frau von Stein viel zu hoch, als daß er sie zu seiner Geliebten erniedrigt hätte.“¹¹⁹ Goethe hatte also kein Sexualleben – kein Wunder, gilt er für den Professor doch mehr gott- als menschengleich! In Sperrfeuermanier setzt sich das Verfahren fort: Der Prüfer schleudert seine banalen Fragen in den Raum und erwartet umgehend, wie aus der Pistole geschossen, kurze und präzise Antworten. Als er wissen will, wann Goethe das erste Mal Gottsched gelesen habe, reißt diesem schließlich der Geduldsfaden und er beschwert sich: „Das wird doch alles net so wichtig soi!“ Oh doch, gibt der Professor sogleich Paroli: „In Goethes Leben ist nichts unwichtig! Merken sie sich das, Sie Grünschnabel!“¹²⁰ So hat Goethe schon lange niemand mehr betitelt, und er kommentiert die Anrede mit einem erstaunten Blick. Die kuriose Situation, dass der Professor ausgerechnet mit dem Objekt seiner allergrößten Hochachtung so streng und besserwisserisch umgeht, dass er Goethe selbst so hart ins Gebet nimmt, dürfte im Publikum für einige Heiterkeit gesorgt haben. Ohne fremdes Zutun und ohne es zu ahnen, stellt sich der Prüfer bloß. Er wirft Goethe vor, mit seinem „inhaltslosen Herumgerede“¹²¹ eigene Unwissenheit verbergen zu wollen und bescheinigt dem „Ignorant“ sogar: „Goethes Leben hat S I E nicht beschäftigt.“¹²² Im „Litaneion“¹²³ betet er eine Huldigung an den Dichter nach der anderen herunter und stöhnt schließlich angesichts des ´unwissenden Schülers´: „Da muß sich ja Goethe im Grabe umdrehen.“ Anschließend lässt er vom Pedell die Goethe-Büste herumdrehen, damit „ihr d i e s e r Anblick (Er zeigt auf Goethe.) erspart wird.“¹²⁴ Goethe hat Humor, denn er lacht über die groteske Situation, dass man seinem Abbild eine Konfrontation mit dem Original verwehren möchte. In der Tat haben er und seine Büste nicht viel gemein, denn die Statue wurde von Menschen wie dem Professor erschaffen, und zwar genau so, wie diese den Dichter sehen. Goethe erkennt in dem „Toppsitzer“¹²⁵ sich selbst auch gar nicht wieder. Tatsächlich weist das Original mit dem ´Goethe´ seiner Verehrer nicht viele Ähnlichkeiten auf, wie sich im Examen gezeigt hat. Und daher stellt der Zuschauer jetzt fest, dass nicht etwa Schüler Züst oder sein Kompagnon Goethe auf dem Prüfstand stehen, sondern vielmehr der Professor, bzw. das konservative Bildungsbürgertum mit seinen überkommenen und unwahren Vorstellungen!

¹¹⁹ Ebd. S. 18.

¹²⁰ Ebd. S. 15.

¹²¹ Ebd. S. 14.

¹²² Ebd. S. 16.

¹²³ Ebd. S. 15.

¹²⁴ Ebd. S. 16.

¹²⁵ Ebd. S. 19.

Die Lage wird so ´ernst´, dass sich sogar der Schulrat, der der Kommission beiwohnt, zum Eingreifen veranlasst sieht. Dieser – „*zahnlos, uralt*“¹²⁶ – symbolisiert die Unzeitgemäßheit des Bildungssystems, dem er vorsteht. Seine Zeit ist ebenso vorüber wie die seines Bildungsbegriffs! Die Frage gilt dem Hauptwerk Goethes. Stolz ruft dieser, von der Richtigkeit seiner Antwort fest überzeugt: „*die Farvelehr*“¹²⁷. Zu Goethes Ärger ruft er damit bei seinen Prüfern große Heiterkeit hervor. Er kann ihr Lachen gar nicht verstehen, denn für ihn ist die *Farbenlehre* nun einmal das wichtigste seiner Werke. (Diesen kleinen Seitenhieb können sich also auch Polgar und Friedell nicht versagen: Goethe hat so viel Bemerkenswertes hinterlassen, aber ausgerechnet bei der *Farbenlehre*, dem Werk, das ihm so viel bedeutet hat, versagt er. Er war Newton gegenüber im Unrecht, aber er wollte (und will!) es einfach nicht einsehen. Viele Autoren belustigt diese Sturheit und Beharrlichkeit in einer Angelegenheit, in der Goethe Unrecht hatte, so dass das Motiv um Goethes *verunglückte Farbenlehre* in zahlreichen Goethe-Werken auftaucht.)

´Hilfe´ bekommt Goethe von Schüler Kohn, einem Streber, wie er im Buche steht. Dieser sagt ihm vor, so dass er zumindest einige Fragen beantworten kann. Trotzdem: „*Goethe fällt am Ende mit Glanz und Gloria durch sein eigenes Examen.*“¹²⁸ Als Kohn dann schließlich selbst an der Reihe ist, zeigt er ihm, wie man es ´besser´ macht. Wie aus zwei Maschinengewehren liefern sich Prüfer und Examenskandidat ein Duell bestehend aus sinnlosen Fragen und Antworten, in dem sich der eine zwar nicht auf den anderen bezieht, das beide aber zufrieden stellt. Der Zuschauer versteht kein Wort von dem, was im Examen abgefragt wird, aber das tun Prüfer und Kandidat auch nicht. Sie werfen nur mit Worthülsen um sich und verkleiden diese inhaltsleere Schlacht der Begriffe als akademisches Bildungsgut. Befriedigt und triumphierend beendet der Professor das „*Prüfungsgeknatter*“ mit einem Blick auf Goethe und dem an ihn gerichteten Kommentar: „*Sehen Sie! Das ist Bildung!*“¹²⁹ Wenn das *Bildung* sein soll, dann ist Goethe völlig ungebildet. Jeder, der die überlieferten Fakten auf ihre Gültigkeit und Relevanz hin in Frage stellt und das allgemeine Weltbild kritisch betrachtet, wäre das. Selbständiges Denken und produktiver Umgang mit dem Bildungsgut galten zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch als unerwünschte Ausnahme. Egon Friedell kritisiert diesen unkritischen Umgang mit Bildungsgut im Allgemeinen und den deutschen Klassikern im Besonderen auch in seinen essayistischen Schriften. Obwohl sich der deutsche Durchschnitts-Bildungsbürger nur oberflächlich in der Schule mit ihnen und ihren

¹²⁶ Ebd. S. 12.

¹²⁷ Ebd. S. 17.

¹²⁸ Stäuble 2002.

¹²⁹ Friedell/Polgar 1986. S. 20.

Werken auseinandergesetzt hat, glaubt er, sie zu kennen. „*Trotzdem sagen wir unser ganzes Leben lang, wenn das Thema auf Goethe oder Schiller kommt, mit Eifer und Überzeugung: 'Ja, unsere Klassiker! Das waren noch Kerle!'*, und denken uns darüber dasselbe, wie die übrigen Menschen, nämlich nichts.“¹³⁰ Aber sind wir da heute tatsächlich schon so viel weiter, oder besitzt Friedells und Polgars *gesellschaftskritische* Groteske immer noch Bedeutung?

Bei Polgar und Friedell finden wir eine Ausnahmesituation vor: Hier ist Goethe der unverfälschteste und natürlichste Charakter im gesamten Werk. Alle anderen erscheinen maniert und gekünstelt. Goethe ist es auch, der als einziger kein Hochdeutsch, sondern seinen familiäreren Dialekt spricht. Er gibt zu, das manierierte „*Hochdeutsch hat mer immer Schwierichkeit gemacht*“¹³¹, weshalb er sich lieber ungezwungen der Umgangssprache bedient. Menschlichkeit beweist er außerdem, als es um seine angeblich letzten Worte geht – der Bitte um Milch für den Kaffee, der ihm zu dunkel war: „*mehr licht!*“ Der Prüfer will nicht wahrhaben, dass „*ein Genius wie Goethe sich ein so triviales Thema für seine letzten Worte hätte wählen können*“. Auch als die Fragerei sich intimeren Gegenständen zuwendet, den Gründen für das Lösen der Verhältnisse mit Lili und Friederike, zeigt Goethe Gefühle: Das sei „*indiskret*“, schimpft er, und gehe „*doch niemande was an*“¹³², auch die Wissenschaft nicht!

Wir werden der umgekehrten Lage in dieser Arbeit noch mehr als einmal begegnen, wenn es um die *Entheroisierung* des Dichters und seine *Vermenschlichung* geht. Dann nämlich erscheint Goethe zunächst unnahbar, unantastbar und ohne menschliche Eigenschaften, während die anderen Charaktere um ihn herum wahrhaft humane Regungen aufweisen. In beiden Fällen geht es um das gleiche Ziel, nur die Vorgehensweise ist eine andere: Es soll gezeigt werden, dass Goethe kein Gott *ist*, sondern zu einem Gott gemacht *wird*. Seine Umwelt ist es, die ihm diese Ausnahmestellung zuweist. Er nimmt sie zwar zumeist dankend an, aber ausschlaggebend ist das Verhalten seiner *Untertanen*. Ohne Gläubige gibt es keinen Gott, ohne Diener keinen Herrn. Bei anderen Autoren muss Goethe in der Regel durch eine harte Schule gehen, bis er von seinem Thron hinab unter die Menschen gelangt und zu ihresgleichen wird. Polgar und Friedell gehen anders vor: Hier verweigert Goethe die Ausnahmestellung, die ihm seine Umwelt, in diesem Falle die nachfolgenden Generationen, zuweist und bleibt auch dann stur, als diese hartnäckig auf ihrer Meinung besteht. Goethe gibt

¹³⁰ Egon Friedell: *Vorurteile*. In: Ebd.: *Abschaffung des Genies. Essays bis 1918*. Hg. Von Heribert Illig. Wien, München 1982. S. 9f.

¹³¹ Friedell/Polgar 1986. S. 11.

¹³² Ebd. S. 18.

es am Ende auf, die Mitglieder des bornierten Bildungsbürgertums von seiner Menschlichkeit überzeugen zu wollen. Es macht keinen Sinn, jemandem etwas auszureden, an das er unbedingt glauben möchte. Daher bleibt Goethe zum Schluss nur eines: Er „*schüttelt sich vor Lachen*“¹³³ über die Unbelehrbarkeit der Lehrmeister, die erbittert und halsstarrig an erwiesenermaßen falschen Fakten festhalten und ihren fehlerhaften Überlieferungen mehr Glauben schenken als den Äußerungen desjenigen, der es am besten wissen müsste: Goethe selbst.

¹³³ Ebd. S. 25.

7. Goethes Besuch in der Gegenwart: Peter Jakobs „*Der Traum vom Fliegen ist verwirklicht, Herr Goethe*“

„So hat die heutige Welt also auch den Luftraum erobert?“¹³⁴

Der Gegenwartsroman des 1947 in Schaffhausen geborenen Autors Peter Jakob wurde bei seinem Erscheinen recht umstritten besprochen, ist für mein Thema aber umso spannender, als wir hier einen ‚waschechten‘ Fall von Goethes Wiedergeburt erleben. Peter Jakob begann seine Karriere als Werbetexter, bevor er *pardon*-Redakteur, Chefreporter beim *Blick* und *Bilanz*-Autor wurde. In seiner Wahlheimat Zürich schrieb er Kriminalfilme, Sketche und Serien für die ARD und das ZDF. „*Der Traum vom Fliegen ist verwirklicht, Herr Goethe*“ ist sein zweiter Roman. Peter Jakob ist im Dezember 1995 verstorben.

Schon im Titel wird deutlich, in welcher Zeit wir uns befinden: in der Gegenwart. Bereits hier prallen Welten – Vergangenheit und Jetztzeit – aufeinander: *Goethe* und *Fliegen* mögen nicht so recht zueinander passen; eine der herausragendsten Errungenschaften der Moderne wird in Bezug zum ‚Klassiker‘ Goethe gesetzt. Die provozierende wörtliche Rede im Titel unterstreicht, dass sich hier eine Konfrontation der Vergangenheit – in Gestalt Goethes – mit der Gegenwart ankündigt, die für den alten Meister eine Herausforderung darstellt. Damit kommt der Autor im gewissen Sinne sogar einem Wunsch und Bedürfnis des historischen Goethe nach, der einmal in einem Gespräch mit Kanzler von Müller folgendes Anliegen geäußert haben soll: „*Ich strebe vielmehr, täglich etwas anderes, Neues zu denken, um nicht langweilig zu werden. Man muß sich immerfort verändern, erneuern, verjüngen, um nicht zu stocken.*“

Ein kurzer Prolog macht klar, was den Leser des Werkes erwartet, und stimmt auf einen humorvollen Roman ein: „*Ich weiß wirklich nicht, woran es lag. Vielleicht hätte ich doch nicht so nahe bei einem Atomkraftwerk wohnen sollen. Oder das letzte Bier am Abend zuvor war schlecht. Jedenfalls stand eines Morgens Goethe vor meiner Tür.*“¹³⁵

Der mit dem Autor gleichnamige Ich-Erzähler Peter Jakob zeichnet die Erlebnisse mit seinem berühmten Schützling rückblickend auf. Aufgeschreckt durch wildes Hämmern öffnet der nach einer durchzechten Nacht völlig verkaterte Werbetexter und freie Autor die Tür, bereit dazu, „*dem Trottel, der meine Tür fast eintrat, die Faust [!] ins Gesicht zu setzen.*“¹³⁶ In reichlich altertümlicher, museumsreifer Kleidung steht dort ein Mann, der behauptet: „*Ich*

¹³⁴ Jakob 1994. S. 163.

¹³⁵ Ebd. S. 5.

¹³⁶ Ebd. S. 7.

bin Goethe“¹³⁷. Wie um sich selbst dessen zu vergewissern, wiederholt er diese Aussage drei Mal, stößt damit bei seinem Gegenüber aber erstaunlicherweise auf nur wenig Verwunderung. Jakob, dem der Gast sofort bekannt vorkommt, reagiert, als wenn es sich um einen ganz gewöhnlichen Ankömmling handeln würde, etwa aus einem anderen Land, nicht aber *aus einer anderen Zeit*. Nicht aus der Ruhe zu bringen, als wäre er tägliche Überraschungsbesuche verstorbener Geistesgrößen gewohnt, antwortet er: „*Das weiß ich jetzt*“, [...] *Ich brauche zwar heute morgen eine Weile, bis ich die Dinge kapiere, aber so viel habe ich begriffen: Sie sind Goethe. Wollen Sie übrigens auch einen Kaffee?*“¹³⁸ Goethe selbst scheint größere Probleme als sein Gastgeber damit zu haben, seine Präsenz einordnen zu können, umso mehr noch, als er sehr schnell mit den modernen Erfindungen unserer Zeit konfrontiert wird. Nach seinem Erschrecken über den lauten Ton der Türklingel, deren Funktionsweise Jakob ihm für das nächste Mal vorbeugend erklärt, staunt er nicht schlecht, als er den Werbetexter bei der Zubereitung des versprochenen Kaffees beobachtet: „*Ohne Feuer!*“ *hauchte Goethe andächtig. „Ihr müßt ein Hexenmeister sein, Herr Jakob. Ihr bringt Wasser zum Kochen, ohne ein Feuer darunter zu entfachen.“* Goethe, einer der bewundertsten und klügsten Köpfe *seiner* Zeit, muss hier ganz bei Null anfangen, steht mit seinem überkommenen Wissens- und Erfahrungsschatz völlig verloren da. Das für ihn Unbegreifliche wird zwangsläufig mit einer übersinnlichen Kraft erklärt, denn andere Auslegungen stehen dem in seiner Zeit Verhafteten einfach noch nicht zur Verfügung. (Ein Muster, das Goethe auch noch an anderen Stellen des Romans zeigen wird, wenn ihm die rationalen Interpretationen ausgehen.) Auch die „*Kälte in einem Kasten*“ und das „*Licht, ohne eine Kerze zu entflammen*“ machen ihn fassungslos. Jetzt wird ihm klar, dass es hier nicht mit rechten Dingen zugehen kann, und er stellt die alles entscheidende Fragen: „*Sagt, wie macht Ihr das? Und wo bin ich hier?*“¹³⁹ Die Nachricht, dass er sich im Jahr 1993 befindet, entsetzt ihn, der keine Ahnung hat, wie er in unsere Zeit gekommen ist: „*Goethe ließ sich erschlagen in das Sofa zurücksinken, auf dem er Platz genommen hatte. Er konnte offensichtlich nicht glauben, was er gehört hatte.*“¹⁴⁰

Eine Erklärung, warum sich Goethe als etwa Vierzigjähriger ausgerechnet vor der Tür Peter Jakobs reinkarniert wiederfindet, liefert der Roman bis zum Schluss nicht. Diesem aber wird schnell klar, was er sich da aufgehast hat, als er dem berühmten Besucher die Tür öffnete. Er erkennt, dass sein Gast ohne Hilfe in unserer Welt kaum überlebenstauglich wäre,

¹³⁷ Ebd. S. 8.

¹³⁸ Ebd. S. 8.

¹³⁹ Ebd. S. 9.

¹⁴⁰ Ebd. S. 10f.

noch dazu als Super-Promi, dem droht, von der Öffentlichkeit und den Medien gejagt oder aber als Verrückter in eine Heilanstalt eingeliefert zu werden. Daher beschließt er, Goethe unter seine Fittiche zu nehmen und als neuen WG-Genossen zu akzeptieren – nicht so ganz uneigennützig, wie es vielleicht den Anschein hat. *„Mir blieb wohl nichts anderes übrig, als ihn eine Weile bei mir wohnen zu lassen, [...] Natürlich würde ich ihm die heutige Welt erklären müssen, aber nach dem, was ich von ihm und über ihn gelesen hatte, schien er recht clever zu sein. [...] Und vielleicht ließ sich sogar Geld schlagen aus der Tatsache ... Scheiß! Ich konnte ihn doch nicht verkaufen wie ein Zirkuspferd. Konnte ich nicht?“* Für alle Fälle legt er, der von seiner Frau Verlassene, schon einmal gedanklich den Grundstein für einen typischen Männerhaushalt nach Lottermanier: *„Ich versuchte krampfhaft mich an das zu erinnern, was ich über ihn wußte. Soff er, oder soff er nicht? Würde ich meinen Whisky wegschließen müssen, wenn er bei mir wohnte?“*¹⁴¹ Später sollte sich zeigen: *„Wenigstens dieser Teil der Literaturgeschichte war jetzt geklärt: [...] Goethe soff ganz ordentlich.“*¹⁴²

Auf jeden Fall sind nun erst einmal grundlegende Dinge von Nöten, um Goethe für ein neues Leben startklar zu machen. Weg mit der müffelligen Museumskleidung und ab zum nächsten Stolperstein: unter die Dusche. Fließendes Wasser aus der Wand begeistert den Dichter *„wie ein Kind“*¹⁴³. Völlig nackt und eingeseift *„wie ein Schneemann“* steht Goethe unter der Brause und singt *„ein trauriges Lied“*¹⁴⁴ – eine Situation, die gekonnt auf dem gar nicht so breiten Grat zwischen Witz und Melancholie wandelt. Damit wird bereits zu Anfang signalisiert: Weniger als Dichter und unübertroffene Geistesgröße ist Goethe in diesem Roman von Interesse, sondern vielmehr unter dem menschlichen Aspekt.¹⁴⁵ Wie er da, so schutzlos und allein, einer fremden Welt ausgeliefert steht, verursacht er in Jakob einen *„Anfall von Rührung“*, den dieser jedoch schnell überwindet: *„Ich mußte ihn auf die Welt vorbereiten, und da war Rührung nicht angesagt. Ich mußte ihm zeigen, was für eine verhaunte Welt das geworden ist seit seinen Zeiten.“*¹⁴⁶ Und damit fängt er auch gleich an. Goethe hat viel zu lernen und staunt nicht schlecht über die Veränderungen der letzten 160 Jahre. Wie bei einem Kind muss Jakob dabei vorgehen, und genauso neugierig und unbefangen wie ein Kind verhält sich der Dichter. Er zeigt sich *„auch im hohen Alter [...] willens und fähig, zu lernen. Er zog die Neuzeit förmlich in sich ein.“*¹⁴⁷ Missverständnisse –

¹⁴¹ Ebd. S. 12.

¹⁴² Ebd. S. 31f.

¹⁴³ Ebd. S. 13.

¹⁴⁴ Ebd. S. 15.

¹⁴⁵ Ganz vernachlässigt wird Goethes künstlerisches Wirken jedoch nicht; später im Roman wird ihm dadurch noch eine ganz besondere Rolle im Leben Jakobs zukommen: die des Lehrers.

¹⁴⁶ Jakob 1994. S. 15.

¹⁴⁷ Ebd. S. 30.

auch komischer Natur – sind natürlich vorprogrammiert. Wir lachen immer, wenn sich jemand blamiert. Noch mehr aber reizt es, einem *Genie* dabei zuzusehen, wie es von einem Fettnäpfchen ins nächste stolpert. Dieser humoristische Aspekt ist sicher ein Motivationsgrund für die Entstehung dieses Romans gewesen. Ein anderer hängt damit zusammen: Durch Goethes Naivität und Unbefangenheit sehen wir unsere Welt aus einem kindlichen Blickwinkel und gewinnen so eine völlig neue Perspektive auf Bekanntes. Wir schauen genauer hin, stellen vieles in Frage und begegnen alterhergebrachten Selbstverständlichkeiten kritisch.

Die ersten Schwierigkeiten tauchen bereits im sprachlichen Bereich auf: Mit seinen umständlichen Redewendungen, der Comic-Figur „*Bugs Bunny*“¹⁴⁸ nicht unähnlich, erregt er Aufsehen. So muss Jakob beim ersten Aufenthalt in einem öffentlichen Lokal den Dolmetscher spielen: „*Bringt mir einen Krug von kühlem Gerstensaft, holde Maid*“, sagte Goethe. Herr im Himmel, nun laberte dieser Kerl auch noch die Bedienung in meinem Lieblingslokal auf diese antiquierte Weise an! Ich trat ihm ans Schienbein und übersetzte: *‘Er will ein Großes. [...]’*¹⁴⁹ Zwischen Goethes Zeit und unserer Epoche tun sich wahre sprachliche Abgründe auf! Erst nach und nach gibt er die altertümliche Wortwahl und Syntax auf und übernimmt unsere legere Sprache, was im Gebrauch der Wendung „*Eulenpisse*“¹⁵⁰ seinen Höhepunkt findet. Jakob gibt später sogar zu bedenken: „*Er nahm allmählich eine Sprache an, die nicht mehr die eines Dichtersfürsten war.*“¹⁵¹ Um den alten Meister recht schnell an das rasante Tempo zu gewöhnen, entschließt sich Jakob zu einer Schocktherapie. (Anders als bei Manfred Osten (vgl. Kap. 3.2) hat Goethe hier keine Angst vor unserer geschwindigkeitsreichen Gegenwart, sondern lässt sich mutig darauf ein.) Auf „*eines der letzten Abenteuer unserer Zeit*“¹⁵² reagiert Goethe wider Erwarten weniger ängstlich – vielmehr skeptisch. Seine Abenteuerlust scheint geweckt, er als Wissenschaftler und lebendiger Geist stellt sich den Herausforderungen beherzt entgegen. Was es da nicht alles zu entdecken gibt! Aber bei weitem nicht alles ist so, wie es für Goethe den Anschein hat: Harmlose Hausfrauen mit Einkaufstaschen werden von ihm für Prostituierte gehalten, weil sie in kurzen Röcken ihre Beine zeigen.¹⁵³ Was überhaupt sein Frauenbild angeht, so hat der alte Weiberheld noch viel zu lernen. Die Tatsache, dass Jakob von seiner Frau verlassen wurde und nicht umgekehrt, nimmt er erstaunt zu Kenntnis. „*Eine Frau, die wegläuft? Haben sich*

¹⁴⁸ Ebd. S. 25.

¹⁴⁹ Ebd. S. 17.

¹⁵⁰ Ebd. S. 63.

¹⁵¹ Ebd. S. 173.

¹⁵² Ebd. S. 16.

¹⁵³ Vgl. ebd. S. 17.

die Zeiten so geändert?‘‘¹⁵⁴ Es scheint ihm mehr als schwer zu fallen, Frauen die gleichen Rechte einzuräumen wie Männern. „Der größte Feminist schien er nicht zu sein.“¹⁵⁵, formuliert Jakob Goethes Einstellung zur Emanzipation.

Ja, Herr Goethe, die Zeiten haben sich geändert: Frottee ist längst kein „edles Gewebe“¹⁵⁶ mehr, Toiletten befinden sich *im Haus*¹⁵⁷ und Autos sind noch lange keine „Zauberei!“ Da ihm aber noch die Bezeichnungen für die neuen Dinge fehlen, greift er zu einfallsreichen Umschreibungen: So nennt er unsere heutigen *Kutschen* „Selbstfahrer“¹⁵⁸. Auch im musikalischen Bereich hat sich einiges getan. Wie sich schnell zeigt: „Goethe fährt ab auf *Rock´n´Roll*.“¹⁵⁹ Weniger zufrieden ist er jedoch mit dem, was aus seinen Werken geworden ist. Zwar war ihm schon immer klar gewesen, dass seine Schriften überdauern würden, das eigenmächtige Handeln mancher Herausgeber ist ihm allerdings ein Dorn im Auge: „Was für ein Lümmel hat denn da herumgesudelt?“¹⁶⁰ Da man die Welt am schnellsten via TV kennen lernt, macht Jakob Goethe mit dem Fernsehen bekannt; die „Glotze“¹⁶¹ wird für ihn damit zum *Tor zur Welt*. Richtig Gefallen findet er jedoch mehr am Computer, den er zunächst ebenfalls als *Glotze* bezeichnet.¹⁶² Jean Piaget hätte seine helle Freude an diesem Prozess, den er in seiner Stufenlehre der kindlichen Entwicklung als *Assimilation* – also als fälschliche Übertragung von bereits bekannten Denkstrukturen auf neue Objekte – bezeichnet hat.

Bereits am ersten Tag von Goethes Besuch in der Gegenwart fällt Jakob ein, wie ihm sein Gast nützlich werden könnte. Ihm selber steht das Wasser nämlich bis zum Hals, da er noch keine Idee für seinen neuesten Auftrag hat – einen Werbetext für einen japanischen *Selbstfahrer*. Aber: „Wozu hatte ich einen, ach was, den Dichterfürsten neben mir sitzen?“¹⁶³ Goethe, der es bislang nie nötig hatte, für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten, soll genau dies jetzt tun: Er soll einen Werbeslogan für das Auto verfassen und erhält im Gegenzug Jakobs Unterstützung sowie freie Kost und Logis. Große Lust hat er jedoch nicht dazu: „Sein *Enthusiasmus, nach so vielen Jahren Gruft mal wieder zu schreiben, hielt sich in Grenzen. In sehr engen Grenzen.*“¹⁶⁴ Erst sehr viel später, als ihm gar nichts anderes mehr übrig bleibt, wird sich Goethe dieser Arbeit widmen. Bis dahin lässt er es sich viel lieber gut gehen,

¹⁵⁴ Ebd. S. 13.

¹⁵⁵ Ebd. S. 29.

¹⁵⁶ Ebd. S. 15.

¹⁵⁷ Vgl. ebd. S. 22.

¹⁵⁸ Ebd. S. 17.

¹⁵⁹ Ebd. S. 28.

¹⁶⁰ Ebd. S. 33.

¹⁶¹ Ebd. S. 38.

¹⁶² Vgl. ebd. S. 35.

¹⁶³ Ebd. S. 22.

¹⁶⁴ Ebd. S. 44.

genießt das Leben und verspricht die „*Eloge auf diesen japanischen Selbstfahrer*“¹⁶⁵ für den nächsten Tag. Jakobs Bedenken hinsichtlich des Zeitdrucks fegt er vom Tisch unter Berufung auf den *Götz von Berlichingen*: „[...] *da hatte ich die Reputation eines sehr rapiden Schreibers.*“¹⁶⁶ Sein neues Leben steht unter einem ganz anderen Motto als sein erstes. Anstatt sich der Arbeit zu widmen, gibt er sich, frei nach dem *Faust*-Zitat „*Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein*“, im zweiten Anlauf ganz der Lebensfreude hin und frönt zunächst dem Müßiggang. Auch dieses Vorurteil über Goethe findet hier also seine Bestätigung. Er versteht es durchaus zu leben, ist das, was man einen *Genussmenschen* nennen würde: Ein exzellenter Esser, Weinkenner und Frauenheld, der sich am Leben zu erfreuen weiß. Sollte der historische Goethe allerdings wirklich so ein „*arger Müßiggänger*“¹⁶⁷ gewesen sein, hätte er wohl kaum – sogar noch neben seinen zahlreichen politischen und naturwissenschaftlichen Aktivitäten – ein so umfangreiches Werk hinterlassen. Jetzt, in der Gegenwart, scheint er es kurioserweise darauf anzulegen, sämtliche Laster auszuprobieren; auch die, denen er im früheren Dasein ablehnend gegenüberstand. Nutzt er sein zweites Leben dazu, sich restlos auszutoben, das Versäumte nachzuholen? So wird der erklärte Anti-Raucher, dem nur wenig so verhasst war wie Zigarettenqualm, erstaunlicherweise zum Kettenraucher. Sein Gastgeber notiert daher seufzend: „*Zigaretten auch in der Familienpackung kaufen.*“¹⁶⁸

Das Verhältnis der beiden WG-Genossen ist anfangs von der Rollenaufteilung in Helfer und Hilfebedürftiger geprägt. Zunächst ist Jakob zwangsläufig der Überlegene. Er weiß viel mehr, ist seinem Schützling stets um einen Schritt voraus. Wie Vater und Sohn gehen die beiden durch die Welt: Jakob erklärt vieles, schützt ihn und rettet ihn so manches Mal aus der Patsche. Er, in der Erwachsenenrolle, trägt die Verantwortung. Goethes Verhalten zeugt oft von liebenswert-kindlichem Übermut, aber auch von aufsässigem Trotz. So kann er nicht bis daheim warten, um das Spielzeugauto aus einer im Supermarkt erstandenen Popcorn-Packung herauszuholen. Jakob jedoch verbietet es ihm unter dem Hinweis auf Krümel.¹⁶⁹ Welches Elternpaar kennt diese Debatte nicht? Wie ein Kind fragt Goethe voller Entdeckerfreude seinem Helfer ein Loch in den Bauch und ist manchmal gar nicht mehr zu bremsen. Jakob – ganz Vater – kommt seinen Bedürfnissen so weit wie möglich entgegen, stößt jedoch auch manchmal an seine (Wissen-)Grenzen und an die Schranken seiner nervlichen

¹⁶⁵ Ebd. S. 47.

¹⁶⁶ Ebd. S. 71.

¹⁶⁷ Ebd. S. 34.

¹⁶⁸ Ebd. S. 50.

¹⁶⁹ Vgl. ebd. S. 66f.

Belastbarkeit.¹⁷⁰ Aber wie das mit Kindern so geht, sie entwickeln sich, kommen in die Pubertät und werden erwachsen. So auch Goethe: und zwar im Zeitraffer. Er lernt schnell dazu, saugt das neu Erlernte „*wie ein Schwamm*“¹⁷¹ in sich auf, wird selbständiger und wächst in vielen Bereichen sogar über seinen *Vater* hinaus. Das passt diesem natürlich gar nicht: Wer wird schon gerne übertrumpft? Von da an schwankt das Verhältnis der beiden zwischen Freundschaft und Rivalität. Sie können nicht mit, aber auch nicht ohne einander, könnte man meinen. Jakob könnte so eben noch verkraften, dass Goethe, dem er den PC eigentlich zum Arbeiten nahegebracht hatte, nach einem Vormittag am Computer seine sämtlichen Spielrekorde überbietet¹⁷², dass er ihn jedoch mit seinen antiquierten Manieren auch bei den Damen in den Schatten stellt, trifft ihn hart. Der Frauenheld weiß seine Reize genau einzusetzen. Wie Faust zu seinem Gretchen zieht es Goethe bei einem Discobesuch zu einer jungen Frau, die er mit seinem „*Grufti-Charme*“¹⁷³ bezirzt. (Diese angebliche Ähnlichkeit zwischen Faust und Goethe – genauso wie zwischen Goethe und Mephisto – wird häufig zitiert in der fiktiven Goethe-Literatur.¹⁷⁴)

Überhaupt scheint Goethe in der Liebe einiges nachzuholen zu haben. Kein Wunder: „*Einhundertfünfzig Jahre Abstinenz!*“¹⁷⁵ Über Goethes frivole Erlebnisse im Stripteaselokal breite ich an dieser Stelle vornehm den Mantel des Schweigens.¹⁷⁶ Nur soviel: Ein „*kleines Gedicht*“ schrieb er der Dame, „*um ihre Gunst zu erwerben ... geschenkt zu bekommen.*“¹⁷⁷ Der Frauenheld macht seinem berühmt-berüchtigten Ruf als Herzensbrecher alle Ehre. So sehr, dass sich Jakob gezwungen sieht, ihn über die Risiken von ungeschütztem Geschlechtsverkehr heutzutage aufzuklären, und ihm die Möglichkeiten, ihnen entgegenzuwirken, begreiflich zu machen. Gar nicht verklemmt, sondern offen und freizügig denkend versteht Goethe schnell: Sein „*enormes naturwissenschaftliches Verständnis*“ und sein „*Sinn für Logik*“¹⁷⁸ ermöglichen ihm, die Funktionalität und Notwendigkeit von Kondomen einzusehen.

¹⁷⁰ Vgl. ebd. S. 51f.

¹⁷¹ Ebd.

¹⁷² Vgl. ebd. S. 56f.

¹⁷³ Ebd. S. 54.

¹⁷⁴ Vgl. Antje Swanhild: *Gretchens Faust*. München 2000. Aus dem Klappentext: „*Nach 250 Jahren schicken die Götter Goethe auf die Erde zurück – in Gestalt des Dr. Dr. Heinrich Zabel, Professor für Biogenetik.*“ In Zabel vermischen sich Goethe, Faust und Mephisto; diesmal sind die Frauen aber auf der Hut. „*In einer Walpurgisnacht lehren sie Zabel alias Goethe das Fürchten ...*“. Hier finden wir also ein Rachemotiv par excellence. Goethe soll für die Untaten an den Frauen aus seinem ersten Leben bestraft werden.

¹⁷⁵ Jakob 1994. S. 77.

¹⁷⁶ Vgl. ebd. S. 83ff.

¹⁷⁷ Ebd. S. 86.

¹⁷⁸ Ebd. S. 92.

Goethes Stellenwert in dieser Zweierbeziehung wird immer gewichtiger; die Verbindung mit Jakob wandelt sich von einem einseitigen Abhängigkeitsverhältnis in eine gleichwertige, partnerschaftliche Beziehung, in der beide voneinander lernen und profitieren. Dies gefällt Jakob gar nicht, es fällt ihm nicht leicht, die Rolle des Überlegenen aufzugeben und auch Goethes Vorzüge einzusehen. So reagiert er abwehrend, als ihm der große Meister seine Freundschaft anbietet: „*Nun werden Sie aber kitschig, Herr Goethe. [...] Bieten Sie mir lieber ein Bier an.*“¹⁷⁹ Teils aus Verlegenheit („*Ich denke, das ist was für Pfadfinder und Schwule.*“¹⁸⁰), teils aus Grobheit und Uneinsichtigkeit weist er jeden Verdacht einer Freundschaft von sich, so auch beim gemeinsamen Kleiderkauf für Goethe, als der Verkäufer sich nach dem Stil des Dichters erkundigt: „*‘Ah, Ihr Freund ist also nicht sportlich?’ ‘Nein. Und er ist auch nicht mein Freund.*“¹⁸¹ Es entbrennt ein Kleinkrieg zwischen den beiden. Wie ein altes Ehepaar¹⁸² streiten sie sich um Nichtigkeiten, lassen ihre Launen aneinander aus und versuchen, das Gegenüber mit kleinen Hinterhältigkeiten zu verletzen. Treibende Kraft ist hierbei der Neid, den Jakob empfindet, wenn er Goethes zunehmende Unabhängigkeit und Überlegenheit erkennt. Goethe hingegen – selbstbewusst wie er ist – sieht diese auch und spielt sie aus, was nicht gerade zu einer Harmonisierung des Verhältnisses beiträgt. An Boden gewinnt Jakob erst wieder, als es ans Autofahrenlernen geht. Denn genau dies schwebt Goethe vor. Er möchte im Zuge seiner zunehmenden Selbständigkeit auch seinen Aktionsradius vergrößern. Nach seinen raffinierten Plänen, an Papiere zu kommen¹⁸³ – natürlich unter dem bereits auf seiner Italienreise bewährten Pseudonym Johann Philipp Möller – absolviert er seine ersten Fahrstunden. Über Stock und Stein führt ihn sein Fahrversuch, bei dem er eine ernsthafte Gefahr für sich und andere darstellt. Gefährlich wie eine Bombe und „*genauso verheerend*“¹⁸⁴ bewegt sich der Meister durch den Verkehrsdschungel. Jakob, der gesetzeswidrig als sein Fahrlehrer fungiert, bekommt wieder Oberwasser und stellt zu seiner Genugtuung fest: „*Meinetwegen konnte er der perfekte Dichturfürst sein. Am Steuer war er ein perfekter Idiot.*“¹⁸⁵ Im Zusammenhang mit Goethe und seinen Fahrkünsten trifft das Sprichwort „*Übung macht den Meister*“ leider nicht zu, denn auch weitere Versuche in dieser Richtung sind zunächst nicht von Erfolg gekrönt: „*Es war nicht so schlimm wie beim letztenmal. Es war viel schlimmer. [...] Es war lächerlich, fahrlässig und dumm, ihn im Großstadtverkehr ans Steuer zu lassen, aber es war*

¹⁷⁹ Ebd. S. 96.

¹⁸⁰ Ebd. S. 95.

¹⁸¹ Ebd. S. 113.

¹⁸² Vgl. ebd. S. 107.

¹⁸³ Vgl. ebd. S. 100f.

¹⁸⁴ Ebd. S. 160.

¹⁸⁵ Ebd. S. 150.

interessant.“¹⁸⁶ Zu Jakobs großer Genugtuung – schließlich übertrumpft ihn sein Gast nach und nach in immer mehr Bereichen – fällt Goethe bei seiner ersten Fahrprüfung durch. Aber Schuld sind natürlich immer die Anderen: *„Goethe war knallrot im Gesicht, der Prüfer kalkweiß. Goethe hatte die Prüfung nicht bestanden, und nun haderte er mit allem und allen. Er beschimpfte den Staat, der sich in alles einmischte [...] und so etwas Ungebührliches wie eine Fahrprüfung von seinen Steuerzahlern forderte. Er verfluchte die Straßenverkehrsordnung, die [...] vieldeutigen Straßenschilder, [...] die anderen Autofahrer, [...] die Demokratie, die jedem Arschloch das gleiche Recht garantierte und ihren brilliantesten Köpfen keine Sonderrechte zugestand.“*¹⁸⁷ Goethe muss *„nach fast fünf erfolgreichen Wochen in der Neuzeit die erste Niederlage, die er als solche erkannte und empfand“*, einstecken, reagiert *„sehr empfindlich“* und macht auf *„Trotzköpfchen“*¹⁸⁸. Diese Schande kann der große Meister natürlich nicht auf sich sitzen lassen. Im Rahmen seiner weiteren Emanzipation von Jakob nimmt Goethe von nun an selbständig und heimlich professionellen Fahrunterricht und kann seinen Mitbewohner eines Tages mit einer bestandenen Führerscheinprüfung überraschen. Ein Zugeständnis musste er jedoch machen: Die Prüfung erfolgte in einem Automatikauto, obwohl er noch vor kurzem großspurig getönt hatte: *„Automatik ist für Behinderte. Ich werde doch nicht einen Wagen für Amputierte fahren.“*¹⁸⁹ Den dazu passenden Mercedes aus der S-Klasse hat er gleich miterworben und platzt über sein *„Hosenträgerauto [...] schier aus den Nähten vor Stolz.“*¹⁹⁰ Fairerweise muss sogar Jakob nach einer Probefahrt zugeben: *„Er fuhr recht gut und sicher.“*¹⁹¹ Goethes Anblick in eben diesem Gefährt macht Jakob später auch klar, wohin ihn seine Entwicklung geführt hat, und er malt folgendes, nicht sehr sympathische Bild vom großen Dichter: Er wirkt *„behäbig, sehr bürgerlich und am Steuer des großen Wagens wie ein mittelständischer Unternehmer mit einem Hang zur Democrazia Cristiana [...]. Zum erstenmal kam er mir wie ein elender Spießler vor.“*¹⁹²

Besonders schmerzlich für Jakob wird es, als er die Überlegenheit Goethes sogar auf dem Gebiet moderner Textproduktion anerkennen muss. Nachdem sein eigener erster Vorschlag für den Werbetext von der japanischen Autogesellschaft als unbrauchbar abgelehnt worden war, hatte er, um Zeit für eine Neufassung zu gewinnen, Goethes Entwurf an die Auftraggeber gefaxt. Wider Erwarten findet genau diese Arbeit, die von Jakob im Vorfeld als untauglich

¹⁸⁶ Ebd. S. 178f.

¹⁸⁷ Ebd. S. 227f.

¹⁸⁸ Ebd. S. 229.

¹⁸⁹ Ebd. S. 223.

¹⁹⁰ Ebd. S. 255f.

¹⁹¹ Ebd. S. 256.

¹⁹² Ebd. S. 258.

abgetan worden war („*Unbrauchbar. Schrott. Nutzlos.*“¹⁹³) bei den Japanern großen Anklang. Die Texte – „*naiv-poetisch*“, „*eine völlig neue Diktion*“ – würden „*sofort überall auffallen und ihre Autos ganz neu im Markt positionieren*“¹⁹⁴. Begeistert erteilen sie einen weiteren Auftrag in dieser Machart, und von da an ist Jakob von Goethe abhängig und muss seinerseits Zugeständnisse machen, um den Meister nicht zu verärgern, sondern ihn – ganz im Gegenteil – sogar gutgelaunt und arbeitswillig zu stimmen. Goethe muss von nun an das Geld verdienen, auf das Jakob, den die Schulden gewaltig drücken, angewiesen ist. Aber natürlich darf er den Gast seine überlegene Position nicht spüren lassen, bestünde doch sonst die Gefahr, dass er seine Macht ausnutzen oder sich gar völlig von Jakob abwenden und auf eigene Rechnung arbeiten könnte. Einen Vorteil, ohne den sich heutzutage nur schwer Geschäfte machen lassen, hat er jedoch noch: Er kennt die wichtigen Leute, hat Kontakte und weiß, wie man sich in diesen Kreisen bewegt. Aus diesem Grund schlägt er Goethe auch eine fixe Geschäftsbeziehung vor: „*Ich bin bereit, Sie als Partner zu akzeptieren, und Sie akzeptieren, daß ich der Seniorpartner dieser Geschäftsverbindung bin.*“¹⁹⁵ Goethe ist nicht dumm und fragt natürlich nach, warum hier überhaupt auf seine Hilfe spekuliert wird. Um seine Position zusätzlich zu stärken und Goethes Wichtigkeit für dieses Unternehmen zu verschleiern, antwortet Jakob mit einer Lüge: „*Weil die Japaner auch Ihre Texte mögen. Hauptsächlich meine, aber auch Ihre.*“¹⁹⁶ Gemeinsam schreiten die beiden also zur Tat. Auf einer Konferenz mit ihren Auftraggebern stellt Jakob ihre Zusammenarbeit als Kooperation dar und rechtfertigt dies im Stillen einem verduzt aufblickendem Goethe gegenüber folgendermaßen: „*Natürlich war es eine Gemeinschaftsproduktion. Goethe hatte die Texte geschrieben, und ich hatte sie abgeschickt. Hätte ich letzteres nicht getan, hätte niemand die Texte gelesen. Also war es wirklich Teamwork gewesen, da konnte mich Goethe nun so erstaunt anschauen, wie er wollte.*“¹⁹⁷ Wer sich so umständlich rechtfertigt, den scheint doch ein schlechtes Gewissen zu plagen!

Die Kunden sind so begeistert von Goethes Arbeitsproben, dass sie dem Gespann einen Großauftrag erteilen. Sie fordern nun ein Stegreifkonzept, wie man sich die weitere gemeinsame Arbeit vorzustellen habe. Damit ist Jakob natürlich überfordert und spielt daher Goethe den Ball zu. Dieser zeigt sich der Herausforderung gewachsen und schüttelt zur Bewunderung Jakobs einen völlig neuen Entwurf aus dem Ärmel. Seine Strategie ist aus der Not geboren. Aus Mangel an technischen Kenntnissen, mit denen die Autowerbung bisher

¹⁹³ Ebd. S. 88.

¹⁹⁴ Ebd. S. 109f.

¹⁹⁵ Ebd. S. 110.

¹⁹⁶ Ebd. S. 111.

¹⁹⁷ Ebd. S. 115.

immer argumentiert hat, setzt er auf ein Gebiet, in dem er sich auskennt: Gefühle.¹⁹⁸ „*Meine Dame, meine Herren, schon immer hat mich der Zauber von Fernost fasziniert, hat das Land der aufgehenden Sonne mein Gemüt bewegt und meine Phantasie angeregt. Ich übertrug diese Emotionen der Seele nun auf Ihre Selbstfahrer, die Sie Automobile nennen.*“¹⁹⁹ So beginnt er seinen Vortrag, in dem er spontan ein neues Konzept umreißt; Schwierigkeiten umschiffend er geschickt, stößt er an seine „*technischen Grenzen*“, so überspielt „*er die Sache mit hübschen Formulierungen*“ und beruft sich darauf, „*daß es einen Autofahrer nicht schere, wenn er wenig von der Betriebsart seines Fahrzeugs wisse, aber dafür versichert bekomme, daß er zu den Glücklichen gehöre, die dieses japanische Kunstwerk fahren*“²⁰⁰ dürfen. Seine Ideen kommen an; begeistert feiern die Kunden schon die Geburt des neuen Werbekonzepts als „*Trendsetter*“²⁰¹. Goethe sonnt sich in seinem Ruhm und es kommt zu folgendem Dialog, der viel über das Selbstbewusstsein des Meisters aussagt: „*Es ist eine Ehre und ein Privileg*“, sagte er. „*Oh, für uns auch*“, sagte der kleine Vorsitzende. „*Das meine ich ja*“, sagte Goethe, *dieses arrogante Arschloch.*“²⁰² Unter mangelndem Selbstwertgefühl scheint er jedenfalls nicht zu leiden! Später bekommt der Leser noch einige Kostproben aus Goethes Feder: „*Das ist der Wagen, dem Sie sich mit einer gewissen Unruhe nähern.*“²⁰³ Goethe hat also lediglich in seinem persönlichen Erfahrungsschatz gekramt: Er hat seine Gefühle bei der ersten Begegnung mit dieser für ihn neuen Erfindung beschrieben. Wie bereits oben erklärt, stellt die Betrachtung der Welt durch die Augen eines derart unvoreingenommen und unerfahrenen Menschen für uns *Hartgesottene*, die alles schon einmal gesehen und erlebt zu haben glauben, eine erfrischend neue Sichtweise dar. Sie unterscheidet sich von dem Herkömmlichen und ist daher für den Bereich Werbung, in dem es vor allem ums Auffallen geht, bestens geeignet. Aber auch Goethe wird – wie wir alle – desillusioniert, als er sich mit der Realität konfrontiert sieht. Der japanische Kleinwagen, den ihm seine Auftraggeber aus besonderer Dankbarkeit zukommen lassen, entspricht so gar nicht seiner Vorstellung. „*Arschloch, das ich bin, habe ich mich bei den Japanesen auch noch bedankt. Für ein ridikulös kleines Wägelchen.* [...]“²⁰⁴

Da er seine Meinung für sich behält, weiten seine Auftraggeber die Order gar noch aus. Sie haben endlich erkannt, wer in Wahrheit der Kopf des *Teams* ist, und machen *Herrn Möllers*,

¹⁹⁸ Nebenbei bemerkt eine Methode, die *so* neu gar nicht ist, mit derartiger *Lifestyle-Werbung* versuchen viele Firmen, ihre Produkte an den Mann bzw. die Frau zu bringen: Das Produkt, bzw. seine Verwendung, soll assoziiert werden mit einem positiven Lebensgefühl und sich über diese als erstrebenswert angesehenen Emotionen verkaufen.

¹⁹⁹ Jakobsn 1994. S. 116.

²⁰⁰ Ebd. S. 116f.

²⁰¹ Ebd. S. 117.

²⁰² Ebd.

²⁰³ Ebd. S. 124.

²⁰⁴ Ebd. S. 145.

also Goethes, Teilnahme an der kommenden Besprechung zur Voraussetzung: Er soll sich in Zukunft „federführend“ um das Werbekonzept der Unterhaltungselektronik kümmern. Dass Jakob überhaupt an der Sitzung teilnehmen darf, kommt ihm wie ein „herablassender Gnadenerweis“²⁰⁵ vor. Goethe kennt seine wahre Bedeutung in diesem Zweierbetrieb und erweist sich als geschäftstüchtig. Er will sich nicht länger ausnutzen lassen und besteht auf gerechten Verhältnissen. Langsam, aber sicher wächst er Jakob über den Kopf, fordert gar die Rolle des Rudelführers, verweist seinen vormaligen Lehrer auf den zweiten Platz und droht sogar: „[...] Sie verkennen Ihre Rolle, Herr Jakob, [...]. In einer Partnerschaft, mag sie noch so sehr auf Gleichberechtigung beruhen, gibt es immer einen Primus inter Pares. Und ... wollen Sie die Japaner entscheiden lassen, wer von uns beiden dieser Primus ist.“ [...] Also nix mit ‚Jakob & Möller‘. Zumindest den Autoherstellern gegenüber war es ‚Möller & Jakob.“²⁰⁶ Jakob registriert die Veränderung und reagiert schnell: „Er begann mir zu entgleiten. Ich mußte härtere Töne anschlagen.“²⁰⁷ Im Zuge dieser Umwälzungen beginnen zwischen den beiden ehemaligen Verbündeten unschöne Machtkämpfe zu entbrennen. Während es mit Goethe weiterhin aufwärts geht, verliert Jakob immer mehr den Boden unter den Füßen. Alles läuft schief für ihn – sowohl beruflich als auch privat. Er stürzt in eine echte Lebenskrise. In dieser Situation kommt es zu einer Umkehrung der Verhältnisse: Aus Goethe, dem vormaligen Schüler Jakobs, wird nun der Lehrer, der seinem früheren Vorbild Hilfestellung geben muss. Zunächst wehrt Jakob ab, er erkennt nicht die Wahrheit in Goethes wohlmeinenden Kritiken. Erst nach und nach erklärt er sich bereit zuzuhören und lässt die Ratschläge auf sich wirken. Goethe erscheint hier in der Rolle des Weisen, des lebenserfahrenen Mannes, der Jakobs Situation auf Grund seines im wahrsten Sinne des Wortes biblischen Alters von einem erhabenen Standpunkt aus beurteilen kann.

Jakobs Lebenskrise beginnt mit Reflexionen über sein bisheriges Schaffen. Es zeigt sich sehr schnell, dass er den Beruf des Werbetexters nur aus der Not heraus ergriffen hat. Auch das gelegentliche Schreiben diverser Artikel für Zeitschriften befriedigt ihn keineswegs. Er gesteht sich ein, dass es ihm bisher an Mut und Offenheit gefehlt hatte, seiner wahren Berufung zum seriösem Autor zu folgen. Die Oberflächigkeit seiner Werke, die ihre Entsprechung auch im privaten Leben Jakobs findet, macht ihm zu schaffen. Goethes Rolle hier ist klar: Er als *der* Schriftsteller überhaupt muss Jakob aus der Schaffenskrise und zu seiner wahren Bestimmung führen. Hier ist zum ersten Mal von Goethe als Dichter die Rede, während sich der Roman bislang zumeist auf den Menschen Goethe konzentriert hat. In

²⁰⁵ Ebd. S. 151.

²⁰⁶ Ebd. S. 152.

²⁰⁷ Ebd. S. 151.

Jakobs Abwesenheit findet Goethe ein Jugendwerk seines Gastgebers. Was er da liest, scheint ihm zu gefallen, jedenfalls mustert er seinen Mitbewohner nach dessen Rückkehr eingehend „von oben bis unten“²⁰⁸ und scheint ihn mit anderen Augen zu sehen. „[...] *Ich nahm Ihr Buch zur Hand und dachte mit: Mein Gott, der Mann kann schreiben. Es ist ein exzellentes Werk [...]. Mir scheint, Sie vergeuden Ihre Zeit, verschwenden Ihr Talent. Carpe diem, Herr Jakob, carpe diem. [...] Wahrhaftig, es scheint mit leichter Hand geschrieben, es liest sich außerordentlich gut. Solches müßten Sie schreiben, nicht Geschichten für die Journale. Gott hat Ihnen die schöpferische Kraft gegeben, Empfindungen in Worten auszudrücken, Gedanken auf elegante Art weiterzugeben.*“²⁰⁹ Aber er rügt auch: „*Und solches muß gehegt, gepflegt werden. Für einen Mann mittleren Alters, der schon in seiner Jugend solches schrieb, sind Ihre Fortschritte bemerkenswert klein. Sie müßten mehr aus sich machen.*“ Eigentlich müssten Jakob diese Worte freuen, aber statt die wohlmeinenden Ratschläge anzunehmen, blockiert und mauert er und schildert ein Problem, vor dem wohl die meisten Mitglieder der schreibenden Zunft schon gestanden haben, und das daher auch Goethe nicht fremd sein dürfte: „*Ich haßte das Schreiben, weil es bedingte, daß man damit an die Öffentlichkeit trat. Ich wollte meine Gedanken zwar aufschreiben, aber sie nicht weitergeben. Mir schien Schreiben immer ein höchst privater Akt zu sein, der niemanden etwas anging. Andererseits, wenn man gezwungen war, vom Schreiben zu leben, mußte man sich mitteilen. Darum schätzte ich das Texten für die Werbeagenturen und für die Unternehmen, für die ich ab und zu arbeitete. Sie gaben mir genaue Vorgaben. Ich mußte nicht mein Herzblut hineinlegen [...].*“ Wer kann in einer solchen Situation besser helfen als Goethe, der auch gleich fortfährt mit seiner „unerwünschten Seelenanalyse“: „*Sie sind zutiefst unzufrieden [...]. In Ihnen brodeln etwas. [...] Es ist Ihre Suche nach dem Sinn des Lebens.*“²¹⁰ Wenn er sich vor seiner wahren Berufung drücke, seiner tatsächlichen Bestimmung – dem ernsthaften Schreiben – nicht nachgehe, würde er sich für immer seinem persönlichen Sinn des Lebens gegenüber verschließen und niemals eine Steigerung seiner Lebenszufriedenheit erfahren. Jakobs wendet ein, er könne sein Seelenleben nicht verkaufen und wirft Goethe eine opportunistische Haltung vor. Diesen Beschwerden entgegnet der große Meister nachdrücklich und schildert seinen eigenen Umgang mit dem Dilemma: „*Dann lernen Sie es! [...] Ich war geschickt. Wenn ich schrieb, dann mußte es unter das Volk. Es sollte teilhaben an meinen Eingebungen und dafür Geld bezahlen.* [...]“²¹¹ Schreiben und

²⁰⁸ Ebd. S. 135.

²⁰⁹ Ebd. S. 135f.

²¹⁰ Ebd. S. 136.

²¹¹ Ebd. S. 136f.

Verkaufen schließen sich nach Goethes Erfahrung also nicht aus. Aber noch ist Jakob nicht so weit, dass die Ratschläge auf fruchtbaren Boden fallen. Noch kann er sich der Herausforderung nicht stellen, sein berufliches Wirken und privates Leben zu ändern. Aber von da an gärt es in ihm.

Wenn man dabei bedenkt, dass Autor und Erzähler des Romans beide den gleichen Namen tragen, bekommt dieser Aspekt noch eine ganz neue Dimension: Goethe als Lebenshilfe, als schriftstellerisches Vorbild – nicht unbedingt was die künstlerische Seite des literarischen Schaffens angeht, so doch was die praktische Seite des Schreibens und Publizierens betrifft. Die Lehre, die der Leser hieraus ziehen kann, lautet: Ein Künstler hat gar keine Wahl! Wenn er sich seiner Berufung entgegenstellt, das gegebene Talent nicht zu den vorgegebenen Zwecken einsetzt, es brach liegen lässt, verletzt er seine Pflicht. Es ist ein Vergehen an sich selbst und an der Gesellschaft, der er seine Werke versagt, wenn er die „*Begabung, die Gott [...] gab*“²¹² nicht nutzt. Die Rache für diesen Frevel lautet, rastlos und unzufrieden durch das Leben zu irren, stets auf der Suche nach etwas, aber ohne jemals Erfüllung zu finden. Genau dieses Leben hat Jakob bisher geführt.

Das Künstlerbild, das hier gezeigt wird, lässt auch Rückschlüsse auf Goethe und sein Wirken zu. Er hat sich seiner Mission gestellt, sein Schicksal angenommen, auch wenn dies sicher nicht immer einfach war und ohne Verluste auf anderen Gebieten abging. Eine Verweigerung seiner Bestimmung jedoch lässt Goethe als unmöglich erscheinen, zu groß ist der kreative Druck, der auf einem Künstler lastet und nach einem Ventil sucht. Gelitten haben mag er darunter zeitweise sicher schon; aber auch andere in seinem Umfeld waren die Leidtragenden, die viel haben erdulden müssen, um ihm seine künstlerische Tätigkeit überhaupt erst zu ermöglichen. Ohne die Hilfe und Rücksichtnahme anderer hätte er ein derartiges Leben gar nicht führen, ohne die Rückendeckung und Unterstützung anderer sein Talent nicht so unbelastet entfalten können. Diesen Menschen in seinem Umfeld gebührt damit sicher auch ein Teil des Ruhms, den man Goethes Werken beimisst. Neben günstigen Voraussetzungen wie der finanziellen Unabhängigkeit, dem Einfluss geneigter Gönner und der passenden Erziehung im Elternhaus standen Goethe Zeit seines Lebens willige Helfer zur Seite, die unter eigenen persönlichen Verlusten nicht unmaßgeblich zur freien Entfaltung des Dichters beitrugen. Stellvertretend für viele sei an dieser Stelle Johann Peter Eckermann genannt, der Goethe die letzten Jahre seines Lebens beigestanden und seine persönlichen Interessen stets denen des *Meisters* untergeordnet hat. Über diese rätselhafte Beziehung, die von hoher Abhängigkeit beiderseits geprägt war, ist viel spekuliert und geschrieben worden.

²¹² Ebd. S. 137.

Auch in fiktiven Texten, auf die ich in dieser Arbeit nur im Schlusswort kurz eingehen kann, wird sie immer wieder zum Thema gemacht. Traurig wäre nur, wenn Goethe über diese für ihn unerlässlichen Dienstleistenden, denen er viel verdankt, wirklich so gedacht hätte, wie es ihm Jakob hier in den Mund legt: „*Ach, Eckermann, machte Goethe wegwerfend, das war ein Arschloch. Ein kleiner Geist. Ein wandelnder Notizblock, weiter nichts. Der ging neben mir her und schrieb auf, was ich sagte. Ein Aufschreiber. Ein Auf- und Abschreiber.*“²¹³ Bedauerlicherweise lässt das Verhältnis des historischen Goethe zu seinem Eckermann Indizien für eine ich-bezogene Einstellung des Meisters gegenüber seinem Untergebenen erkennen. Goethes Verhalten war geprägt von eigennützligen Motiven. So musste Eckermann, um finanziell überhaupt über die Runden zu kommen, zusätzlich zu seinen Diensten für den Geheimrat noch Englischstunden geben. Geldmangel jedoch kann nicht der Grund für die kärgliche Entlohnung gewesen sein. Vielmehr verstärkte Eckermanns finanzielle Not seine Abhängigkeit von Goethe und verhinderte für lange Zeit die Hochzeit mit seiner langjährigen Verlobten Johanna Bertram. Erst 1831 war es den beiden vergönnt zu heiraten. Möglicherweise wollte der Dichter Eckermann mit niemandem teilen; aus diesem Grund könnte er seinen Angestellten auch gedrängt haben, auf den Aufbau einer eigenen Karriere zu verzichten. So hält Carl Otto Conrady fest: „*Ohne Zweifel handelte Goethe durchaus eigennützig, als er ihn, der sich als williger und fähiger Mitarbeiter entpuppte, in Weimar hielt und an sich band.*“²¹⁴

Aber Jakob ist kein Eckermann, sondern ein durchaus eigenständiger Charakter. Der Gegensatz in den Befindlichkeiten der beiden WG-Genossen wird immer größer: Während es mit Goethe weiterhin schnurstracks bergauf geht, schlittert Jakob immer mehr in Richtung Abgrund. Goethes Erfolge, die seine Abneigung gegen ihn weiterhin schüren, erklärt Jakob folgendermaßen: „*Er war schlimmer als die Amerikaner. Er redete sich seinen Optimismus nicht nur ein; er hatte ihn tatsächlich. Er hatte so viel davon, daß er ihn in Scheiben schneiden und tütenweise verkaufen konnte. Zweifel, vor allem an sich selbst, waren ihm vollkommen fremd. Solche Typen erlitten nie Niederlagen, weil sie sie gar nicht wahrnahmen. Sie nahmen nach einem verhaunenen Sprung ständig neue Anläufe, bis sie Erfolg hatten.*“²¹⁵ Vielleicht hat Jakob damit das Geheimnis von Goethes Erfolg ergründet. Auf jeden Fall ist eine so positive Lebenseinstellung und Unverzagtheit sicher nachahmenswert. Goethes Leben in Unerschütterlichkeit und Selbstvertrauen jedenfalls ist auch in unserer Gegenwart von

²¹³ Ebd. S. 169.

²¹⁴ Carl Otto Conrady: *Goethe. Leben und Werk. Zweiter Band. Summe des Lebens.* Frankfurt am Main 1996. [Im Folgenden abgekürzt: Conrady² 1996.] S. 478.

²¹⁵ Jakob 1994. S. 181.

Erfolg gekrönt. Angesichts von Goethes Leistungen bei allem, was er anpackt, gerät Jakob ins Grübeln. Die Situation spitzt sich zu.

Aber bevor sie eskaliert, steht den beiden noch ein gemeinsamer Besuch in Goethes Heimatstadt Frankfurt bevor. Angeregt durch die erste Begegnung mit einem fliegenden Transportmittel, einem Helikopter, den er im Fußballstadion erblickt, wünscht sich Goethe nichts sehnlicher, als selbst mitzufliegen. „*Tja, der Traum vom Fliegen ist verwirklicht, Herr Goethe.*“²¹⁶, greift Jakob den Titel des Romans auf. Diese Erkenntnis lässt den Dichter erstaunen und alles andere um sich herum vergessen: „*Goethe, der zum erstenmal fliegende Menschen sah, war hingerissen.*“²¹⁷ Um sich seinen größten Wunsch, eine Flugreise, zu erfüllen, ergreift er die Initiative und bucht selbständig einen Flug für Jakob und sich nach Frankfurt. 1. Klasse natürlich, denn: „*Wir sind erstklassige Leute. Warum sollten wir dann zweitklassig reisen?*“ Von Jakob auf diesen überflüssigen Luxus angesprochen, beweist er nur wenig Verständnis für seine ökonomischen Verhältnisse: „*Das lassen wir alles über die Kreditkarte scheppern*“²¹⁸. Kein Wunder, denn woher sollte er sich auch auf den Umgang mit Geld verstehen, hatte er sich im ersten Leben darüber doch nie Sorgen machen müssen. Ohne einen weiteren Gedanken daran zu verschwenden, setzt er einfach voraus, dass er auch in unserer Gegenwart eine in jeglicher Hinsicht privilegierte Stellung inne hat.

Obwohl Jakob bereits im Vorfeld versucht, Goethes poetische Vorstellungen über den Vorgang des Fliegens zu zerstören und ihm die Freude daran zu nehmen, beeindruckt ihn dieses Erlebnis ungemein: „*[...] Ein gar eigenartiges Gefühl packt mein Herz.*“²¹⁹ Aufgeregt wie ein Kind erlebt er seinen ersten Flug. Er genießt dieses Abenteuer in vollen Zügen, bringt durch seinen Charme das Herz der Stewardess zum Schmelzen und labt sich an Champagner und Lachsschnittchen. Den Rückflug hingegen wird er schon „*routiniert, gelassen und fast penetrant locker*“²²⁰ angehen. Genau wie wir stumpft auch Goethe mit der Zeit ab, denn alles Neue ist irgendwann alt, bekannt und langweilig.

In Frankfurt angekommen, bieten sich für Goethe genügend Anlässe zur Rückschau auf sein erstes Leben. „*Trotz Weimar und Leipzig und wo immer er gewesen war: Frankfurt war die Stadt, an der er hing.*“²²¹ Er bezeichnet sich selber als „*Tourist, angereist aus ferner Zeit*“ in der Stadt, „*in der er aufgewachsen war und die er nicht wiedererkannte.*“²²² Er vergleicht Vergangenheit und Gegenwart; die Zerstörung, der vieles zum Opfer gefallen ist, schmerzt

²¹⁶ Ebd. S. 172.

²¹⁷ Ebd. S. 163.

²¹⁸ Ebd. S. 194.

²¹⁹ Ebd. S. 195.

²²⁰ Ebd. S. 219.

²²¹ Ebd. S. 195.

²²² Ebd. S. 199.

ihn. Im Goethe-Museum bringt er zur großen Aufregung des diensthabenden Wächters als erstes sein angebliches Studierzimmer „*in Ordnung*“. Der Angestellte beharrt darauf, dass sich *das Heiligtum* in dem Zustand befindet, in dem Goethe es das letzte Mal verlassen hat. Die Antwort des Dichters lässt keinen Zweifel zu, stößt verständlicherweise aber dennoch auf taube Ohren: „*‘Einen Dreck ist sie [die Stube]! Die Putze hat hier wieder mal alles durcheinander gebracht. Nichts ist an dem Ort, an den ich es hingelegt habe.*“²²³ Als er dann auch noch einen Zirkel, der ihm angeblich einmal gehört haben soll, mit den Worten „*‘Einen solchen Zirkel habe ich nie besessen. Ich zeichnete mit freier Hand.*“²²⁴ zerbricht und wegwirft, steht der Wärter kurz vor einem Nervenzusammenbruch ob dieses Sakrilegs und droht damit – welche Ironie – Goethe aus seinem eigenen Haus hinauszwerfen. Trotz aller Veränderungen und Fälschungen, einiges erkennt Goethe doch wieder: den Schemel seines Vaters und *Frau Possel*, Cornelias Puppe, deren Anblick ihn zu Tränen rührt.²²⁵ Der Besuch macht Goethe wehmütig und „*sehr nachdenklich*“²²⁶.

Dass Goethe bei Frauen ankommt, ist Jakob schon lange klar. Wie bereits in seinem ersten Leben liegen ihm auch heute noch die Herzen der Damenwelt zu Füßen. Hier klärt sich endlich auch ein Rätsel auf, das die Literaturwissenschaft lange Zeit bewegt hat: Goethes Verhältnis zu Charlotte von Stein. Von Jakob daraufhin angesprochen, streitet er zunächst jegliche Vorkommnisse jenseits der Moral ab. Als Jakob aber bei seiner These von *ordinären Vorkommnissen* bleibt, verrät er sich: „*‘Ordinär war es nicht’, sagte Goethe. ‘Es war extraordinär.*“²²⁷ Aber auch im Diesseits gelingt es Goethe immer noch, mit seinem Charme die Damen um den kleinen Finger zu wickeln. Jakobs Neid wächst: „*Ich hätte in diesem Moment meine rechte Hand dafür gegeben zu wissen, wie er es anstellte, daß Frauen immer genau das taten, was er wollte. Ich hatte, seit ich Zwölf war, immer das Gefühl, daß ich tat, was die Frauen wollten.*“²²⁸ Goethe als Frauenkenner und Frauenversther schlechthin, der geschickt zu manipulieren weiß und sicher auch in unserer Zeit eine Reihe gebrochener Herzen hinterlässt. Als sich herausstellt, dass er sogar die bildhübsche Stewardess „*aufgetan*“ hat, bekommt Jakob echte Komplexe: „*Ich war immer noch gut. Aber Goethe war besser.*“²²⁹ Goethe läuft ihm den Rang ab, übertrumpft ihn mittlerweile in allen Sparten.

Das bessert Jakobs ohnehin schon schlechte Laune natürlich nicht gerade. Er will sich daher von seinem Mitbewohner, der ihn sowieso nicht mehr braucht, lösen. Aber Goethe geht

²²³ Ebd. S. 201.

²²⁴ Ebd. S. 202.

²²⁵ Vgl. ebd. S. 202f.

²²⁶ Ebd. S. 203.

²²⁷ Ebd. S. 171.

²²⁸ Ebd. S. 192.

²²⁹ Ebd. S. 193.

nicht! Nicht etwa, weil er meint, noch länger auf die Hilfe Jakobs angewiesen zu sein, sondern aus Dankbarkeit und Mitleid seinem Freund gegenüber, dem es nun schlechter geht als ihm. Ich spreche an dieser Stelle bewusst zum ersten Mal das Wort *Freund* aus, denn um genau so ein Verhältnis handelt es sich nun. Das, was Goethe jetzt für Jakob zu leisten bereit ist, ist nichts anderes als ein *Freundschaftsdienst* – auch wenn keiner der beiden das jemals zugeben würde. Jakob drängt ihn geradezu, ihn zu verlassen und eigene Wege zu gehen, und lockt ihn mit der Aussicht auf bessere Geschäfte, die Goethe ohne Jakob machen könnte. Goethes Antwort darauf ist eindeutig: „*Natürlich, das würde ich. Aber Sie haben mir geholfen in meinen ersten Tagen auf dieser Erde, und nun helfe ich Ihnen.*“²³⁰ Dass er diesen Einwand „*nicht einmal herablassend*“ vorbringt, macht ihn sympathisch. Ob der historische Goethe zu solch einer uneigennütigen Regung fähig gewesen wäre, mag dahin gestellt bleiben. Aber warum sollte nicht auch er in seinem *zweiten Leben* dazu gelernt haben? Trotzdem: Goethe kommt Jakob vor „*wie sein famoser Zauberbesen*“. Zwar hatte er ihn nicht gerufen, aber loswerden kann er ihn auch nicht; das Abhängigkeitsverhältnis bleibt weiter bestehen. Nun ist es Jakob, der *erwachsen* werden muss. Goethe hat ihm vorgemacht, wie man sich in unserer Welt zurechtfindet, ist seinen Weg erfolgreich gegangen, hat sich in vielerlei Hinsicht etabliert: eine erstaunliche Leistung für jemanden, der sich mit nichts, außer seinen Fähigkeiten, in eine völlig neue Welt geworfen sieht! Aber Jakob verpasst den Absprung, stellt sich selber die Frage: „*War ich der Mann, der nie nein sagen konnte?*“²³⁰ Er hasst sich selber für seine Schwäche, dennoch kann er den Schritt in die Selbständigkeit nicht wagen. Aber er reflektiert und erkennt, dass er sich zeitlebens immer in die Abhängigkeit anderer – bisher waren es immer Frauen – begeben hat, jedoch noch kann er daran nichts ändern.

Beide Charaktere – Jakob und Goethe – sind mehr als ungleich geartet. Am Beispiel von *Donald Duck* und *Mickymaus* werden diese Unterschiede auch klar: Jakob schwärmt für *Donald*, Goethe hingegen zieht *Micky* vor. Obwohl die Comics nicht gerade „*die große intellektuelle Herausforderung zu sein*“²³¹ scheinen, wirft Goethe einen Blick hinein und stellt schnell fest: „*Dieser Micky ist so richtig nach meinem Geschmack. [...] Er ist ein Gewinner. Während dieser Donald ... nun ja. [...] Er mag ja ein pfiffiges Kerlchen sein, aber er ist der geborene Verlierer, der notorische Zweite.*“²³² Jakobs Einwände, *Micky* sei ein „*Streber*“²³³ und man müsse schließlich nicht immer der Gewinner sein, lässt er nicht gelten und entgegnet

²³⁰ Ebd. S. 188.

²³¹ Ebd. S. 215.

²³² Ebd. S. 215f.

²³³ Ebd. S. 215.

ihnen überzeugt: „*Dies ist keine Welt für Zweite. [...] Diese Welt gehört den Siegern. Soviel habe ich schon herausgefunden.*“²³⁴ Jakob kommt nun dem Geheimrezept von Goethes Erfolgen auf die Spur, gibt einen tiefen Einblick in seinen Charakter und beschreibt die Zusammensetzung seiner Persönlichkeit, die ihm eben diese Leistungen ermöglicht: „*Ich hatte ihn in der Zeit unseres Zusammenlebens einerseits als einen krassen Realisten kennengelernt, der seinen eigenen Vorteil über alles stellte [...]. Andererseits war er ein wirkliches Genie, das exzellent zu formulieren verstand, einen sagenhaften Rhythmus in seine Sätze brachte und makellose Texte fingierte, die auf Anhieb stimmten. Und diese Mischung aus Kaufmann und Genie, aus Großbürger und Dichturfürst, aus geldgierigem Schnösel und elegantem Artikulierer war es, die ihn über alle (mich ausgenommen) hinaushob, die heute schreibend ihr Geld verdienen. Es mußten wohl die zwei famosen Seelen sein, die (ach) in seiner Brust lebten.*“²³⁵ So ganz neu ist diese Erkenntnis über das professionelle Schreiben und seine Vermarktung sicherlich nicht. Aber möglicherweise muss man sie sich als Autor hin und wieder einmal vor Augen führen. Auf jeden Fall ist Goethe hier als großes Vorbild anzusehen für jeden, der das Schreiben zum Beruf machen möchte. (Auch wenn sich Jakob immer noch weigert zuzugeben, dass dieser Weg auch für ihn der beste wäre.)

Wie bereits erwähnt: Der fiktive Jakob und der Autor sind namensgleich. Vor diesem Hintergrund bekommt Goethes Vorbildfunktion eine tiefere Bedeutung. Diente der große Schriftsteller möglicherweise auch dem Autor selbst als Wegweiser? Im ersten Teil dieser Arbeit sprach ich davon, dass Goethe seinen nachfolgenden Schriftstellerkollegen als Vorbild bzw. als Antipode dienen kann (vgl. Kap. 3.2). Im Hinblick darauf, dass zwischen Autor und Erzähler des Werks deutliche Parallelen bestehen (neben ihrer Namensgleichheit sind beide auch noch mit der Arbeit als Werbetexter vertraut, und beide unternehmen nach dieser Tätigkeit die ersten Schritte als Romanschriftsteller), liegt der Verdacht nahe, dass es sich bei dem vorliegenden Text auch um eine sehr persönliche Auseinandersetzung des Autors Jakob mit Goethe handelt. Bei allem Humor und aller Situationskomik darf man diesen ernsthaften Aspekt nicht vergessen. (Bedauerlicherweise habe ich jedoch nicht herausfinden können, ob meine Vermutung den Tatsachen entspricht oder nicht.) Wenn man weiß, dass der reale Peter Jakob einen ähnlichen beruflichen Werdegang wie der fiktive Jakob hat – als Werbetexter und Zeitschriftenautor – könnte man dies vermuten. Ob diese These nun zutrifft oder nicht: Dass, was Goethe vormacht – eine Mischung aus Kreativität und Marketing –, ist mit Sicherheit der klügste Weg für einen Autor, sich professionell im Markt zu positionieren. Was nützt das

²³⁴ Ebd. S. 216.

²³⁵ Ebd. S. 218.

schönste und klügste Werk, wenn es – unsichtbar für alle Augen – ein Dasein in der heimischen Schreibtischschublade fristet.

Obwohl sich Goethe mittlerweile recht gut in unserer Welt zurechtfindet, manchmal sogar besser als sein früherer Lehrmeister Jakob, kommt es hin und wieder doch noch zu lustigen Episoden. Als er seine erste Banane isst – mit Schale! – nutzt Jakob die Gelegenheit zur Schadenfreude schamlos aus: „[...] *Ich habe mal irgendwo gelesen, daß es einen Intelligenzquotienten von dreiundachtzig braucht, um eine Banane zu schälen. Ganz schön clevere Viecher, diese Schimpansen, nicht?*“²³⁶ Auch für einen Mann, der die Ewigkeit gesehen hat, ist eine Banane eben doch immer noch eine echte Herausforderung. Eine solche gibt es im Jenseits offensichtlich nicht. Natürlich versucht Jakob auch, Goethes Erfahrungen im Totenreich zu ergründen. Dieser hat über den Tod, ein für ihn im ersten Leben so heikles Thema, aber nur wenig zu berichten. „[...] *Es ist langweilig, weil nichts mehr danach kommt. Es ist nichts mehr da. [...] Es ist enttäuschend, glauben Sie mir.*“²³⁷ Für ein Genie hat er ernüchternd wenig Auskünfte über seine Erfahrungen im Jenseits zu bieten: Man hätte mehr erwartet. Wenigstens aber klärt sich ein weiteres Rätsel der Kulturgeschichte: Was waren Goethes letzte Worte? Nach längerem Überlegen kann er sich erinnern und berichtet, dass seine letzte Erinnerung seiner Italienreise galt, auf der er sich mit einem „*beutelschneiderischen Wirt*“ um seine Unterbringung gestritten habe. Unzufrieden mit dem ihm zugewiesenen Zimmer habe er sich beschwert, weil ihm der Blick auf den Hinterhof nicht zusagte. Demzufolge lauteten seine letzten Worte nicht, wie nach der herkömmlichen Überlieferung, „*Mehr Licht*“ sondern: „*Meersicht.*“²³⁸

Nachdem sich Goethe beruflich etabliert hat, arbeitet er nun verstärkt daran, auch im privaten Sektor alles zu seiner Zufriedenheit zu gestalten. Längst erzählt er seinem Mitbewohner nicht mehr viel. Es deutet alles darauf hin, dass er eine feste Beziehung hat. Zuerst bleibt er unerwartet der Wohnung fern, dann telefoniert er heimlich. Jakob erkennt die Lage, als sich die Anzeichen immer weiter verdichten, und Goethe sogar freiwillig auf sein geliebtes Bier verzichtet und eine Diät beginnt. Als er sich sogar das Rauchen abgewöhnen will, reicht es Jakob. Da diese neuen Veränderungen den großen Meister bei den Damen noch zusätzlich aufwerten, plagt ihn der Neid. Außerdem ist ihm soviel Selbstdisziplin schon beinahe unheimlich, daher verführt er Goethe zum Brechen dieses letzten Vorsatzes und bietet ihm eine Zigarette an. Goethe nimmt sie widerstrebend mit der typisch menschlichen Ausrede „*Nun ja, es ist ja nur die eine.*“²³⁹, was ihn dem Leser aber nur noch sympathischer macht.

²³⁶ Ebd. S. 227.

²³⁷ Ebd. S. 119f.

²³⁸ Ebd. S. 222.

Sehr auskunftsfreudig zeigt sich Goethe jedoch nicht, wenn ihn Jakob auf die ominöse Frau in seinem Leben anspricht. Er bestätigt zwar Jakobs eigentlich ironisch gemeinte Frage, ob es sich bei der Beziehung um „*die reine, die tiefe, die innige Liebe*“²³⁹ handele, weicht aber jeglicher Stellungnahme zur Identität der Frau aus. Nur soviel: Sie ist „*gebunden*“²⁴⁰.

In Jakob erwacht hingegen immer mehr das Gefühl der Verbundenheit mit seiner Exfrau, die ihrerseits wieder in einer neuen Bindung ist. Dass es sich bei Goethes neuer Geliebten – wie das Schicksal es nun einmal will – um eben diese Frau handelt, kann Jakob natürlich noch nicht ahnen, denn die beiden haben sich, wie es scheint, nur flüchtig kennen gelernt. Als hätte da Mephisto seine Hände im Spiel. Anders als Jakob hegt der Leser aber schnell den Verdacht, dass die beiden Männer schon wieder auf einem Gebiet Kontrahenten sind, und fragt sich: Wie mag diese Geschichte wohl ausgehen, der Kampf zwischen *Mickymaus und Donald Duck*?

Goethe verarbeitet diese Situation in seinem neuen Leben so, wie er auch schon in seinem ersten Dasein oft mit ähnlichen Zuständen umgegangen ist: Er schreibt darüber. Diesmal wird es ein Roman mit dem etwas kitschigen Titel *Safari der Emotionen*. Goethe hat sich der Trivilliteratur zugewandt! Kein Wunder, denn diese verkauft sich besonders gut. Als Jakob den Inhalt erfährt – es kommt zu „*einer schuldhaften Verstrickung*“²⁴¹ zwischen einem Mann und einer gebundenen Frau – denkt er an die Geschichte der Frau von Stein. Der Verdacht liegt ja auch nahe, denn nicht zum ersten Mal im Laufe seiner beiden Existenzen begehrt Goethe die Frau einer Anderen. Es wird jedoch noch ein Weilchen dauern, bis das Werk tatsächlich einen Verlag findet, der es veröffentlichen will, denn der Name Möller „*hat noch keinen Klang in der literarischen Welt*“²⁴² Bis dahin aber treffen die Absagen reihenweise ein, die Goethe jedoch gelassen hinnimmt.

Goethes immer größere Fortschritte im Bereich der Selbständigkeit machen sich bemerkbar, als Jakob in Urlaub fährt. Er kommt gut alleine zurecht und vermisst ihn gar nicht. Immer unwichtiger wird die Rolle, die Jakob in Goethes Leben spielt: „*Goethe begrüßte mich, als ob ich kurz Zigaretten holen gegangen und nicht eine volle Woche weg gewesen wäre.*“²⁴³ Das Leben der beiden geht immer weiter auseinander, sie schlagen verschiedene Wege ein, immer weniger verbindet sie. Die Stimmung wird ungemütlich: „*Wir sprachen kaum noch miteinander.*“²⁴⁴, stellt Jakob fest. Was sich schon länger angedeutet hat, wird nun

²³⁹ Ebd. S. 257.

²⁴⁰ Ebd. S. 246.

²⁴¹ Ebd. S. 242.

²⁴² Ebd. S. 245.

²⁴³ Ebd. S. 242.

²⁴⁴ Ebd. S. 250.

Gewissheit: Die Entfremdung der beiden erreicht ihren Höhepunkt, die Situation eskaliert. Jakob fühlt sich gegenüber Goethe „*weder als Schuldner noch als Gläubiger*.“ Sie sind „*quitt*“.²⁴⁵ Er hat ihm die Welt erklärt, Goethe hat sich revanchiert, indem er ihm zeitweise den Lebensunterhalt verschafft hat. Nun ist es an der Zeit, dass sich die Wege der beiden trennen. Lange hat Jakob drängen müssen, nun ist es endlich so weit: Goethe zieht aus und nimmt sich eine Wohnung mit seiner Geliebten. Unbesorgt jedoch lässt er seinen *Freund*, der sich partout nicht helfen lassen will, nicht allein: „*Er sah mich traurig an, aber ich fiel nicht darauf herein*.“²⁴⁶, schildert Jakob Goethes Miene. Gleich darauf kehrt er jedoch wieder den knallharten Geschäftsmann hervor, als sich Jakob über die zwar anständige, aber eigentlich zu geringe Abstandssumme für den japanischen Kunden beschwert: „*Sie würden ihn ohnehin verlieren*.“, kommentiert Goethe die Höhe des Betrags, den Jakob daraufhin als „*Almosen*“ und „*Abspeisung*“²⁴⁷ empfindet. Zwei Tage später ist „*Goethe verschwunden, grußlos*“²⁴⁸.

Jakobs Freude und Erleichterung darüber machen aber schnell dem Gefühl von Einsamkeit und Verlorenheit Platz. Gerade in der nun einsetzenden Vorweihnachtszeit weichen seine Hochgefühle schnell tiefen Depressionen. In dieser unglücklichen Lage sucht er wieder den Kontakt zu seiner Exfrau, muss aber von ihrem ehemaligen Liebhaber erfahren, dass diese aus- und mit ihrem neuen Freund Hans zusammengezogen ist. Für den Leser ist der Zusammenhang zwischen Goethe und Hans jetzt offensichtlich. Jakob hingegen stellt keine Verbindung her, beneidet aber ironischerweise *beide* – Hans und Goethe – um ihr neues Glück, nicht ahnend, dass es sich um ein und dieselbe Person handelt. Er diagnostiziert bei sich selbst das „*Christkindsyndrom*“²⁴⁹ und versucht, dieses mit Alkohol zu lindern. Zwar ist er nun frei, aber er nutzt diese Freiheit noch nicht, um seine Lebensziele zu verwirklichen. Statt etwas zu unternehmen, mokiert er sich über Goethe und vergisst dabei, dass sich dieser alle Erfolge auch hart hat erarbeiten müssen. Undankbarkeit und Spießbürgertum wirft er seinem ehemaligen Hausgenossen vor. „*Aber was sollte man anderes erwarten von einem, der einer Gastwirtefamilie entstammt?*“²⁵⁰ Nach einem tiefen Absturz am Heiligen Abend, bei dem er sogar Selbstmordgedanken hegt, erwacht Jakob am ersten Weihnachtstag und schämt sich vor sich selber, weil er sich so hat gehen lassen. Er schöpft neuen Lebensmut, kocht sich frischen Kaffee und tut das einzig Richtige: Er beginnt ernsthaft zu schreiben – und hat Erfolg dabei. „*[...] nach vier Stunden hatte ich zwanzig engbeschriebene Seiten und den*

²⁴⁵ Ebd. S. 247.

²⁴⁶ Ebd. S. 263.

²⁴⁷ Ebd. S. 264.

²⁴⁸ Ebd. S. 265.

²⁴⁹ Ebd. S. 281.

²⁵⁰ Ebd. S. 283.

*Anfang einer erstklassigen Geschichte beisammen.*²⁵¹ Also hat sein Zusammenleben mit Goethe nun endlich doch noch den gewünschten Erfolg gezeigt! Bei seinen Auseinandersetzungen mit dem Dichter und den anschließenden Reflexionen über sein berufliches und privates Leben hat Jakob so viel gelernt, dass er nun endlich zu neuen Ufern aufbrechen und seiner Bestimmung folgen kann. *„Es war eine Geschichte, die schon immer in mir gesteckt hatte und die nun ans Tageslicht wollte. [...] ich wollte nie mehr aufhören zu schreiben.*²⁵²

Am selben Tag lädt ihn seine Exfrau – auch im Namen ihres neuen Freundes Hans! – zu einem gemeinsamen Mittagsessen ein. Der Leser weiß bereits, was sich da anbahnt, auch wenn Jakob noch gar nichts vermutet. Als er seiner früheren Gattin im Restaurant gegenüber sitzt – Goethe/Hans parkt inzwischen noch den Wagen – merkt er, dass er in dieser Frau nur das Vergangene liebt, sie beide aber auf dem Weg zu neuen Ufern sind, und man die Vergangenheit nicht zurückholen kann: *„Wir hatten einander nichts mehr zu geben, jedenfalls nichts mehr Neues.*²⁵³ Ein Glück, dass er alles *so* sieht, denn bald darauf wird er erkennen, um wen es sich bei dem neuen Freund handelt. Aber zuvor schwärmt seine Exfrau noch über ihren Hans und gibt die Beschreibung eines Mannes ab, von dem Frauen sonst nur träumen können: *„Er hat Charme, Stil, Esprit, Lebensart. [...] Und er ist ebenfalls gut, er ist interessant, charmant und amüsant. Manchmal denke ich, er ist viel zu schade für diese Welt. Er ist viel zu ritterlich, zu nett, zu freundlich, zu aufmerksam. [...]*²⁵⁴ Mit typisch weiblicher Intuition hat sie erkannt, dass Goethe zweifellos etwas Besonderes ist in unserer modernen Welt, ohne natürlich die wahren Hintergründe seiner Andersartigkeit zu errahnen.

Der Roman endet in dem Augenblick, als Jakob sieht, wie Goethe den Raum betritt und die Augen seiner Frau zu leuchten beginnen. Alles weitere bleibt der Phantasie des Lesers überlassen. Zwar ist es Goethe schon wieder gelungen, etwas aus Jakobs Leben *in Besitz zu nehmen*, da er diesen Lebensabschnitt aber sowieso hinter sich gelassen und einen neuen begonnen hat, wird er damit umzugehen wissen. Auffällig jedoch ist, dass Goethes und Jakobs Leben beinahe antagonistisch verlaufen sind: Je mehr Goethe von Jakobs Existenz übernommen hat (die Geschäftsbeziehungen, die Frau) und damit in Richtung eines gesicherten Lebensstils unterwegs ist, umso freier macht sich Jakob von allem und begibt sich auf das Abenteuer des ernsthaften Schreibens (ein Metier, das im ersten Leben Goethes Bereich war).

²⁵¹ Ebd. S. 284.

²⁵² Ebd. S. 285.

²⁵³ Ebd. S. 287.

²⁵⁴ Ebd. S. 288.

Nur wenigen ist eine zweite Chance gegönnt, ein neues Leben zu beginnen, es auf Grund seiner Erfahrungen aus dem ersten Dasein völlig neu zu gestalten: höchstens wenn wir alle Brücken hinter uns abbrechen, auswandern, alles zurücklassen und mit falschen Papieren einen Neuanfang wagen. Wir wissen aber genau, welche Schwierigkeiten auf uns zukommen, deshalb lassen wir es bleiben, so sehr der Gedanke auch manchmal verlocken mag. Goethe stand unwillentlich vor diesem Berg aus Schwierigkeiten – und er hat sie alle gemeistert. In einem Land, das zwar das seine gewesen, durch den Lauf der Zeit für ihn aber fremder als für uns der Nahe Osten geworden war, konfrontiert mit lauter, für ihn unerklärlichen, technischen Erfindungen, in einer Gesellschaft, deren Sitten und Gepflogenheiten er nicht kannte und deren Sprache er nicht immer verstand: Goethe hat sich bewährt! Er hat seinen Weg gemacht, herausgefunden, wie er seine ihm zu Verfügung stehenden Talente erfolgreich einsetzen konnte, ohne sich dabei zu verlieren oder gar zu verleugnen. Die Anpassung an unsere Zeit gelang ihm ohne Selbstaufgabe. Bis zum Schluss hebt er sich durch seine Andersartigkeit ab, aber sie fällt positiv auf. Gerade diese feinen Unterschiede sind es, die seine neue Liebe so an ihm schätzt. Auch für Jakob hat er seinen Zweck erfüllt. Goethe hat seinem *Freund* die Augen geöffnet und ihm dadurch ein neues Leben ermöglicht. Er ist seiner Vorbildfunktion gerecht geworden. Goethe war in seinem ersten und in seinem zweiten Dasein ein Ausnahmemensch: gesegnet zweifellos mit außergewöhnlichen Talenten, aber auch mit dem Mut, der Fähigkeit und dem Willen, diese adäquat einzusetzen, um sich und anderen zu nützen.

Der Roman wurde von den Rezensenten im Radio und in den Printmedien nicht durchweg positiv aufgenommen. Hauptkritikpunkte waren vor allem die „*saloppe Sprache*“²⁵⁵, durchsetzt mit derben Ausdrücken und „*dem nicht selten sexistischen Ton des Erzählers*“²⁵⁶, sowie das „*nicht gerade freundliche Frauenbild des Ich-Erzählers*“²⁵⁷. Entlastend wirkt aber die Tatsache, dass dieses nur im Zusammenhang mit Jakob auftaucht: „*Immerhin, der geheime Rat macht auch hierbei vor, wie’s richtig geht.*“²⁵⁸ Autor Jakob muss sich den Vorwurf gefallen lassen, dass seine Idee, Vergangenheit und Gegenwart zu konfrontieren, so neu gar nicht ist, sich noch dazu schnell verbraucht und in Gefilde der seichten Unterhaltung abgeleitet.²⁵⁹ Andere Rezensenten hingegen erfreuten sich an dem „*Kaleidoskop der zuweilen wirklich unfaßbaren Gegenwart*“²⁶⁰, welches sich dem Leser durch Goethes Augen entbietet, und den „*tiefen Einsichten in Männerseelen des 20. (respektive 18.) Jahrhunderts*“, die

²⁵⁵ Guy Lang. *Goethe geht in die Disco*. In: *Blick*. Zürich 1.9.1994.

²⁵⁶ Tatjana Bojic. *Goethe hätte auch am Computer-Zeitalter seine Freude gehabt*. Deutsche Presse Agentur. Hamburg. 4. Oktober 1994. [Im Folgenden abgekürzt: Bojic 1994.]

²⁵⁷ Jürgen Seefeldt: In: *EKZ*. Reutlingen, Oktober 1994.

²⁵⁸ *Taxi-Magazin*. Essen 3/1994.

²⁵⁹ Vgl.: *Goethe in der Disco*. In: *Augsburger Allgemeine Magazin*. 15.4.-21.4.1995.

²⁶⁰ *Gags mit Goethe*. In: *Welt am Sonntag*. 17.7.1994.

Jakobs „*schelmische Mär*“²⁶¹ gewährt. Was auch immer man qualitativ von diesem Roman halten mag, untersuchenswert im Hinblick auf sein Goethe-Bild ist er allemal! „*Flockenlockere Persiflage auf die Schickimicki-Werbe-Multimedia-Gesellschaft*“²⁶² und „*saftige Supersatire*“²⁶³ oder abgeschmackter Klamauk, der „*sich bald erschöpft*“²⁶⁴: Es sei dahingestellt.

²⁶¹ *Goethes Geist*. In: *Hamburger Morgenpost*. 9 August 1994.

²⁶² Sandra Steinberg. In: *MAX*. Hamburg, Oktober 1994.

²⁶³ *Ei, ei, wohlan!* In: *Journal für die Frau*. 18.8.1994.

²⁶⁴ Bojic 1994.

8. Goethe im Krimi: Kai Meyers *Die Geisterseher*

„Ich bitte Sie, Herr Goethe, geben Sie uns dem Feind in die Hände, sehen Sie zu, wie er uns hinhaltet, aber halten Sie uns nicht zum Narren!“²⁶⁵

Goethe im Kriminalroman – und noch dazu als Mordverdächtiger! Dieses Szenario bietet sich dem Leser in Kai Meyers *Geistersehern*. Der 1969 geborene Schriftsteller, Journalist und Drehbuchautor spielt mit diesem Titel bewusst auf Schillers Erzählung *Der Geisterseher* an, der in diesem Kriminalstück noch eine wichtige Rolle zukommen wird. Neben Goethe tauchen in diesem Roman eine Reihe bedeutender Literaten und Persönlichkeiten der Vergangenheit auf: Wir treffen auf die Gebrüder Grimm, E.T.A. Hoffmann und den großen Schiller. Meyer hebt eine Geschichte aus der Taufe, die zwar die historischen Personen miteinander verknüpft, dies aber auf eine *eindeutig fiktive* Art und Weise tut; er nimmt (klug recherchierte) Fakten aus der Geschichte auf und verfährt beliebig mit ihnen. Dieser „*Zug ins Kolportagehafte*“²⁶⁶ wird Literaturwissenschaftler mehr als nur einmal irritieren, macht zugleich aber auch den Reiz des Romans aus. Um nur ein Beispiel zu nennen: Es ist gar nicht sicher, ob Goethe wirklich Jacob *und* Wilhelm Grimm kennen gelernt hat; man weiß nur, dass ihm zumindest Jacob vorgestellt wurde, dies allerdings erst vier Jahre nach der Begegnung, die Meyer den beiden unterstellt. Beispiele dieser Art lassen sich viele finden, sie einzeln aufzulisten wäre überflüssig. Von Interesse ist vielmehr die Verfahrensweise des Autors, die der *Collagetechnik* gleicht. Er pickt historisch belegte Daten auf und verknüpft sie zu einem neuen Ganzen, das mit der tatsächlichen Vergangenheit nichts zu tun hat. Viele der Details für sich genommen sind wahr: Natürlich ist E.T.A. Hoffmann der Verfasser des *Sandmannes*; dieser ist jedoch erst 1815 entstanden, und hätte 1805 somit noch nicht Thema sein können. Zu dieser Mixtur kommt dann natürlich noch ein gehöriges Quäntchen Autorenphantasie, womit das Verwirrspiel um *Dichtung und Wahrheit* perfekt wäre. Wir finden bei Meyer einen *Goethe redivivus* vor, der auf eine andere Art als bei Jakob u.a. *wiedergeboren* wird: nicht in die Zukunft und damit in unserer Gegenwart hinein, sondern in eine neu zusammengewürfelte Existenz, die temporär zu seinen Lebzeiten anzusiedeln ist! Der Roman steckt voller Hinweise und Anspielungen, die dem literaturwissenschaftlich und historisch bewanderten Leser auffallen. Ich beschränke mich jedoch völlig auf eine Betrachtung des *Goethe redivivus*,

²⁶⁵ Meyer 1999. S. 259.

²⁶⁶ Lothar Schöne: *Die Brüder Grimm als Detektive. Kai Meyers lesenswerter Schmöker „Die Geisterseher. Ein unheimlicher Roman im klassischen Weimar“*. In: *Die Rheinpfalz*. 25.4.1996.

klammere andere Handlungsstränge weitgehend aus und muss daher an manchen Stellen eine bewusst vereinfachte Darstellung des Romans ins Kauf nehmen.

Meyers Roman wurde bei seinem Erscheinen 1995 von der Kritik wohlwollend aufgenommen. Die „*liebevoller Hommage an die um 1800 grassierenden Schauerromane*“²⁶⁷ erreichte ein breites Publikum: neben historisch und literarisch interessierten Lesern insbesondere Fans des Unheimlichen, Übersinnlichen und Phantastischen. „*Jugendlicher Übermut*“ des Autors und seine „*wundervoll respektlosen Ideen*“²⁶⁸ lieferten einen anderen Zugang zur Deutschen Klassik, als man ihn bisher kannte. „*Kühn und unbefangen*“²⁶⁹ nähert sich Meyer den Größen der Historie, und wird von Kritikern als einer der „*grossen [sic!] Hoffnungsträger der phantastischen deutschsprachigen Szene*“²⁷⁰ gefeiert.

Wie es sich für einen ordentlichen Krimi gehört, geschieht natürlich ein Mord. Und das sogar, bevor es richtig losgeht. Bereits im Prolog findet sich die erste Leiche, der noch einige weitere folgen sollen: „*Gott, der Herr*“²⁷¹ steigt von seinem Thron und bricht tot zusammen. Was zunächst für einige Verwirrung beim Leser sorgt, soll sich jedoch schnell aufklären. Während der Proben an Goethes *Faust* im Jahre 1805 stirbt einer der Schauspieler eines überraschenden Todes. Goethe wird Zeuge dieses Unglücks, das sich im Innenhof seines Hauses abspielt. Erschüttert und „*kaum weniger bleich*“²⁷² als der Verstorbene versucht er, Ordnung in das Chaos zu bringen. Das Personal beobachtet seinen Herren, der „*ganz fassungslos*“ wirkt und dieses Ereignis wahrscheinlich auf die ihm eigene Art verarbeiten wird: „*Der arme Herr Goethe. Er wird wieder stundenlang im Regen stehen und traurige Gedichte schreiben.*“ Das merkwürdige, beinahe phobische Verhältnis des historischen Goethe zum Tod, denkt man zum Beispiel an sein Verhalten beim Verlust von Gattin Christiane, spiegelt sich hier wider. Wenn irgend möglich versuchte der Dichter, sich dem Vorgang des Sterbens zu verschließen. Er mied, so es sich einrichten ließ, Beerdigungen und versuchte auf vielfältige Art und Weise, den Tod als solchen zu ignorieren. (Dies trug ihm mehr als einmal die harsche Kritik der Weimarer Gesellschaft ein.) Nur in seinen Dichtungen scheint der Tod für Goethe existent, und genau auf diese Tatsache spielen die obige Bemerkung der Dienstmagd und die Entgegnung des Kammerdieners, es sei eben „*das Los eines Dichters zu leiden*“²⁷³, an. Mit dieser kurzen Episode, in der Goethe nicht selbst zu

²⁶⁷ Henning Franke. In: *Capital* 6/95. S. 246.

²⁶⁸ Sabine Prasch: *Das FRITZ Buch des Monats*. In: *fritz. Das Magazin für Frankfurt am Main*. 4/95.

²⁶⁹ *Geheimbündler*. *Neue Züricher Zeitung*. 6./7. Mai 1995.

²⁷⁰ Carsten Kuhr: <http://www.phantastik.de/buch/geisterseher.htm>

²⁷¹ Meyer 1999. S. 5.

²⁷² Ebd. S. 7.

²⁷³ Ebd. S. 8.

Wort kommt, sondern sich nur aus der Perspektive seines Personals zeigt, wird der Dichter vorgestellt.

Aus der Sicht Wilhelm Grimms stellen sich dem Leser die weiteren Ereignisse des Romans in Form eines Realitätsberichts dar. Der Ich-Erzähler hat eine eingeschränkte Wahrnehmung der Dinge, die dem Krimi-Genre aber gerade durch ihre Lückenhaftigkeit entgegen kommt. Einzig und allein die Integrität Wilhelms (und seines Bruders, in dessen Namen er spricht) ist sicher: Alle anderen, Goethe einbezogen, müssen als potentielle Täter angesehen werden. Ihre wahren Motive bleiben im Unklaren, es ist nicht eindeutig, ob man ihnen trauen kann. Wie im Krimi üblich, führt der Autor seine Leserschaft ständig auf falsche Fährten und verleitet zu immer neuen Spekulationen. Das Ermittlergespann aus Wilhelm Grimm und Leser entwickelt fortwährend neue Theorien über Täterschaft und Motivik und versucht, Licht ins Dunkel zu bringen. Neue Verdächtigungen lösen die alten ab, neue Geheimnisse tun sich auf; erst nach und nach fügen sich die einzelnen Puzzleteilchen zu einem sinnvollen Ganzen, bis dahin jedoch bleibt die Spannung erhalten.

Jacob und Wilhelm Grimm sind zu Gast bei Goethe in Weimar. Eines Abends machen sie dem von ihnen hochverehrten Friedrich Schiller ihre Aufwartung und überreichen ihm in Goethes Namen ein Medikament. Schiller wiederum übergibt ihnen im Gegenzug, von Krankheit bereits schwer gezeichnet, ein versiegeltes Manuskript und bittet sie, es Goethe zu bringen. Auf dem Heimweg werden die Brüder überfallen und des Dokuments beraubt, was sie allerdings vor ihrem Gastgeber geheim halten. Stattdessen belauschen sie ein Gespräch Goethes, das dieser mit zwei merkwürdigen Gestalten führt: Er scheint sich mit zwei Ägyptern, einer Frau und einem Mann, zu streiten – auf Polnisch! Nur Folgendes können die Brüder verstehen: Aus dem Mund der Frau spricht Schillers Stimme zwei Worte: „*Das Manuskript!*“²⁷⁴ Am nächsten Morgen verlassen Jacob und Wilhelm völlig verängstigt Goethes Haus und beziehen Unterkunft in einem Gasthaus. Am Nachmittag erfahren sie eine schreckliche Neuigkeit: Schiller ist in der Nacht verstorben, mehrere Stunden *bevor* sie in Goethes Haus seine Stimme gehört hatten! Waren sie Zeugen einer Geisterbeschwörung geworden? Zurück in ihrer Herberge machen die beiden die Bekanntschaft der Elisabeth von der Recke, einer historisch verbürgten Persönlichkeit des 17./18. Jahrhunderts. Die Frau hegt großes Misstrauen gegen Goethe und hofft auf die Unterstützung der Grimms. Als diese ihr versagt bleibt, entführt sie die beiden mit Hilfe ihrer stummen russischen Diener Natascha und Andrej und bringt sie auf den Friedhof, wo der in Goethes Innenhof verstorbene Schauspieler bestattet liegt. Dort erzählt sie den Brüdern von dem Verdacht, den sie gegen

²⁷⁴ Ebd. S. 45.

den großen Klassiker hegt: Sie hält Goethe für den Mörder dieses Mannes, der nicht an Herzversagen, wie zunächst angenommen, verstorben ist, sondern vergiftet worden war! Darüber hinaus weist die Leiche dieselben Symptome auf wie Schillers verwesender Körper, was in Wilhelm einen weiteren schrecklichen Verdacht aufkommen lässt: *„Ich schüttelte fassungslos den Kopf. Wer aber verabreichte Schiller das Gift? Etwa auch Goethe?“* *Nein, nicht er.* Die Gräfin lächelte, aber es geriet zur bitteren Grimasse. *Das, meine Herren, waren Sie!* [...] *Der große Goethe hatte sie [die Phiole] uns gegeben, für seinen Freund; wie hätten wir ahnen können, daß wir zu Werkzeugen in einem schrecklichen Mordkomplott wurden?*²⁷⁵ Harte Vorwürfe erheben sich damit gegen Goethe: Ist er wirklich der Mörder des Schauspielers? Und hat er tatsächlich den ahnungslosen Brüdern ein Gift statt eines Medikaments für Schiller mitgegeben? Noch bleibt Elisabeth eine Erklärung schuldig, warum Goethe so gehandelt haben soll; in ihren Augen – und inzwischen auch in den Augen der Grimms – hat er sich jedoch durch sein merkwürdiges Verhalten verdächtig gemacht. Warum sonst hätte Goethe zum Beispiel eine Obduktion des in seinem Hinterhof verstorbenen Mannes verhindern sollen, wenn nicht um die wahre Todesursache zu verbergen? Von nun an gilt er, wenn auch noch nicht hundertprozentig überführt, als doch höchst tatverdächtig. Diese dunkle Ahnung wird sich im weiteren Verlauf noch systematisch verstärken. Goethe als skrupelloser Mörder, der seine beiden Opfer, eines davon gar noch sein *Freund* und Kollege Schiller, hinterrücks meuchelte? In der Tat rumorte dieses unhaltbare Gerücht lange Zeit durch die Goethe-Forschung, kann aber getrost in den Bereich der Ammenmärchen verbannt werden, wo es auch hingehört. Goethe hat Schiller natürlich nicht getötet! Dieser war von Jugend an immer wieder schwer krank und ist zum Schluss eines natürlichen Todes gestorben, der sich bereits längere Zeit angekündigt hatte.

Nach dieser schrecklichen Enthüllung beginnt für die Grimms eine wahre Odyssee. Kaum zurück in der Stadt, müssen sie auch schon wieder fliehen: Eine unheimliche Gruppe von Verfolgern hat es auf sie und Elisabeth abgesehen. Gemeinsam nehmen sie eine Kutsche und verlassen Weimar. Auf der Flucht stellt sich heraus, dass Elisabeth den Auftrag zum Diebstahl von Schillers Manuskript gegeben hatte und sich dieses nun in ihrem Besitz befindet. Sie enthüllt, es handele sich dabei um die Vollendung von Schillers Erzählung *Der Geisterseher*, und übergibt das Dokument mit dem Auftrag an die Grimms, es nach Warschau zu Regierungsrat Hoff zu bringen. Ihre Verfolger, eine Gruppe um Anführer Spindel, sei, wie sie erklärt, ebenfalls auf das Schriftstück aus, daher müsse man höchste Vorsicht walten lassen. Die Wege der Notgemeinschaft trennen sich, und die Brüder werden von einer zufällig

²⁷⁵ Ebd. S. 66f.

vorbeikommenden Kutsche nach Warschau mitgenommen. Ihre neue Reisebegleiterin ist Anna von Brockdorf, eine etwas merkwürdige junge Frau, die mit den Toten zu sprechen scheint und sogleich die Zuneigung von Wilhelm Grimm gewinnt. Kurz vor ihrem Ziel entdecken sie Elisabeths verunglückte Kutsche; von den Insassen fehlt jedoch jede Spur, nur die merkwürdige Nachricht *ROSA* haben sie als Hinweis hinterlassen.

In Warschau angekommen begeben sich die Brüder, denen sich Anna inzwischen angeschlossen hat, auf die Suche nach Regierungsrat Hoff, der sich, man hatte in all der Aufregung unterwegs anscheinend nur die erste Silbe seines Namens verstanden, als E.T.A. Hoffmann entpuppt. Vor dem Eingang zu seinem Büro kommt es zu einer mysteriösen Begebenheit. Anna, Jacob und Wilhelm haben beim Anblick der Tür grauenvolle Schreckensvisionen: Feuer, ein sich bedrohlich öffnender Mund und ein vergittertes Kellerloch – jeder der Drei sieht etwas anderes Bedrohliches. Mit dieser Szene, die exemplarisch für viele ihrer Art genannt sei, entfernt sich der Roman deutlich vom Boden historischer Tatsachen und wird auf eine phantastische Ebene gehoben. Durch das gesamte Kriminalstück ziehen sich unerklärliche und geheimnisvolle Elemente und geben ihm dadurch einen beinahe traumhaften Charakter. Durch seinen *Schwellencharakter*, immer an der Grenze zwischen Tatsachenbericht und geisterhafter Vision, spricht der Roman hier bereits ein grundlegendes Thema an: die Einteilung der Menschen in Logiker und Mystiker, in – wie wir noch sehen werden – Illuminaten und Rosenkreuzer. Bereits in der Darstellung der Charaktere von Wilhelm und Jacob Grimm spiegelt sich diese Differenz wider: Wilhelm ist gefühlsbetonter und verinnerlichter, Jacob denkt wesentlich rationaler. Bis zum Schluss wird die Frage, welche Gruppe denn nun den Schlüssel zum Verständnis der Welt gefunden hat, jedoch nicht beantwortet.

In Warschau übergeben die Drei das Manuskript an Hoffmann, den Schriftsteller des Unheimlichen und Übernatürlichen, der sich als übler „*Trinker*“²⁷⁶ entpuppt und das Schriftstück sogleich in seinen Tresor einschließt. Dieser ist es auch, der die Neuankömmlinge vor den Untaten des *Sandmannes*²⁷⁷ warnt, dem inzwischen bereits mehrere Menschen zum Opfer gefallen sind. Seinen Namen erhielt der Mörder durch seine grauenvolle Vorliebe, die Augen der Getöteten mit ägyptischem Wüstensand aufzufüllen, womit für die Brüder eine Verbindung zu Goethe und seinen ägyptischen Besuchern nahe liegt. Hoffmann macht die Grimms mit Graf Moszinsky bekannt, ebenfalls eine historisch

²⁷⁶ Ebd. S. 137. (In der Tat gilt das Alkoholproblem Hoffmanns, der sich 1805 als preußischer Regierungsrat in Warschau aufhielt, als erwiesen.)

²⁷⁷ Eine gleichnamige Erzählung wird E.T.A. Hoffmann im Jahre 1815 verfasst. Auch dieses Werk beinhaltet die Ebene des Übernatürlichen im Kontrast zur Realität.

verbürgte Persönlichkeit, die den Brüdern einen Besuch in der Warschauer Ägyptischen Loge ermöglicht. Diese Einrichtung geht zurück auf den betrügerischen Grafen Cagliostro alias Joseph Balsamo, der im 18. Jahrhundert in verschiedenen europäischen Städten Logen ins Leben rief, die ihrerseits zum Ort pseudo-ägyptischer Kulte und Riten wurden. Dort machen die Grimms eine Entdeckung, die wieder eine Spur zu Goethe legt: Die beiden Leiter der Loge, die Venerablen, sind niemand anders als die zwei Ägypter, die sie bereits in Goethes Haus getroffen haben! Diese erweisen sich als Schwindler, wodurch automatisch auch der Dichterstürm mit den betrügerischen Machenschaften der Loge in Verbindung gebracht wird. Sehr zu unrecht übrigens, denn der historische Goethe gehörte mit hoher Wahrscheinlichkeit dem Geheimbund der Illuminaten an, der sich der logischen und rationalen Aufklärung verschrieben hatte. Im Haus der Loge machen die Gebrüder eine belastende Entdeckung: Sie finden Wüstensand von genau der Beschaffenheit, wie er in den Augenhöhlen der Leichen entdeckt worden war. Führt die Spur des *Sandmannes* zur Ägyptischen Loge? Und welche Rolle spielt Goethe bei dem Ganzen? Typisch für das Krimi-Genre werden falsche Fährten gelegt, Verdächtigungen und Mutmaßungen ausgesprochen und Geheimnisse aufgestellt. Sicher ist für die Brüder nur, „[...] *am Ende treffen sich alle Fäden bei Schillers Werk.*“²⁷⁸ Auch Hoffmann stößt auf die Verknüpfung und gibt an, er habe sie schon lange geahnt, die „[...] *Verbindung zwischen den Morden des Sandmanns und dem Manuskript.*“²⁷⁹ Nach und nach beginnen die Brüder, die richtigen Schlüsse zu ziehen und Licht ins Dunkle zu bringen. Und schon wieder führt eine Spur zu Goethe: Sie erkennen aus einer Reihe von Phantombildern, die Hoffmann ihnen als mögliche Verdächtige im Mordfall *Sandmann* vorlegt, den Schauspieler, dessen Leben in Goethes Hinterhof ein gewaltsames Ende fand. Obwohl der Dichterstürm schon seit längerer Zeit nicht mehr in Persona auftaucht, ist doch immer wieder die Rede von ihm: und dies zumeist genau dann, wenn es um den möglichen Schuldigen geht!

Inzwischen ist die junge Anna, in die sich Wilhelm verliebt hat, verschwunden. Aus Angst und Sorge um ihr Wohlergehen wagen die Grimms nun endlich, das Siegel des Manuskripts zu erbrechen, obwohl ihnen dies eigentlich untersagt ist. Zu ihrer Bestürzung müssen sie jedoch feststellen, dass das Schriftstück aus Hoffmanns Tresor verschwunden ist. Aber schnell stellt sich heraus, dass nur eine Person Zutritt zu Hoffmanns Büro hatte: Prinz Friedrich Heinrich Eugen von Württemberg. Neben Spindell und seinen Genossen sowie der Gruppe um Elisabeth von der Recke und Graf Moszinsky ist er nun die dritte Partei, die hinter

²⁷⁸ Meyer 1999. S. 186.

²⁷⁹ Ebd. S. 189.

dem Manuskript her ist! Um das Dokument wieder in die Hände zu bekommen, macht man sich ohne zu Zögern auf, dem Dieb einen Besuch abzustatten. In der Tat empfängt der opiumsüchtige Prinz die Detektive und erklärt ihnen sein Interesse an Schillers Werk: Aus „*Haß auf dieses Buch*“²⁸⁰ ließ er sich zu dem Diebstahl hinreißen, hatte „*der Schmierer Schiller*“²⁸¹ ihn doch als Vorbild für die höchst unerfreuliche Figur des Prinzen aus der Erzählung gewählt. Diese literarische Hommage findet keinesfalls seine Zustimmung, weshalb der Prinz sich für die zugefügte „*Erniedrigung*“²⁸² rächen und das Werk zerstören möchte. Zu Wilhelms Entsetzen gelingt ihm das auch; kurz zuvor kann er jedoch noch einen Blick darauf werfen und sieht, dass das Siegel bereits erbrochen ist. Irgendwer muss die Fortsetzung der *Geisterseher* also bereits gelesen haben, irgend jemand kennt den Inhalt der Erzählung. Nur wer? War es vielleicht sogar die geliebte Anna, die sich durch ihr Verschwinden verdächtig gemacht hat? Den Detektiven gelingt die Flucht aus dem Schloss des wahnsinnigen Prinzen; draußen jedoch fallen sie Spindell und seinen Gefolgsleuten in die Hände, die von ihnen die Übergabe des Schriftstücks fordern. Nur durch das Eingreifen von Moszinsky und seinen Anhängern können die Brüder und Hoffmann dieser scheinbar aussichtslosen Situation entfliehen. Hoffmann bringt die beiden zum Fluss, wo er sich von ihnen trennt und sie ein Boot besteigen lässt. In Schloss Vogelöd sollen die Grimms in Sicherheit gebracht werden, denn in Warschau droht ihnen mittlerweile von zu vielen Seiten Gefahr.

In Vogelöd angekommen erweist sich, dass der Zutritt zum Schloss nur demjenigen möglich ist, „*der selbst an einem Buch schreibt*.“²⁸³ Dermaßen in die Bredouille getrieben, geben die beiden als das „*erstbeste*“, was ihnen einfällt, „*ein Märchenbuch*“ an, „*das all die Märchen und Legenden*“²⁸⁴ der letzten Jahrhunderte in sich versammelt. (Auch hier verbindet Meyer geschickt Wirklichkeit und Fiktion, denn in der Tat werden die Grimms sich noch durch ihre berühmten *Hausmärchen* hervortun. Meyer gibt vor, die Idee zu dieser (realen) Sammlung sei in Vogelöd – an einem fiktiven Ort also – entstanden.) Dieses Schloss ist eine literarisch hochbedeutsame Wirkungsstätte, denn beim durch Karl Grosse²⁸⁵ geführten Rundgang erweist es sich als „*eine der größten Bibliotheken Europas*“²⁸⁶. Seit Jahrhunderten befindet sie sich im Besitz der Familie Zbigniew, die streng darüber wacht, dass nur

²⁸⁰ Ebd. S. 217.

²⁸¹ Ebd. S. 219.

²⁸² Ebd. S. 220.

²⁸³ Ebd. S. 249.

²⁸⁴ Ebd. S. 250.

²⁸⁵ Wie Meyer im Nachwort vermerkt, gilt der Auftritt Grosses als „*Hommage an die wunderbaren Geheimbund-Romane des ausgehenden 18. Jahrhunderts, vor allem aber an Grosses eigenes Werk Der Genius*“ (S. 346.)

²⁸⁶ Meyer 1999. S. 254.

Schriftsteller Zutritt haben. Diese suchen den Ort genau dann auf, „wenn ihnen die Ideen ausgehen.“ Grosse erklärt, „jeder, der hierher kommt, nimmt etwas mit sich, wenn er geht.“ Offen und freimütig gibt er zu: „Jeder, der nach Vogelöd kommt, ist ein Dieb. Er stiehlt das Gut anderer und gibt es als das eigene aus.“²⁸⁷ Frei nach dem Motto, alles sei schon einmal da gewesen, beurteilt Grosse dieses Vorgehen nicht als verwerflich, sondern als eine legitime, seit Jahrhunderten praktizierte Vorgehensweise. „Beinahe jeder Dichter von Rang weilte schon in diesen Mauern“; an diesem Ort der Inspiration „entzündeten sich die ersten Funken, aus denen manch bedeutendes Werk entstand“²⁸⁸. Und hier treffen die Grimms natürlich auch auf den Mann, der ihnen bisher schon so viel Kopfzerbrechen bereitet hat: auf Goethe. Also ‘klaut’ auch der Dichturfürst höchstpersönlich!

Goethe stellt gleich zu Beginn klar, dass er als „Freund“²⁸⁹ der Grimms gekommen sei. Diese glauben ihm zunächst nicht, sondern verdächtigen ihn weiterhin, auf der Seite ihrer Widersacher zu stehen. Schließlich folgen sie ihm, wie erbeten, doch und lassen sich zu der lange vermissten Elisabeth führen. Spindell und seine Schergen hatten sie überfallen und entführt, kurz nach ihrer Trennung von den Brüdern. Endlich scheint etwas Licht ins Dunkel zu kommen, denn Elisabeth verspricht zumindest in einigen Punkten Aufklärung. Zunächst rehabilitiert sie Goethe, den sie zu Beginn ja unter Tatverdacht gehabt hatte: „Machen Sie sich keine Sorgen. Herr Goethe steht auf unserer Seite – oder besser, wir auf seiner.“²⁹⁰ Ihr Plädoyer kann jedoch kaum das Misstrauen der Brüder beseitigen, so deutlich es auch jegliche Schuld des Dichters verneint: „Herr Goethe ist ein ehrenwerter Mann, wie es nur einen gibt.“²⁹¹ Die über einen langen Zeitraum aufgebauten Verdächtigungen gegen Goethe können nicht mit einem Schlag so einfach beiseite gewischt werden. Noch dazu erklärt Elisabeth zum jetzigen Zeitpunkt auch noch nicht, welche Rolle dem Dichturfürsten genau zukommt: Die Spannung bleibt also bestehen. Es stellt sich heraus, dass Spindell, der Verfolger, im Auftrag der Rosenkreuzer handelt, deren Hauptaufgabe in der Verbreitung von Mystizismus, Aberglaube und Alchemie liegt. Dadurch erklärt sich auch der Hinweis, den Elisabeth in der Kutsche hinterlassen hatte: ROSA steht für den Beginn von *rosae crucis* – die lateinische Bezeichnung der Rosenkreuzer. Das Interesse dieser Vereinigung an Schillers Manuskript rührt durch deren Annahme her, es enthalte ein bereits seit Jahrhunderten heißersehntes Ziel alchemistischer Tätigkeiten: die Rezeptur zum *Stein der Weisen*. (Und spätestens jetzt verlässt Meyer vollends den Boden historischer Tatsachen und begibt sich in die Welt der Legenden

²⁸⁷ Ebd. S. 255.

²⁸⁸ Ebd. S. 255f.

²⁸⁹ Ebd. S. 258.

²⁹⁰ Ebd. S. 262.

²⁹¹ Ebd. S. 263.

und Sagen!) Obwohl Goethe zur Vereinigung der Illuminaten gehört, geriet er doch angesichts von Schillers Behauptungen über den *Stein der Weisen* ins Grübeln, denn dieser entdeckte ausgerechnet in Vogelöd das lange gehütete Geheimnis und brachte Goethes Weltbild damit gehörig ins Wanken. „*In der Tat, Friedrich ließ mich mit einem Schlag an den Überzeugungen meiner Illuminaten-Brüder zweifeln, denn ihm war etwas zu Ohren gekommen, das allen Regeln der Vernunft und Logik zuwider sprach.*“²⁹² Damit wird der Dichterstürm in die Nähe übernatürlicher Forschungen gerückt, ein Unterfangen, das in der Goethe-Forschung durchaus nicht neu ist.

Ausgerechnet Freund Schiller, der bei Goethe in hohem Ansehen stand, konfrontiert den Dichter mit einer Weltanschauung, die dieser bislang als unsinnig abgetan hatte. Wahrscheinlich hätte er kaum einem anderen Glauben geschenkt, aber Schiller als Garant für den Wahrheitsgehalt der Botschaft besitzt in seinen Augen eine hohe Glaubwürdigkeit. Nun enthüllt sich den Grimms endlich ein Teil des Geheimnisses, das zu lösen sie seit geraumer Zeit versuchen. Und natürlich ist es Goethe (und nicht etwa Elisabeth), dem die wichtige Rolle als Aufklärer zukommt. Elisabeth eröffnet zwar, mit Goethes Einverständnis, denn sein Wort hat Gewicht, das Gespräch, wird sodann aber von Goethe unterbrochen²⁹³, der mit den weiteren Schilderungen fortfährt. Ihr bleibt von nun an nur noch die Möglichkeit zu Zwischenbemerkungen.

In Vogelöd (auch er also ein 'Dieb'!) lernte Schiller eine junge Dame kennen, in die er sich sogleich verliebte. Von ihr erfuhr er das Geheimnis um den *Stein der Weisen*, das ihre eigene Mutter ergründet haben soll. Dieser, der historisch verbürgten Anna Constantina von Brockdorf, war es angeblich gelungen, die mittelalterlichen Schriften von Nicolas Flamel zu entschlüsseln, die die Rezeptur enthielten. Obwohl Schiller, inzwischen also „*Träger eines Geheimnisses, für das nicht wenige bereit waren zu morden*“, zunächst „*vernünftig genug*“ war, das Geheimnis für sich zu behalten, floss ein Teil dieser Überlieferung doch in die Fortsetzung der *Geisterseher* ein. Aber damit nicht genug: Auch die Figur des *Armeniers* war keine Erfindung Schillers, sondern entsprang den Berichten seiner Geliebten. Und dieser „*gespenstische Mörder und Zauberer*“²⁹⁴ steckt, nach Goethes Aussage, auch hinter dem Treiben Spindells und hinter den Untaten des Sandmannes, denn alle seine Opfer waren verhasste Illuminaten.

Endlich verstehen die Grimms, warum alle Welt hinter Schillers Werk her ist: Niemanden interessiert die literarische Qualität. Spindell sucht im Auftrag des *Armeniers* nach der

²⁹² Ebd. S. 267.

²⁹³ Vgl. ebd. S. 246.

²⁹⁴ Ebd. S. 268.

Rezeptur, Prinz Friedrich war auf Rache aus (und hat sie bekommen) und Goethe (im Verbund mit Elisabeth) möchte verhindern, dass das mächtige Geheimnis in falsche Hände gerät. Goethe tritt hier also als potentieller Bewahrer einer jahrhundertealten Überlieferung auf, die in den falschen Händen eine Menge Schaden anrichten könnte. Was er mit der Rezeptur gemacht hätte, wäre sie in seinen Besitz gelangt und nicht von Prinz Friedrich zerstört worden, verrät er nicht. Hätte er sie selbst ausprobiert? Die Fähigkeit des Steins, mit ihm Gold herzustellen, dürfte ihn wenig interessiert haben, denn an Geldmangel hat er nie gelitten. Aber wie sieht es aus mit der Möglichkeit, durch ihn *Unsterblichkeit* zu erlangen? Allem Anschein nach stecken hinter Goethes Bemühungen jedoch ausschließlich ehrenwerte Absichten. Er hätte das Geheimnis entweder streng gehütet oder aber die Anweisung zur Herstellung des Steins für alle Zeiten vernichtet.

Obwohl das Manuskript im Kamin des Prinzen seine Zerstörung fand, kennt irgendetwas das Geheimnis des Rezeptur: Das Siegel war erbrochen, irgendwer muss es also gelesen haben. War es vielleicht gar Anna, die auf der Reise durchaus die Möglichkeit gehabt hätte? Die Rolle dieser geheimnisvollen Frau in dem ganzen Verwirrspiel ist bislang unklar. Was für ein Interesse könnte ausgerechnet sie an dem Schriftstück haben? Es ist wieder einmal an Goethe, auch in dieser bedeutenden Frage für Aufklärung zu sorgen. (Überhaupt kommt ihm diese Rolle des öfteren zu: Er ist zwar nicht der Strippenzieher des Ganzen, zeigt sich jedoch – ganz wie es sich für ein *Genie* gehört – über fast alle Vorkommnisse ausgesprochen wohlinformiert.) Anna, so erklärt er, sei „*die Frucht jener Liebe*“²⁹⁵ zwischen Schiller und der Tochter jener Alchemistin, die das Geheimnis des Steins entdeckt habe. In Vogelöd, wo die beiden aufeinander getroffen waren, habe diese ihm nicht nur den Stoff für seine *Geisterseher* geliefert, sondern auch eine Tochter empfangen: eben jene Anna, die Wilhelm und Jacob bereits kennen gelernt haben. Hier fabuliert Meyer wild drauf los, indem er Schiller eine uneheliche Tochter andichtet! In Bezug auf Anna denkt Goethe in den ihm zur Verfügung stehenden Dichterkategorien und überträgt die Maßstäbe der Fiktion auf die Wirklichkeit. Er verdächtigt Anna, ein undurchsichtiges Spiel zu treiben: „[...] *Denken Sie an all die großen Frauen der Dichtung, an die sanften Mörderinnen, die verwirrten Liebenden.*“ Natürlich weist Wilhelm, der Verliebte, diesen Verdacht weit von sich. Auf seinen Einwand, dies sei schließlich „*Dichtung*“, doch jenes hier sei „*die Wirklichkeit*“, entgegnet Goethe mit einem folgenschweren Satz, der sein Verständnis von *Dichtung und Wahrheit* charakterisiert: „*Dichtung ist die Wirklichkeit. Der Geisterseher ist Wirklichkeit*

²⁹⁵ Ebd. S. 275.

*und vieles andere mehr. [...] Was diesem Stück bislang fehlte, war die tragische Frauengestalt. Glauben Sie nicht auch, wir haben sie endlich gefunden?*²⁹⁶

Fast schon scheint Goethe auch in den Augen der Grimms endlich rehabilitiert, aber dann folgt eine schockierende Enthüllung, die auch den Leser zusammenfahren lässt: Auf Wilhelms erleichterte Erkenntnis, dass der Armenier der Alleinschuldige an all den Morden und damit auch verantwortlich für das Verbrechen an Schiller sei, folgt der erschütternde Satz: *‘Falsch’, bemerkte Goethe lakonisch. ‘Ich habe Schiller getötet. Mit ihrer Hilfe.’*“ Die Grimms, und mit ihnen der Leser, sind bis in die Grundfesten erschüttert! Obwohl Goethe lange Zeit unter Tatverdacht gestanden hatte, lässt dieses Geständnis aus seinem Munde alle zutiefst erschrecken. Er scheint noch nicht einmal ein schlechtes Gewissen zu haben, so kurz, knapp und direkt gibt er seine Schuld zu. Während die fiktiven Grimms eine Beteiligung Goethes an den Morden nie ausgeschlossen haben, kann der heutige Leser nur staunen über die Unverfrorenheit von Autor Meyer, die Geistesgröße Goethe als verantwortlich für den Tod Schillers darzustellen. Bis hierhin hatte er nicht zu glauben gewagt, dass an den wilden Theorien der Grimms tatsächlich etwas Wahres dran sei; fest davon überzeugt, dass sich Goethe zum Schluss als unschuldig und makellos herausstellen würde, kann der Leser es noch gar nicht fassen und glaubt auch jetzt noch an ein Versehen. Aber diese Hoffnung ist fehl am Platze: Goethes Weste lässt sich nicht mehr reinwaschen. Auch wenn er später seine Motivationen für diesen Mord angibt, bleibt ein fader Nachgeschmack. Goethes Handeln wird zwar verständlicher, wenn man seine Gründe kennt, gut heißen kann man es jedoch nicht. Meyers Goethe ist und bleibt ein höchst ambivalenter und damit ein zutiefst menschlicher Charakter!

Im Lauf der Zeit geisterten immer wieder einmal Gerüchte durch die Forschung, Goethe habe bei Schillers Tod seine Hand im Spiel gehabt. Diese erwiesen sich aber allesamt als aus der Luft gegriffen. Natürlich weiß auch Meyer um die Unhaltbarkeit seiner Theorie und weist im Nachwort explizit auf die Unschuld Goethes hin. Aber in seinem fiktiven Spiel mit den literarischen Größen unserer Vergangenheit ist anscheinend alles erlaubt. So viel Mut und beinahe schon Respektlosigkeit bei der Annäherung an Goethe haben selbst heute nur wenige Autoren. Aber da es sich um ein eindeutig als fiktiv gekennzeichnetes Werk handelt, ist diese Vorgehensweise legitim. (Trotzdem werden konservativen Goethe-Philologen bei seiner Lektüre die Haare zu Berge stehen.)

Meyers Goethe hat Schiller also umgebracht, genauer gesagt: umbringen lassen. Er gab den Grimms das tödliche Gift, welches er zuvor von den Ägyptern erhalten hatte, damit diese

²⁹⁶ Ebd. S. 276.

es unwissentlich verabreichten. Die Reaktion der Brüder ist natürlich geprägt von „*Zorn, ja, Haß auf Goethe, zugleich [von] Scham und Verbitterung*“. Schiller starb durch ihre Hand, „*geleitet vom finsternen Genie Goethes*“, das „*seine Untat ohne jedes Bedauern, ohne einen Funken von Reue*“²⁹⁷ gesteht. Mit der Beschreibung *finsternes Genie* werden die ambivalenten Gefühle der Grimms gegenüber dem Dichter anschaulich wiedergegeben: Auf der einen Seite bewundern sie ihn auf Grund seiner Geistesgröße und Schaffenskraft, auf der anderen Seite birgt seine Person auch ein hohes Gefahrenpotential. Er ist anziehend und unheimlich zugleich! Damit geben sie eine Einschätzung seiner Persönlichkeit, die sich auch in anderen Texten finden lässt sowie den Beschreibungen seiner Zeitgenossen entspricht. Goethes Charakter ist selbst in heutigen Trivialromanen nicht mit herkömmlichen Schwarz-Weiß-Kategorien beizukommen. Dieser Mann war und ist im wahrsten Sinne des Wortes *unfassbar*.

Durch Goethes Bekenntnis stellen sich natürlich viele ethische Fragen. Aber um über ihn richten zu können, muss man erst einmal die Gründe für sein Handeln kennen. Nach dem ungeheuerlichen Überraschungsschlag ist nun die Zeit für ausführliche Erklärungen gekommen, denen die Grimms und der Leser regelrecht entgegenfiebern. Um seine Beweggründe offenzulegen, malt Goethe das Schreckensbild einer Welt, in der das Geheimnis um den *Stein der Weisen* an die Öffentlichkeit gelangt ist. Unruhen und Revolutionen seien die Folge gewesen, Zustände, mit denen sich übrigens auch der historische Goethe nie hatte anfreunden können. Zudem hätten die Rosenkreuzer von dieser Entwicklung nur profitieren können, während umgekehrt alles, „*für das die Illuminaten seit Jahrzehnten kämpfen, [...] mit einem Schlag aufgehört [hätte] zu existieren.*“ Goethe sah keinen anderen Ausweg, als den einzigen Menschen, der die Rezeptur kannte, zu töten und so deren Geheimhaltung zu sichern. Er verwahrt sich gegen den Vorwurf, Schiller einzig und allein der Illuminaten wegen ermordet zu haben, sondern behauptet, dies „*für den Fortbestand unserer Gesellschaft*“ getan zu haben. Er stellt die Frage: „*[...] Sagen Sie mir, was ist ein einziges Leben im Angesicht solcher Schrecken?*“²⁹⁸

Goethe erscheint als der gefühlskalte Logiker, der sogar vor dem Mord an seinem Kollegen und Vertrauten Schiller nicht zurückschreckt. Auch wenn seine Beweggründe möglicherweise ehrenhafter Natur waren, ist seine Kaltherzigkeit doch erschütternd. Freundschaft, Zuneigung und das Vertrauen, das Schiller ihm entgegenbringt, zählen auf einmal gar nicht mehr. Kühl berechnet er den *Wert* eines Menschlebens und wägt es gegen den Schaden ab, den es anrichten könnte. Dieser Goethe ist auf den ersten Blick nicht sehr sympathisch! Schaut man

²⁹⁷ Ebd. S. 269,

²⁹⁸ Ebd. S. 270.

aber genauer hin, so fällt auf, dass ihm die Entscheidung, Schiller zu ermorden, keineswegs leicht gefallen ist. Aber um das Wohl der gesamten Gesellschaft zu gewährleisten, musste er, seiner Einschätzung nach, so und nicht anders handeln und im wahrsten Sinne des Wortes *über Leichen gehen*. Seine eigenen Gefühle hatten zurückzustehen hinter seiner Verantwortung für die Menschheit. Er „*habe um ihn geweint*“, gibt Goethe zu, trotzdem musste er den „*Gefährten*“, der ihm von allen „*der liebste*“ gewesen sei, töten. Denn dies „*gebot*“ ihm „*die Vernunft*“. Mit diesem für die Illuminaten typischen Begriff schließt Goethe sein Plädoyer – und gewinnt Jacob Grimms Verständnis: „*Nicht die Moral ist es, die in einer solchen Stunde das Handeln bestimmen darf, sondern allein die Logik. [...]*“²⁹⁹ Hier haben wir wieder die Spaltung der Menschen in Rationalisten und Moraletiker. Jacob und Goethe – ebenso Elisabeth – vertreten die Seite der logisch denkenden Illuminaten, Wilhelm steht jedoch nach wie vor hinter seiner gegensätzlichen Auffassung und kann Goethes Verhalten nicht gutheißen. Aber obwohl Goethes Handeln durch bloßes Kalkül gekennzeichnet ist und moralisch verwerflich scheint, stellt sich die Frage, ob er nicht gar den schwereren Weg gegangen ist. Er stand vor der Entscheidung, die Menschheit vor großem Schaden zu bewahren oder das Leben seines Freundes zu retten. Vor diese Alternative gestellt wählte er geleitet von den Gesetzen der Logik zugunsten der Menschheit. Er war sich im Klaren darüber, dass sein Verhalten nicht überall Beifall finden würde, und ihm selber dürfte diese Tat keineswegs leicht gefallen sein, aber er lud diese Schuld ganz bewusst auf sich, um größeres Unheil abzuwenden. Mit dieser Belastung, so viel dürfte ihm deutlich gewesen sein, muss er von nun an sein Leben zubringen. Der andere Weg wäre unter Umständen leichter gewesen: Jeder hätte es verstanden, wenn Goethe sich nicht hätte überwinden können, seinen Freund Schiller zu töten. Aber nach Goethes Empfinden war dieser möglicherweise einfachere Weg nicht der richtige, und er handelte in voller Kenntnis aller Konsequenzen nach der für ihn richtigen Einschätzung. Und dazu gehört Mut! Auch wenn Goethes Verhalten sicherlich nicht vorbehaltlos Anklang finden kann, so sollte man doch wenigstens Verständnis für seine eigentlich ausweglose Lage aufbringen: Denn wie auch immer er sich entschieden hätte: Er hätte sich schuldig gemacht und Opfer nicht vermeiden können! Goethe, der Illuminat, der Logiker und Rationalist entschied auf Grund der ihm wesentlich erscheinenden Kriterien: denen des Verstandes. Herz, Gefühl, Moral und Ethik kommen dabei fast zwangsläufig zu kurz. Nun muss sich auch der Leser entscheiden: Kann er Goethes Verhalten nachvollziehen oder nicht? Auf welcher Seite steht er? Nur gut, dass die wenigsten von uns jemals in eine solche Lage kommen und zu dieser Entscheidung gezwungen werden.

²⁹⁹ Ebd. S. 271.

Nachdem nun etwas Erleuchtung in die ganze Angelegenheit gekommen ist, übernimmt Goethe wie selbstverständlich die Leitung der weiteren Unternehmungen. Er nimmt das Zepter in die Hand und drängt die anderen zunächst in Statistenrollen. Er führt das Wort, das seine Gefährten ihm auch unumwunden zugestehen. Keiner versucht, ihm seine führende Rolle abspenstig zu machen, sondern alle ordnen sich freiwillig unter. Dieser Vorgang geschieht im gegenseitigen Einvernehmen und wie selbstverständlich: *Natürlich* steht Goethe, dem großen Meister, die Leitung zu; diese Tatsache stellen weder er selbst, noch seine Verbündeten in Frage, zu groß ist der Ruf, der dem Dichter vorausleitet. Zur großen Überraschung der Grimms gehören auch die beiden Ägypter, denen sie bereits zwei Mal begegnet sind, zur Gruppe. Obwohl sie eigentlich andere Ansichten besitzen als die Illuminaten, haben sich beide Parteien doch im „*Kampf gegen den gemeinsamen Feind*“³⁰⁰, den Armenier und seinen fanatischen Zweig der Rosenkreuzer, zusammengeschlossen. Mit leichter Ironie stellt Goethe die beiden vor: „[...] *die bezaubernde Seschat und der ehrwürdige Ptah.*“³⁰¹ Er differenziert bewusst zwischen Freunden und Komplizen und ermahnt die Grimms zu mehr Toleranz, denn man sei auf jegliche Art von Hilfe angewiesen.

Alle gemeinsam halten nun Rat darüber, wie man weiter vorgehen soll. Goethe ergreift als erster die Initiative, übernimmt die Leitung und plädiert für entschlossenes Vorgehen: „*ohne langes Zögern und Abwägen*“³⁰¹. Als Wilhelm ihn in seinen Ausführungen unterbricht, reagiert er zunächst ungehalten. Er möchte sich nicht seine Rolle als Leitwolf streitig machen lassen und scheint es für nicht wahrscheinlich zu halten, dass ein anderer etwas Wichtiges beizutragen hätte. Aber Wilhelm lässt sich nicht entmutigen und führt seine Überlegungen weiter aus. Als Goethe bemerkt, dass die Einwände seines Gegenübers begründet sind, lenkt er ein und hört zu.³⁰² Dieser Lernprozess zeigt, wie wenig Goethe es gewohnt ist, dass seine Umwelt an Geistesgröße mithalten kann, dass es durchaus gar Menschen gibt, die ihm überlegen sind und Dinge berücksichtigen, an die er selber nicht gedacht hatte. Dieses Erkenntnis scheint weitgehend neu für ihn zu sein, der es ansonsten gewohnt ist, das Zepter allein in der Hand zu halten. Aber er ist nicht so verbohrt, sich dieser Einsicht stur zu verschließen, sondern er gesteht Wilhelm einen Part als Mitverantwortlicher für Leitung und Planung zu. Leicht dürfte es ihm nicht gefallen sein, denn dieser Verzicht bedeutet gleichzeitig einen Machtverlust. Möglicherweise aber macht er auch die Erfahrung, dass geteilte Verantwortung auch Entlastung mit sich bringt. Gemeinsam beschließt man, sich nicht an dem Armenier für dessen Untaten zu rächen, sondern sich stattdessen auf die

³⁰⁰ Ebd. S. 271.

³⁰¹ Ebd. S. 291.

³⁰² Vgl. ebd. S. 291f.

Vernichtung der Rezeptur zu konzentrieren, die trotz der Zerstörung des Manuskripts noch existieren muss und die man in den Händen von Anna vermutet.

Der Armenier hält sich unterdessen bereits in Vogelöd auf; das weiß man sicher, denn inzwischen sind auch dort Mordanschläge verübt worden. In irgendeiner Verkleidung befindet sich der Feind mitten unter ihnen, aber wer mag es wohl sein? Als die Ägypterin Seschat ermordet aufgefunden wird, übernimmt Goethe feldstabsmäßig die Führung der Truppe. Zwar zeigt er sich zunächst zutiefst erschüttert über das Verbrechen, kämpft seine Trauer und Besorgnis jedoch nieder und kehrt das gewohnte Gesicht des gefühlsarmen Rationalisten hervor. Jetzt ist die Stunde des Strategen in Goethe gekommen: Logisch und kühl kalkulierend, wie ein General, plant er das weitere Vorgehen. Präzise befragt er Zeugen und reagiert ungehalten und „*unwillig*“³⁰³, wenn diese nicht gleich spüren. Seine Überlegungen sind gekennzeichnet durch vorausschauendes und umsichtiges Denken, sein Weitblick ist bemerkenswert. (Wären wir in einem anderen Genre – etwa dem der Science Fiction – Goethe gäbe ein hervorragendes Exemplar der außerirdischen Vulkanier ab, die ebenfalls für ihre beachtliche Logik und gleichzeitige Kontrolle über ihre Gefühle universumweit bekannt sind.)

Aber nicht Goethe, sondern Jacob Grimm ist es, der letztendlich die richtigen Schlüsse zieht und den Armenier enttarnt. Ptah, der Ägypter, und niemand sonst, kommt in Frage! Mitten im Feindesland, und zwar in der Ägyptischen Loge und in der Gruppe seiner Verfolger, hatte der *Sandmann* sich verborgen und alle, auch den klugen Goethe, dreist an der Nase herumgeführt. Wie sich herausstellt, hat er seine drohende Enttarnung bereits vorausgesehen und deshalb die Flucht angetreten – auf einem geheimen Weg, von dem ihn der große Goethe in Kenntnis gesetzt hatte! Jetzt wird Goethe bewusst, was für ein grober Fehler es war, den Feind über die Existenz dieses Weges zu unterrichten; noch dazu, wo er unmittelbar zu dem Platz führt, an dem Elisabeth Zuflucht sucht. Goethe hatte Ptah vertraut – zu Unrecht, wie sich nun herausstellt. Er war auf die perfekte Maske des *Sandmannes* hereingefallen, wie die anderen übrigens auch. Nur dass ausgerechnet er es ist, der durch seine Plauderei nun verantworten muss, dass Elisabeth in höchster Gefahr schwebt. Menschlich, allzu menschlich, und zugleich „*höchst unpoetisch*“³⁰⁴ entfährt ihm ein Fluch, der beweist, wie peinlich ihm sein Versagen ist. Seine Gefährten sind außer sich vor Zorn. Baron Zbigniew brüllt ihn gar an, bis er sich daran erinnert, „*mit wem er da so heftig ins Gericht ging.*“ Es ist jedoch gar nicht nötig, Goethe auf sein Versagen aufmerksam zu machen. Er selbst geht am härtesten gegen sich vor. Sein „*Gesicht schien in einem einzigen Augenblick*

³⁰³ Ebd. S. 299.

³⁰⁴ Ebd. S. 303.

um Jahre zu altern“, als er sich seiner Schuld bewusst wird. Das Genie hat versagt, es ist auch nicht fehlerlos! Wilhelms gönnerhafte Reaktion auf das Fehlurteil kann Goethe gar nicht ertragen. Unwirsch weist er ihn in seine Schranken, denn so etwas muss er sich von einem jungen Spund noch lange nicht anhören: „*Ihre Bemerkungen sind fehl am Platze, Herr Grimm.*“³⁰⁵

Aber der Gruppe drohen weitere Schwierigkeiten, denn unterdessen rückt auch noch Spindell mit seinem Trupp an und bedroht das Schloss. Nun stehen nicht mehr nur die Vernichtung der Rezeptur und der Schutz Elisabeths an, sondern es gilt vielmehr, auch Vogelöd zu schützen. Die Zukunft der gesamten Dichtung steht auf dem Spiel, denn würden das Schloss und die Bücher zerstört, würde dies das Ende der Literatur bedeuten. Goethe und die Grimms beschließen, Ptah zu folgen, während der Baron und seine Mannen Vogelöd beschützen wollen. Vor die Wahl gestellt, die Bücher vernichtet zu sehen oder den Fluchtweg Goethes und seiner Gruppe zu verraten, kündigt der Baron an, sich für den Erhalt der Bibliothek zu entscheiden. Und hier wächst Goethe im wahrsten Sinne des Wortes über sich selbst hinaus: Er unterstützt diese Entscheidung und setzt damit die Zukunft der Dichtung über sein eigenes Leben: „*Retten Sie die Bibliotheken. Kommende Generationen werden sie brauchen wie wir selbst.*“³⁰⁶ Kein Mensch, noch nicht einmal der Dichterstürm höchstpersönlich, kann sich an Wert mit den literarischen Werken messen. Hiermit stellt Meyers Goethe die Rangfolge von Schöpfer und Schöpfung klar: Das Werk überdauert, während der Künstler vergeht und damit deutlich hinter seinem Produkt rangiert!

Meyer lässt Goethe in diesem Krimi im wahrsten Sinne des Wortes über Leichen gehen, denn als die Gruppe bei Elisabeth eintrifft und dort Spindell vorfindet, riskiert er das Leben aller, um den Gegner zu töten. Er lässt die Grimms – schon wieder nutzt er sie als seine Handlanger des Todes aus – starke Brandbomben werfen, die um ein Haar nicht nur Spindell, sondern sie alle vernichtet hätten. Wie auch schon beim Mord an Schiller legt Goethe nicht selbst Hand an, sondern er überlässt die unangenehme Pflicht den Brüdern. Die Entscheidung über Leben und Tod lag jedoch in beiden Fällen bei ihm. Goethe weiß um die Gefährlichkeit und die Konsequenzen seines Handelns, entscheidet aber stets nach den Geboten von Logik und Verstand. Besser das Leben einzelner riskieren, sei es nun das eines Freundes oder gar das eigene, als die Gefährdung der Menschheit oder das Entkommen eines wahnsinnigen Verbrechers zu riskieren. Er gibt seine Gedankengänge gegenüber Jacob offen zu und bekennt freimütig: „*[...] Hätte ich es nicht getan, wären wir nun tot, und Spindells Leute würden leben. Ist Ihnen dieser Gedanke lieber?*“ So ganz spurlos gehen diese schweren

³⁰⁵ Ebd. S. 304.

³⁰⁶ Ebd. S. 305.

Entscheidungen jedoch nicht an ihm vorüber, so abgeklärt und gefühllos, wie er tut, ist er gar nicht, denn schon im nächsten Satz heißt es: „*Plötzlich wirkte der Dichter müde und erschöpft.*“³⁰⁷ Das Opfer, das Goethe zu bringen bereit gewesen wäre, sein eigenes Leben und das der anderen für Spindells Tod hinzugeben, war umsonst: Spindell hat die Bombardierung überlebt. Es ist schließlich an Elisabeth, seinem Unwesen ein Ende zu bereiten, indem sie ihn erschießt. Nachdem dieser Teil der Aufgabe erledigt ist, macht sich die Gruppe um Goethe auf, Anna nach Burg Stolpen bei Dresden zu folgen, wo man ihren Aufenthaltsort vermutet. Goethe verlässt Elisabeth jedoch nicht, ohne ihr gütig und nach aller Aufregung „*besänftigend*“³⁰⁸ die Hand auf die Stirn gelegt zu haben. Hier zeigt er auf einmal ganz andere Charakterzüge als zuvor. Er ist also durchaus zu menschlichen Gesten und Regungen fähig!

Auf der Reise, die einzig und allein „*Goethes Genie*“³⁰⁹ in den Gesprächen erträglich macht, überlegt der Dichter, warum der Armenier dermaßen an dem Stein interessiert ist, dass er sogar vor Mord nicht zurückschreckt. Wenn es sich bei dem Mann aus Schillers *Geistersehern*, dessen Figur ja auf Tatsachenberichten aus der Zeit von Annas Großmutter basiert, und dem, der ihnen in der Rolle Ptahs begegnet war, um ein und denselben handelt, dann muss dieser längst das übliche Menschenalter weit hinter sich gelassen haben. Goethe schlussfolgert dementsprechend. Hier kommen seine logischen Fähigkeiten gerade richtig; er zählt zwei und zwei zusammen und kommt zu einem Ergebnis, das der Gruppe schon längst hätte auffallen müssen: „*Was, so sprach er, wenn der Armenier das ewige Leben bereits vor langer Zeit in den Tiefen der Wüste gefunden hat? Und was, wenn er den Stein der Weisen nicht begehrt, um Unsterblichkeit erst zu erlangen, sondern vielmehr, um sie nach all diesen freundlosen Jahren endlich zu beenden?*“³¹⁰ Man hat es also mit einem Unsterblichen zu tun, der das, was andere begehren, loswerden möchte. Es gelingt Goethe, sich in die Rolle des Armeniers einzufühlen und die Lage aus seiner Perspektive zu betrachten. Obwohl gerade die Gier nach Unsterblichkeit die Menschheit seit Jahrtausenden zu immer neuen Forschungen antreibt, erkennt Goethe – anders als die meisten Forscher – dass das mit der Unsterblichkeit so eine Sache ist, wenn man sie erst einmal hat. Er kann sich sehr wohl vorstellen, dass man sie gerne wieder loswerden möchte, dass ewiges Leben nicht so begehrenswert ist, wie viele sich das vorstellen. Nun stellt sich natürlich die Frage, wie der Dichter über *Goethe redivivus* denken würde ...

³⁰⁷ Ebd. S. 314.

³⁰⁸ Ebd. S. 316.

³⁰⁹ Ebd. S. 321.

³¹⁰ Ebd. S. 319.

Auf Burg Stolpen angekommen, schwankt der arme Wilhelm gegenüber Anna zwischen Liebe und Misstrauen. Einzig und allein Goethes frühere Einschätzung, Anna müsse ihn ebenfalls lieben, gibt ihm noch Anlass zur Hoffnung. Nur Goethes Aussage, Anna erwidere seine Gefühle, lässt ihn darauf vertrauen, dass seine Zuneigung nicht aussichtslos ist. Hier zeigt sich, welch großen Wert Wilhelm Goethes Meinung – speziell in Bezug auf Frauen – beimisst: *„Hatte nicht Goethe selbst gesagt, daß auch sie mich lieben musste, und gab es jemanden, der sich im Wissen um das Wesen der Weiber mit dem Dichter messen konnte?“*³¹¹ Auch in diesem Roman taucht also das Thema Goethe und die Frauen auf, wenn auch indirekt. Goethe verliebt sich zwar nicht selber, aber sein Ruf als *Casanova* eilt ihm voraus, so dass er in Wilhelms Augen als Spezialist in Sachen Frauenkunde gilt. Mit dem Auffinden Annas auf Burg Stolpen sollen sich endlich auch die letzten Geheimnisse enthüllen; so jedenfalls hofft die Gruppe um Goethe. Als sie Schillers unehelicher Tochter ansichtig werden, erscheint sie ihnen beinahe ätherisch und losgelöst vom Boden der Realität. Und ebenso verworren klingt das, was sie ihren Verfolgern mitzuteilen hat. Mitfühlend, aber auch leicht amüsiert klärt sie die Männer, die so vieles durchgemacht haben, auf: *‘Soll das heißen, ihr wißt es noch gar nicht?’* [...] *‘Ihr wißt es wirklich nicht?’* [...] *‘Mein lieber Wilhelm, meine treuer, treuer Freund,’* [...] *‘euer ganzes Streben, all die Strapazen, all das war umsonst.’* [...] *‘Es gibt keinen Stein der Weisen’,* [...] *‘und es gibt keinen Armenier.’*³¹² Das ist *‘harter Tobak’*, den die Truppe erst einmal verarbeiten muss. Das Rezept für den Stein, so erklärt Anna weiter, sei nichts anderes als *„ein Hirngespinnst“*, eine Erfindung ihres Vaters. Anders lautende Gerüchte wären ausschließlich *„Wunschideen fanatischer Alchimisten“*³¹³. Schiller selbst habe sich alles ausgedacht, und zwar von Beginn an. Ihre Mutter habe Schiller niemals eine Geschichte erzählt, in der Annas Großmutter die Rezeptur für den Stein entdeckt habe, ganz einfach deshalb, weil dies nicht der Fall gewesen ist. Sie, Anna, habe das Manuskript auf der Kutschfahrt nach Warschau von vorne bis hinten gelesen – zwei Mal sogar – und nirgends eine Anweisung zur Herstellung des Steins gefunden. Außer *„vielleicht in Schillers Phantasie“* habe es nie eine Rezeptur gegeben; durch seine schwere Erkrankung, *„die den Funken des Wahns in ihm“*³¹⁴ schürte, hätten sich in seinem Kopf Realität und Vorstellung dermaßen miteinander verwoben, dass er das eine vom anderen nicht mehr unterscheiden

³¹¹ Ebd. S. 326.

³¹² Ebd. S. 329f.

³¹³ Ebd. S. 330.

³¹⁴ Ebd. S. 331.

konnte. Einzig und allein die „*Lüge eines Poeten*“³¹⁵, die Wahnideen eines Schwermkranken, hätten also die ganze Jagd ausgelöst!

Schiller verrückt, und Goethe fällt auch noch darauf herein: Kai Meyer malt hier ein besonders extravagantes Bild unserer *deutschen Klassiker*. Ein wenig lächerlich ist die Vorstellung schon, dass gerade der kluge Goethe einer Wahnidee auf den Leim geht. Zu seiner eigenen Ehrenrettung und der seines Kollegen Schiller kann Goethe diese Erklärungen natürlich nicht widerspruchlos hinnehmen. Er streitet alles vehement ab, nicht zuletzt wohl auch deshalb, weil er sich sonst die unbequeme Frage stellen müsste, ob er seinen Freund nicht völlig umsonst geopfert habe. Diese Gedanken gehen auch Wilhelm durch den Kopf: Sollte Goethe der „*einzigste Mörder in unserer Runde*“³¹⁶ sein? Inzwischen lassen sich die anderen von Annas Ausführungen überzeugen. Jacob Grimm – der Logiker – begreift als erster, dass sie einer Wahnidee aufgesessen waren und formuliert seine Erkenntnisse: „*‘Begreift Ihr denn nicht?’ [...] ‘Wir wollten an all diese Dinge glauben – an den Stein, an den Armenier –, deshalb sahen wir alles miteinander verknüpft, witterten hinter jedem einen Verschwörer, glaubten zuletzt gar an die magischen Maskeraden des Armeniers. Was waren wir für Narren ...!’*“ Goethe ein Narr, nein, das kann er nicht auf sich sitzen lassen. Noch immer – und inzwischen als einziger – möchte er sich, „*ganz stolzer, erhabener Dichter, [...] nicht geschlagen geben*“³¹⁷ und fordert weitere Beweise. Aber seine Bewegungen werden bereits fahrig³¹⁸ – ein äußeres Anzeichen seiner inneren Unruhe. Er kann sich und den anderen nicht eingestehen, dass er, Verkörperung von Rationalismus und Logik, sich dermaßen hat fehlleiten lassen. Und das auch noch von seinem eigenen Inneren! Er hat sich von Gefühlen und Ideen, Vorstellungen und Wünschen dermaßen in die Irre führen lassen, dass er sogar bereit gewesen war, seine rationalen Überzeugungen über Bord zu werfen und an übernatürliche Dinge wie den Stein der Weisen und einen unsterblichen Armenier zu glauben! Dabei hat er sämtliche Fakten fehlinterpretiert und nur an das geglaubt, an das er glauben wollte. Er und die anderen sind auf eine selbstkonstruierte Verschwörung hereingefallen, ihr eigenes Gehirn hat ihnen einen gewaltigen Streich gespielt. Goethe, der so viel von sich und seinem Verstand gehalten, logisches Denken und Rationalität über alles gestellt hatte, hat geirrt – und stellt sich als nicht unfehlbar heraus. Dass andere Fehler machen, das ist für ihn nichts Neues, aber dass er irrt, und das auch noch in Verstandesdingen, kann er kaum glauben. Er reagiert „*trotzig*“ wie ein Kind, „*als wollte er Jacobs Argumenten*

³¹⁵ Ebd., S. 332.

³¹⁶ Ebd., S. 333.

³¹⁷ Ebd., S. 334.

³¹⁸ Vgl. ebd., S. 334.

auf den Schwanz treten wie einem bettelnden Straßenkötter.“³¹⁹ Bisher hat er fundiert vorgetragenen Argumenten der anderen – insbesondere denen Jacobs, dem Vertreter der Logik – wenigstens zugehört und diese auch eingesehen. Nun aber ist es aus mit Rationalismus und Verstand: Goethe verweigert sich schlichtweg den Fakten und möchte die Realität nicht wahrhaben. Und ist das nicht allzu menschlich? Aber seine Kräfte und sein Widerstand lassen nach. Die anderen nehmen ihm das Zepter aus der Hand und treffen Entscheidungen hinsichtlich des weiteren Vorgehens über seinen Kopf hinweg. Goethes „Gesicht schien in einem einzigen Augenblick um Jahre zu altern“³²⁰, sein Blick wird matt, er gibt seine starke Haltung auf – all dies sind die äußeren Anzeichen dafür, dass seine Macht und Überzeugungskraft dahinschwanden. Währenddessen erstarken die anderen aus der Truppe und wagen sich weiter vor, nehmen sich gar manche Dreistigkeit gegenüber dem Dichter heraus.³²¹ Sie gehen hart mit Goethe ins Gericht, verlieren aber dennoch nicht vollends den Respekt. Sie *entgöttlichen* ihn vielmehr und holen ihn zurück mitten in die Gemeinschaft der Menschen. Waren die Grimms zu Beginn noch starr vor Ehrfurcht, wenn sie nur in Goethes Nähe kamen, gehen sie jetzt mit ihm um wie mit ihresgleichen. Und genau das ist er auch! Lange Jahre hatte man ihn zum Gott gemacht, und er hatte diese Rolle auch dankbar angenommen. Nun ist es an der Zeit, die Verhältnisse wieder gerade zu rücken. Auch hier wird Goethe also von seinem Sockel geschubst – ein Motiv, welches uns nicht zum ersten und letzten Mal in dieser Arbeit begegnet!

Zu dieser *Menschwerdung* gehört auch der Umstand, dass Goethe sich für den Mord an Schiller zu verantworten hat. Jacob wirft ihm vor, er hätte den verwirrten Zustand seines Freundes erkennen und demzufolge die Äußerungen über den Stein als unwahr enttarnen müssen. Schiller selbst habe dies gewollt, als er in einem klaren Moment das Manuskript an Goethe überbringen ließ, wo es jedoch nie ankam. Auch wenn er in „*hehrer Absicht*“³²² Schiller das Gift verabreichen ließ, Mord bleibt Mord. Einzig der gutmütige Wilhelm sucht zu vermitteln und den Dichter zu entlasten, indem er mutmaßt, Schiller sei auch ohne das Gift verstorben.³²³ Gegen all diese Vorwürfe weiß selbst Goethe am Ende „*kein Wort zu erwidern*“³²⁴ und schweigt still.

Jacob ist am Ende scharfsinniger als Goethe. Er kann, im Gegensatz zu dem Dichturfürsten, über seinen eigenen Schatten springen, seine Fehleinschätzungen einsehen

³¹⁹ Ebd. S. 333.

³²⁰ Ebd. S. 335.

³²¹ Vgl. ebd. S. 336.

³²² Ebd. S. 336.

³²³ Vgl. ebd. S. 336.

³²⁴ Ebd. S. 336.

und korrigieren. Goethe hingegen ist weit weniger selbstkritisch und beharrt zunächst stur auf seinen Überzeugungen. Damit verstellt er sich den Blick auf die Wirklichkeit und reagiert beinahe überrascht, als Jacob auch noch alle übrigen Rätsel lösen kann. Der Grimm-Bruder weist darauf hin, dass Ptah zwar nicht der Armenier gewesen sei, aber dennoch hinter dem Stein der Weisen her sowie für die Morde des *Sandmannes* und das Unwesen Spindells verantwortlich gewesen war. Aber auch Ptah ist seiner Einschätzung nach längst tot. Dies legt natürlich die Vermutung nahe, dass *noch* ein Gegner an der ganzen Sache beteiligt gewesen war. Ganz wie in einem Kriminalstück bäumt sich die Handlung also noch einmal auf, und zwar gerade in dem Moment, als alle Rätsel gelöst zu sein scheinen. Es gibt noch einen Feind, der sich auf freiem Fuße befindet und mitten unter ihnen weilt: Natascha! Die stumme Dienerin Elisabeths war mit ihnen durch dick und dünn gegangen, stets unauffällig und hilfsbereit. Aber nun ist sie verschwunden, obwohl sie bis eben noch bei ihnen gestanden war. Schon wieder schwebt Anna, die kurz zuvor den Raum verlassen hatte, in höchster Gefahr! Die Gruppe stürmt hinter den beiden Frauen hier, und hier zeigt sich, dass Goethe trotz seines Alters, seiner schlechten Verfassung und der gerade erlebten Enttäuschungen wieder zur Bestform aufläuft. Es gilt, einer jungen Frau in Not zu helfen, das ist natürlich eine Aufgabe für den Kavalier alter Schule. Die „Anstrengung“ bei der Verfolgung nimmt „ihm den Atem“³²⁵, fast erschießt ihn die Gejagte mit einer Pistole, aber er zuckt nur zusammen³²⁶; nichts und niemand kann ihn aufhalten, er bleibt nicht hinter den wesentlich jüngeren Grimms zurück. Das ist Goethe in Höchstform! Die Verfolgungsjagd findet ihr Ende, als sich die junge Russin in einen tiefen Schacht stürzt – sie muss ihre Ausweglosigkeit eingesehen haben. Warum sie sich auf die Seite Ptahs geschlagen hatte, bleibt unklar. Möglicherweise war der stummen Frau als Belohnung eine neue Stimme versprochen worden. Aber noch weitere Fragen bleiben offen: Wilhelm fragt sich, ob die geheimnisvolle Anna wirklich die Wahrheit gesagt hat? Oder enthielt Schillers Manuskript möglicherweise doch das Rezept für den Stein und sie hat alle „getäuscht“³²⁷. Sollte Goethe am Ende vielleicht doch Recht gehabt haben?

Wie dem auch sei, die Grimms und Goethe machen sich auf den Weg nach Hause – ins gute, alte Weimar. Dort werden sie freudig vom Personal begrüßt. Das Tor steht offen, es brennt Licht und ein wärmendes Feuer wartet³²⁸ – was für ein Kontrast zu den Erlebnissen auf der Reise! Endlich können sich alle in der anheimelnden Atmosphäre von Goethes Heim

³²⁵ Ebd. S. 340.

³²⁶ Vgl. ebd. S. 339.

³²⁷ Ebd. S. 342.

³²⁸ Vgl. ebd. S. 343.

erholen. Die Angestellten haben ihren Herrn vermisst, ein Zeichen dafür, dass er es gut mit ihnen meint: „*Dorothea, die Dienstmagd, schloß ihren Herrn in die Arme, servierte Essen und heiße Milch und sagte: 'Mir fällt ein Stein vom Herzen.'*“ Auf diese rührende Begrüßung reagiert der gute Goethe wohlthuend menschlich. Er umarmt seine Magd, „*lacht viel zu laut*“ aus Verlegenheit, während ein paar Tränen seine Wangen hinunterrollen. Er befindet sich auf dem Höhepunkt seiner Menschlichkeit, er, der im Verlauf der Handlung immer mehr von seinem Nimbus als Gott verloren und dafür humane Züge angenommen hatte! Goethe wirkt in diesem Moment ausgesprochen sympathisch, ein Mann, der große Fehler gemacht hat, der sich aber auch für andere einsetzt und mittlerweile sogar menschliche Regungen zulassen kann. Mit seiner Schuld an Schillers Tod muss er von nun an leben, auch wenn er damals glaubte, richtig zu handeln. Inzwischen jedoch hat er sich so verändert, dass sich der Leser vorstellen kann, mit welcher Last Goethe ab jetzt durchs Leben gehen wird: mit der Last des schlechten Gewissens, mit dem Bewusstsein, Fehler gemacht und Schuld auf sich geladen zu haben. Auch Wilhelm erkennt nun, dass Goethe sich trotz aller Geistesgröße nicht von ihm und anderen Menschen unterscheidet. Daher wundert er sich auch nicht, als er „*zum ersten Mal die Tränen eines großen Dichters*“ erblickt und feststellen muss, dass „*sie ebenso aussahen wie meine eigenen.*“³²⁹

Meyers Goethe vollzieht eine erstaunliche Wandlung: Erscheint er zu Beginn „*als Gott, makellos in Literatur und Leben*“ und „*eher zur Institution gereift denn zu wahrer Größe*“³³⁰, entdeckt er – und mit ihm der Leser – im Verlauf der Handlung den *wahren* Goethe, den, der er *ist*, und nicht den, zu dem man ihn gemacht *hat*. Dementsprechend zieht sich stringent eine höchst ambivalente Betrachtungsweise seines Charakters durch den Roman. Ständig schwebt er zwischen zwei Polen: offen vs. geheimnisvoll, vertrauenswürdig vs. verdächtig, rational vs. emphatisch. Die Liste ließe sich beinahe endlos fortsetzen, aber das Grundthema des Romans wird klar: Es geht um die Menschwerdung Goethes, um seine *Goethewerdung*! Der Dichter ist notgedrungen im zugegebenermaßen dafür recht hohen Alter von 55 Jahren auf der Suche nach der eigenen Identität. Bislang war er der Goethe, der er für seine Umwelt zu sein hatte. Von jung an stand er im Interesse der Öffentlichkeit und hatte nie eine Chance, sich frei und unbeobachtet zu entwickeln. Das hat ihn hart gemacht, und nun holt er das Versäumte nach. Am Ende dieser Reifungsphase steht der *Mensch* Goethe, mit all seinen guten und schlechten Seiten, Heldentaten und Verfehlungen, sympathischen und weniger sympathischen Eigenschaften, die nach und nach zum Vorschein kommen. Goethe muss einsehen, dass er oft falsch gehandelt hat, dass viele der Opfer, die er erbracht hat, vergeblich waren: Schiller hätte

³²⁹ Ebd. S. 343.

³³⁰ Ebd. S. 30.

nicht vergiftet werden dürfen, Goethe hätte sein Leben und das der anderen nicht permanent in Gefahr bringen müssen, Vogelöd und damit die Zukunft der Dichtung sind völlig umsonst in arge Bedrängnis geraten. Aber Entwicklung geschieht nun einmal nicht, ohne dass man Irrwege beschreitet, Federn lässt und unter Umständen Schuld auf sich lädt. Das vormals so makellose Bildnis des Dichturfürsten hat nun Schadstellen bekommen. Es ist nicht länger ohne Fehl und Tadel, aber trotz oder gerade wegen dieser Mängel wirkt es menschlicher und sympathischer, und ist daher – trotz aller Fiktion – vielleicht auch *realistischer*!

9. Goethes Lehrjahre: Hanns-Josef Ortheils *Faustinas Küsse*

„Darum macht Faustine mein Glück; sie teilet das Lager / Gerne mit mir“³³¹

Goethe war kein Mensch, den es hinaus in die große Welt zog. Er hat nur wenige Länder bereist, viele bedeutende Kulturzentren nie kennen gelernt. Aber *ein* Land hatte es ihm angetan: Italien. Wie für viele Künstler war dies auch für Goethe das Land seiner Sehnsucht, in dem sich großartige Kultur und beeindruckende Historie reizvoll mit mildem Klima und angenehmer Lebensart verbinden. Somit stellte dieses *Arkadien* einen idealen Ort dar, wo kreative Geister unter attraktiven Bedingungen sich ganz dem Studium der Künste zu widmen und quasi nebenbei den wohltuenden, südländischen Lebensstil zu führen pflegten.

Für Goethe aber war Italien mehr als nur das Land seiner Träume; es war Ziel seiner Flucht aus Weimar, wo der Geheimrat in vielerlei Hinsicht gedroht hatte, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Am 3. September 1786 brach Goethe heimlich von Karlsbad gen Süden auf; wohl hatte er zuvor Herzog Karl August über eine geplante Abwesenheit informiert, nicht aber in die genauen Pläne eingeweiht. Unter dem Namen Johann Philipp Möller führte ihn sein Weg über den Brenner, nach Trient und am Gardasee vorbei zunächst nach Verona. Aber es zog ihn weiter in die ewige Stadt Rom, wo er am 29. Oktober 1786 ankam. Erst von dort aus informierte er die Weimarer Gesellschaft über seinen Aufenthaltsort, zuvor hatte man nur kurze Lebenszeichen von ihm erhalten. In Rom rechnete niemand mit dem Erscheinen des Dichters, aber Goethe wusste, seine Kontakte zu nutzen und frischte eine alte Bekanntschaft mit dem Maler Wilhelm Tischbein auf. Dieser lebte im Haushalt der Familie Collina, wo sich mit Georg Schütz und Fritz Bury – ebenfalls beide Maler – bereits eine echte Künstler-WG gebildet hatte. Einen Tag nach seiner Ankunft zog Goethe ebenfalls in die gemeinsame Wohnung der Gesellschaft ein, die später noch um einen weiteren Künstler, den Musiker Christoph Kayser, bereichert werden sollte. Bis zum 22. Februar 1787 dauerte dieser erste römische Aufenthalt des Dichters an. An diesem Tag verließen Goethe und Tischbein Rom in Richtung Neapel. Am 29. März ging es weiter nach Sizilien, wo Goethe bis zum Mai verbleiben sollte; diesmal begleitete ihn der Landschaftsmaler Christoph Heinrich Kniep. Am 7. Juni 1787 kehrte der Dichter nach Rom zurück, das er erst beinahe ein Jahr später – am 23. April 1788 – wieder in Richtung Weimar verlassen sollte.

³³¹ Johann Wolfgang von Goethe: *Römische Elegien XVIII*. In: ders.: *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Erich Trunz. Bd. 1. Gedichte und Epen I. München 1998. S. 170.

Trotz der recht genauen Informationen, die man auf den ersten Blick über Goethes italienische Zeit hat, bleibt vieles ungeklärt. Warum verließ er seinen bisherigen Wirkungskreis Weimar so heimlich und fluchtartig? Was konkret hat Goethe in Italien erlebt? Trotz der vielen Dokumente und auch unter Berücksichtigung von Goethes Selbstzeugnis, der *Italienischen Reise*³³², bleibt man dicht an der Oberfläche, will man seine Motivation für die Flucht und den wahren Charakter des Italien-Aufenthalts ergründen. Klar wird nur, dass sich Goethe zuvor in Weimar in einer ausweglosen Situation befunden haben muss, aus der es für ihn nur ein Entrinnen gab: einen Rückzug, um zu sich selber zu finden. „*Es muß eine tiefe, die ganze Existenz betreffende Krise gewesen sein, in die der fast Siebenunddreißigjährige geraten war und der er nicht anders zu begegnen wußte als durch zeitweilige Absonderung von jener Art der Existenz, mit der er seit einem Jahrzehnt zurechtzukommen versucht hatte.*“³³³ Möglicherweise wurde das Verhältnis zu Charlotte von Stein, von welcher Natur es auch immer gewesen sein mag, auf die Dauer zu kompliziert und anstrengend. Vielleicht haben Goethe aber auch seine Pflichten als Politiker nicht mehr ausgefüllt. Oder es war eine künstlerische Schaffenskrise, die zu dem deutlichen Bruch mit seinem bisherigen Lebensumfeld geführt hatte. Am wahrscheinlichsten ist ein Konglomerat aus diesem allen, das letztendlich zu der tiefen Krise geführt und als Auslöser für die Flucht gesehen werden kann. Dabei bricht Goethe nicht wirklich mit seinem alten Leben; er macht Charlotte von Stein brieflich Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und gibt auch seine Staatsämter nicht ab, sondern hatte seine Angelegenheiten im Vorfeld so gut bestellt, dass man in Weimar eine Weile ohne seine Hilfe auskommen konnte. Wer hofft, in Goethes tagebuchartiger *Italienischen Reise* Gründe für sein Verhalten zu finden, wird enttäuscht. Zu viel Historisches hat der Meister darin seiner Intention geopfert, diese Zeit als „*Phase im eigenen Bildungsprozeß erscheinen [zu lassen], der sich, wenn auch von Unruhe, Zweifeln und Zögern nicht frei, als fortschreitende Entwicklung vollzogen habe, als Metamorphose, als steigende Wandlung eines Menschen, der in innerer Folgerichtigkeit zu jenen Erkenntnissen über Natur, Kunst und Menschenwesen gelangt ist, die als Ergebnis der langen Monate in Italien gelten.*“³³⁴

³³² Im Rahmen seiner Autobiographie *Dichtung und Wahrheit* erschien der Bericht über seinen ersten römischen Aufenthalt und seine anschließende Reise nach Neapel und Sizilien erst 1816/17 unter dem Titel *Aus meinem Leben. Zweyter Abteilung Erster Teil und Zweyter Theil*. Erst 1829 – drei Jahre vor seinem Tod – veröffentlichte Goethe in der Ausgabe letzter Hand nun unter dem Titel *Italienische Reise* den bereits erschienen Bericht um die Schilderung *Zweyter römischer Aufenthalt vom Juni 1787 bis April 1788* erweitert.

³³³ Carl Otto Conrady: *Goethe. Leben und Werk. Erster Band. Hälfte des Lebens*. Frankfurt am Main 1996. [Im Folgenden abgekürzt: Conrady¹ 1996.] S. 433.

³³⁴ Ebd. S. 434.

Goethe selbst spricht gegenüber Charlotte von Stein von seiner neuen Existenz als einer „Wiedergeburt“³³⁵. Anscheinend kam für ihn nur ein Neuanfang – fern der gewohnten Wirkungsstätte – in Frage. Dies beinhaltet, dass er sein bisheriges Leben als gescheitert betrachtet haben muss, denn sonst würde er es nicht so abrupt aufgegeben haben. Fern der Heimat soll ihm nun die räumliche und emotionale Distanz eine Rückschau, ein Besinnen ermöglichen, um nach dieser Phase der Reflexion gestärkt einen neuen Weg zu beschreiten. Goethe hatte also das im Sinn, was wir heute lapidar mit *Selbstfindungstrip* bezeichnen würden. Darüber hinaus erhoffte sich Goethe, in der neuen Umgebung Inspirationen und Ideale zu finden, die ihm eine neue Lebensrichtung weisen konnten. „*Alle Reflexionen in Italien bezeugen die Suche nach dem, was helfen könnte, sicheren Grund für die eigene Existenz zu legen. Es war die Suche nach Vorbildlichem, Verbindlichem, nach gültigen Maßstäben. [...] Die Reise nach Italien und zu sich selbst sollte Erleichterung bringen und den Sinn der eigenen Existenz erkennen lassen.*“³³⁶

Goethe war klar, dass seine weitere Zukunft wieder in Weimar zu finden war, daran lassen seine brieflichen Äußerungen an die Daheimgebliebenen keinen Zweifel. An dem *Wo* gab es also nichts zu rütteln, es stellte sich nur die Frage nach dem *Wie*. Nach dieser bewusst genommenen Auszeit, dem Rückzug auch vor sich selbst (daher das Pseudonym), wollte der Dichter geläutert wie nach einer Katharsis wieder sein Leben am angestammten Platz aufnehmen, ihm jedoch eine neue, ihm gemäße Richtung geben. Leider ist an dieser Stelle nicht genügend Raum, um ausführlicher auf Goethes Aufenthalt in dem „*Land, von dem er sich Heilung von der Krise erhoffte*“³³⁷, einzugehen. Dieses Kapitel in seinem Leben ist jedoch in der Forschungsliteratur mehr als eingehend untersucht, bisher allerdings nicht eindeutig erklärt worden. Für meine Arbeit muss eine Betrachtung in Grobzügen ausreichen. Näheres zu Goethes Italienaufenthalt lässt sich aber problemlos der einschlägigen Fachliteratur entnehmen.

Ein Anliegen Goethes war es, in Italien Kunstwerke nicht nur anzuschauen, sondern vielmehr auch selbst als bildender Künstler weiterzukommen. War die Italien-Fahrt also nichts mehr als eine Dienstreise? Was der Privatmann Goethe in seiner Freizeit noch erlebt hat, darüber ist von den nachfolgenden Generationen viel spekuliert worden: Ob er in Italien nur studiert, gemalt und den Weg zur wahren Erkenntnis gesucht oder aber ob er darüber hinaus die Liebe entdeckt hat, muss offen bleiben. Oft hat man die Verse der *Römischen*

³³⁵ Brief an Charlotte von Stein, 20.12.1786. In: Goethes Briefe in vier Bänden. Band 2. Hamburger Ausgabe. Textkritisch durchgesehen und mit Anmerkungen versehen von Karl Robert Mandelkow. Hamburg 1964. S. 33. [Im Folgenden abgekürzt: Goethe Briefe.]

³³⁶ Conrady¹ 1996. S. 439.

³³⁷ Ebd. S. 445.

Elegien für bare Münze genommen und ein Verhältnis des Dichters mit einer jungen Römerin namens Faustina vermutet. Mit dieser vereinfachten Annahme dürfte man jedoch falsch liegen. „Wenn sie auch noch so lebendig den Anschein erwecken, als sei in ihren antikischen Versen Erlebtes getreu nacherzählt, so ist doch darauf zu beharren, daß sie Dichtung sind und einen direkten Rückschluß auf römische Realitäten nicht ohne weiteres zulassen. Ihre Gestalten sind Kunstfiguren.“³³⁸ Ganz ausschließen lassen sich romantische Episoden unter der warmen Sonne Italiens jedoch auch nicht. Wenn Goethe im Brief an Carl August vom 16. Februar 1788 von „einigen anmutigen Spazirgängen“³³⁹ berichtet, wird aus dem Kontext heraus schnell klar, was er damit wirklich meint.

Goethes Aufenthalt in Italien war erfolgreich, beurteilt man ihn an Hand dessen, was sich der Dichter von ihm erhofft hatte: eine Selbstfindung, eine Besinnung auf das, was er im Leben machen und erreichen wollte. So schrieb er im Brief vom 17./18. März 1788 an Carl August: „Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden; aber als was? – als Künstler.“³⁴⁰ Folgerichtig bat er daher um eine Verlängerung seines Urlaubs auch nach seiner Rückkehr an den Hof, um seine Erlebnisse aufzuschreiben. Aber auch während seines Italien-Aufenthalts war Goethe nicht untätig gewesen: Seine beiden Werke *Iphigenie auf Tauris* und *Egmont* fanden dort ihren Abschluss.

Der Italien-Aufenthalt hatte seinen Zweck erfüllt: Der Dichter schien wie verwandelt, was auch seinen Weimarer Freuden und Bekannten auffallen sollte. Der Abschied von Rom fiel Goethe schwer. Für seine Rückreise ließ er sich zwei Monate Zeit; er schien es nicht eilig damit zu haben, wieder weimarischen Boden zu betreten und sich damit wieder in die nicht eben unkomplizierte städtische Gesellschaft einzufügen. Nach seiner Ankunft sollte es eine Weile dauern, bis er sich wieder eingewöhnt und mit den Lebensumständen ausgesöhnt hatte. Einige Wochen nach seiner Ankunft jedoch machte Goethe eine Begegnung, die ihn über den Verlust seiner römischen Freiheit hinwegtröstet und für das unangenehme Klima in unseren Breiten mehr als nur entschädigt haben dürfte: Er traf Christiane Vulpius!

Soweit die Historie. Der Leser merkt: Es bleiben viele Lücken, die ihre Ursache nicht nur in der gerafften Darstellung meiner Arbeit haben, sondern tatsächlich heute nicht mehr mit nachprüfbarem Material aufzufüllen sind. Was nun? Die offenen Stellen und Löcher rufen geradezu danach, mit Phantasie gestopft zu werden. Geheimnisse müssen gelüftet, Rätsel gelöst werden – das sind nur menschliche Bedürfnisse. Und wenn es noch dazu, wie in

³³⁸ Ebd. S. 453.

³³⁹ Brief an Carl August, 16.2.1788. In: Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs Carl August mit Goethe. Hg. von Hans Wahl. 1. Band 1775-1806. Berlin 1915. [= Darstellungen und Briefe zur Geschichte des Weimarischen Fürstenhauses und Landes Band IV. Hg. von Erich Marcks.] S. 117.

³⁴⁰ Brief an Carl August, 17./18. März 1788. In: Goethe Briefe. S. 85.

diesem Fall, auch um das Thema Liebe geht, über das sich so herrlich spekulieren lässt, wie über kein zweites, wird es noch spannender.

Genau hier wird Hanns-Josef Ortheil aktiv. Er greift die historischen Fakten auf und nutzt den breiten Spielraum, den sie ihm lassen, für eine amüsante Darstellung dessen, was Goethe in Rom seiner Phantasie nach wirklich erlebt hat: Er dichtet ihm im wahrsten Sinne des Wortes eine Biographie an! *Faustinas Küsse* werden geboren.³⁴¹ Der wagemutige Versuch des 1951 in Köln geborenen, mit zahlreichen Literaturpreisen bedachten Autors, der seit 2003 Professor für Kreatives Schreiben an der Universität Hildesheim ist und zuvor eher als Verfasser von Gegenwartsromanen in Erscheinung getreten war, wurde in den Rezensionsteilen fast aller bedeutenden deutschen Print- und Hörfunkmedien besprochen. Der Name Goethe zieht eben alle Aufmerksamkeit auf sich! Einigen Kritikern drängte sich der verwegene, aber auch schmeichelhafte Vergleich mit Thomas Manns Werk *Lotte in Weimar* auf: Prof. Dr. Erwin Leibfried von der Universität Gießen bejubelte *Faustinas Küsse* als einen „Roman, der sich – vorsichtig umblickend, dann mutig dreinschauend – neben Thomas Manns *Lotte in Weimar* stellt.“³⁴² Jens Bisky bemerkte zwar, dass seit Manns Roman „kein ähnlich ambitionierter Versuch erschienen [ist], einen Augenblick aus Goethes Leben zu erzählen“; Goethes „Wiedergeburt [!] unter südlicher Sonne“³⁴³ fand jedoch so gar nicht sein Wohlwollen: zu klischeehaft ist ihm Ortheils Goethe-Bild. Leif Allendorf geht sogar so weit, Ortheils Werk als „Aufguß der ewiggleichen Bauchpinselei“³⁴⁴ abzutun, dürfte aber nicht so ganz verstanden haben, worum es Ortheil eigentlich geht. Peter Mohr befand genau das Gegenteil, nämlich „eine nie in die Höhen der Hagiolatrie abschweifende Goethe-Hommage“³⁴⁵, und trifft damit meines Erachtens nach genau ins Schwarze. In diesem „schelmische[n] Stückchen romanescer Weiterdichtung“, dem „elegantest zwischen Dichtung und Wahrheit angesiedelten Beschattungsbericht“, ist nichts „so vogelfrei erfunden, daß es nicht auch irgendwie wahr ist.“³⁴⁶ Genau dieses „Konglomerat aus Authentischem und Erdachtem [...] macht den Reiz des Buches aus.“³⁴⁷ Klaus Wilke leitete seine Kritik wie folgt ein, und ich weiß, was es bedeutet, wenn ein ernsthafter Rezensent eine Besprechung so

³⁴¹ Ich bin mir bewusst, dass man meiner Arbeit auf Grund der stattlichen Seitenanzahl, die ich für Hanns-Josef Ortheils Roman aufbringe, eine gewisse Disproportionalität unterstellen könnte. Ich persönlich halte das Werk jedoch für das komplexeste der von mir untersuchten und bin daher der Meinung, dass es eine derartige Behandlung verdient hat.

³⁴² Erwin Leibfried. *Beobachtungen eines Lümmels*. In: *WLA – Wissenschaftlicher Literaturanzeiger*. 1. Juni 1998. (Nachzulesen auf: <http://www.uni-gießen.de/~g929/ortheil.htm>.)

³⁴³ Jens Bisky: *Traumbild großer Vergangenheit*. In: *Berliner Zeitung*. 28.2.1998.

³⁴⁴ Leif Allendorf. *Goethe war gut!* In: *Junge Welt*. 25. März 1998.

³⁴⁵ Peter Mohr: *Als Goethes Schatten durch die Strassen [sic!] von Rom*. In: *Aargauer Zeitung*. 21. Februar 1998.

³⁴⁶ Helga Schultheiß: *Vogelfrei erfunden und doch wahr*. In: *Nürnberger Zeitung*. 25. April 1998.

³⁴⁷ Roland Müller: *Römische Wölfin*. In: *Neues Deutschland*. 3. Juli 1998.

beginnt: „*Es ist einer der originellsten Goethe-Romane anzuzeigen, die in den letzten Jahrzehnten (oder überhaupt je?) geschrieben worden sind.*“³⁴⁸ Großes Lob erfuhren auch Ortheils Rom-Schilderungen, denen man unzweifelhaft anmerkt, dass der Autor weiß, wovon er spricht. (Ortheil kennt sich als Villa-Massimo-Stipendiat von 1991 und 1993 bestens aus in der Stadt.) Beim Durchsehen der Kritiken wird eines deutlich: Es weht ein frischer Wind durch die Literatur, die das Feld der Geschichte damit nicht länger angestaubten Historikern oder Verfassern von Schnulzenromanen überlassen will. Ortheil begibt sich in diesem „*unzeitgemässen [sic!] und undeutschen Buch*“ erfreulicherweise „*nicht in die Niederungen des deutschen historischen Romans.*“³⁴⁹ Er spiegelt Goethes Charakter vielmehr in den Augen eines erfundenen Zeitgenossen und damit auch der Leserschaft, wodurch er ihn nicht vereinfacht und auf ein Mindestmaß reduziert, sondern ihn in seiner Komplexität belässt. „*Experimentelle Schreibformen des biographischen Romans*“ probieren eine Mischung aus Alt und Neu, aus Fiktion und Historie aus; *Faustinas Küsse* versucht, „*durch die Verbindung von Spionageroman und biographischer Darstellung – und somit im Anschluß an aktuelle literarische Entwicklungstendenzen und Modeformen – Goethes Romaufenthalt aus einer neuen Perspektive zu schildern*“³⁵⁰.

Hanns-Josef Ortheils postmoderner Roman *Faustinas Küsse* fällt in die Kategorie *revisionistischer fiktionaler Dichterbiographien*³⁵¹, die „*bevorzugt die dark areas der Geschichte [...], also jene Bereiche, die nicht quellenmäßig belegt oder tabuisiert sind*“³⁵² ausleuchten. Im Falle von Goethes amourösen Romerlebnissen trifft beides zu: Wir wissen nichts Genaues über etwaige ominöse Liebeleien des Dichters, können nur erraten, vermuten; andererseits handelt es sich im Fall von Liebe und Sexualität um einen höchst privaten und intimen Bereich des Menschen Goethe. Der „*hybride Charakter*“³⁵³ von *Faustinas Küsse*, der auf Grund der Vermischung historischer Fakten und phantastischer Ergänzung des Autors zu Stande kommt, ermöglicht uns spekulative Einblicke in einen

³⁴⁸ Klaus Wilke: *Spitzel auf Goethes Fersen. Geistvoller, vergnüglicher Roman von Hanns-Josef Ortheil.* In: *Lausitzer Rundschau*. 12. März 1998.

³⁴⁹ Ute Stempel: *In der zerstückelten Welt.* In: *Neue Züricher Zeitung*. 9. April 1998,

³⁵⁰ Ebd.

³⁵¹ Vgl. Ansgar Nünning: *Von der fiktionalen Biographie zur biographischen Metafiktion. Prolegomena zu einer Theorie, Typologie und Funktionsgeschichte eines hybriden Genres.* In: Christian von Zimmermann: *Fakten und Fiktionen. Strategien fiktionalbiographischer Dichterdarstellungen in Roman, Drama und Film seit 1970. Beiträge des Bad Homburger Kolloquiums, 21. - 23. Juni 1999.* Tübingen 2000. [= *Mannheimer Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft* Bd. 48.] S. 26f.

³⁵² Ebd. S. 27.

³⁵³ Ebd. S. 19.

Abschnitt aus Goethes Leben, dem anders nicht beizukommen gewesen wäre. Es handelt sich bei diesem Werk um „*im besten Sinne Literaturliteratur*“³⁵⁴!

Ortheils Roman ist im Rahmen einer dreibändigen Reihe von Künstlerbiographien zu verstehen, die die „*Trias der Künste*“³⁵⁵ abdeckt: Neben Goethe haucht der Autor auch Turner³⁵⁶ und Mozart³⁵⁷ neues Leben ein und fährt damit eine wahre „*Starparade historischer Persönlichkeiten*“³⁵⁸ auf, wie Werner Jung etwas abfällig bemerkt. In allen dreien stehen „*inhaltlich das Werden des Künstlers und die Suche nach dem wahren künstlerischen Ausdruck*“³⁵⁹ im Mittelpunkt. Mit Michaela Kopp-Marx stimme ich überein, dass Ortheils Werk im Rahmen der überprüfbaren Goethe-Forschung natürlich als rein fiktiv anzusehen ist, sich den Realitäten aber nicht widersprüchlich entgegenstellt. Vielmehr füllt *Faustinas Küsse* „*diese Leerstelle in der Vita des Olympiers*“ stimmig auf und darf damit „*als Sieg der literarischen Fiktion über die Welt der Fakten und Dokumente gewertet werden.*“³⁶⁰ Wie bereits erwähnt, ist man sich heute darüber im Klaren, dass es die *eine* biographische Wahrheit nicht gibt. Schon Sigmund Freud hatte diesbezüglich erkannt: „*Wer Biograph wird, verpflichtet sich zur Lüge, zur Verheimlichung, Heuchelei, Schönfärberei und selbst zur Verhehlung seines Unverständnisses. Biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu gebrauchen.*“³⁶¹

Wenn man sowieso nichts Eindeutiges weiß, wie das bei Goethes römischem Aufenthalt der Fall ist, sich also zwangsläufig vom Boden der Tatsachen entfernen muss, wenn man darüber berichten will, kann der Schritt in die Fiktion eigentlich nicht groß genug ausfallen. Ungeniert darf sich der Autor, einer objektiv überprüfbaren Wahrheit nicht länger verpflichtet, seiner Phantasie bedienen. Allen Realitätsansprüchen enthoben, dient die „*seit Platon in den Verdacht der Lüge und Fiktion geratene Poesie zum Medium der Erkenntnis, indem Antworten auf zentrale Fragen der Goethe-Philologie erteilt werden.*“³⁶² Und zwar ausschließlich *mögliche* Antworten, die zwar schlüssig und plausibel sind, aber keinen

³⁵⁴ Jan Koneffke: *Erhabenheit und Polizei*. In: *die tageszeitung*. 20. Mai 1998. [Im Folgenden abgekürzt: Koneffke 20. Mai 1998.]

³⁵⁵ Michaela Kopp-Marx: *Auf Goethes Spuren in Rom. Hanns-Josef Ortheils Roman „Faustinas Küsse“*. In: Christian von Zimmermann (Hg.): *Fakten und Fiktionen. Strategien fiktionalbiographischer Dichterdarstellungen in Roman, Drama und Film seit 1970. Beiträge des Bad Homburger Kolloquiums, 21. - 23. Juni 1999. Tübingen 2000.* [= *Mannheimer Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft* Bd. 48.] S. 167-191. [Im Folgenden abgekürzt: Kopp-Marx 2000.] S. 177.

³⁵⁶ Hanns-Josef Ortheil: *Im Licht der Lagune*. München 1999.

³⁵⁷ Hanns-Josef Ortheil: *Die Nacht des Don Juan*. München 2000.

³⁵⁸ Werner Jung: *Parade. Risikoloser Kostümschinken. Hanns-Josef Ortheils Romantrilogie*. In: Freitag . 4. August 2000. <http://www.freitag.de/2000/32/00321601.htm>.

³⁵⁹ Kopp-Marx 2000. S. 177.

³⁶⁰ Ebd. S. 191.

³⁶¹ Ernst L. Freud (Hg.): *Sigmund Freud/Arnold Zweig: Briefwechsel*. Frankfurt am Main 1968. S. 137. [Zitiert nach: Michaela Kopp-Marx 2000. S. 191.]

³⁶² Kopp-Marx 2000. S. 191.

höheren Anspruch als den einer Spekulation an sich stellen. Dies unterscheidet Ortheils Roman von den meisten anderen Werken, mit denen sich diese Arbeit beschäftigt. *Faustinas Küsse* ist der Text, der sich noch am ehesten der Historie verpflichtet fühlt. Andere Autoren weichen oft deutlicher davon ab, indem sie Goethe in offensichtlich völlig fiktionale Zusammenhänge stellen.³⁶³

Nach eigenem Bekunden inspirierte Ortheil ein Gemälde von Giovanni Battista zu dem vorliegenden Roman. Das achtzehnte Blatt aus seinem Zyklus *Vedute di Roma* zeigt die Ankunftsstation für Reisende, die im 18. Jahrhundert über die Alpen in Rom ankamen: die *Piazza del Popolo*. Man erkennt auf dem Bild eine Gestalt, die auf diesem Platz sitzt. Diese Figur wurde für Ortheil zu Giovanni Beri, neben Goethe der zweiten Hauptfigur in *Faustinas Küsse*. „Den großen Goethe im Bewußtsein eines fixen Burschen zu spiegeln ist eine Idee von subtiler Komik“³⁶⁴, kommentierte Hermann Kurzke im Feuilleton der FAZ Ortheils Vorgehen. Für Klaus Seehafer ist Ortheil ein „zu erfahrener Künstler, als daß er von Goethe direkt und ungebrochen erzählen würde, wie es schon in hundert Schmonzetten geschehen ist.“³⁶⁵ Zusätzlich bietet diese Methode den Vorteil, dass durch Beris Augen „das tradierte [Goethe-Bild] völlig verfremdet“ wird, und der Leser „das Altgewohnte wieder frischer“³⁶⁶ sieht. Zu guter Letzt entbindet sie Ortheil von dem schwierigen Unterfangen, eine Innenperspektive Goethes skizzieren zu müssen – möglicherweise in einem inneren Monolog, wie es sein großer Vorgänger Thomas Mann in *Lotte in Weimar* vorgemacht hat.

Der 22-Jährige Römer Beri lebt mehr recht als schlecht von Gelegenheitsarbeiten. Beide Eltern sind verstorben, sein jüngerer Bruder Roberto, für den zu sorgen ihm die Mutter vor ihrem Tod aufgetragen hat, ist davongelaufen. Seit sein Bruder verschwunden ist, fühlt sich Beri „einsamer denn je“ und treibt sich ohne Freunde „meist allein und ziellos herum, unruhig, unzufrieden, [...] nahe dran [...], das Gleichgewicht zu verlieren.“³⁶⁷ Eine Zeit lang hatte er sich als Botengänger und Laufbursche für die Familie Borghese verdingen dürfen, bis ihm diese Anstellung jedoch wegen seiner Vorliebe für guten Wein verloren ging. Wie bei Adam und Eva mit einem Apfel, so hatte auch ihn „der Teufel [...] in der Gestalt der rubinroten Tropfen versucht“³⁶⁸. Ebenso wie die beiden biblischen Ahnen konnte auch Beri der Verlockung nicht widerstehen und wurde aus seinem Paradies, dem Haushalt Borghese,

³⁶³ Vgl. z.B. Peter Jakobs „Der Traum vom Fliegen ist verwirklicht, Herr Goethe“ (Kap. 7) und Egon Friedell und Alfred Polgar in ihrer *Goethe-Groteske in zwei Bildern* (Kap. 6).

³⁶⁴ Hermann Kurzke. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. 28.2.1998. [http://www.buecher.de/verteiler.asp?wea=1100737&site=http://www.buecher-spezial.de/faz/000000422/faustinas_kuesse_000000422280.html]. 8. Juli 06]

³⁶⁵ Klaus Seehafer: *Als Faustina küßte und Giovanni spionierte*. In *Oldenburgische Volkszeitung*. 20. Februar 1998.

³⁶⁶ Ebd.

³⁶⁷ Ortheil 2000. S. 17.

³⁶⁸ Ebd. S 21.

vertrieben. Beri, „bestimmt zu Höherem und gefallen ins Niedrigste“³⁶⁹, dem der Umgang mit den hohen Herrschaften gut gefallen und dem eine Zukunft als Hausdiener vorgeschwebt hatte, musste das Haus verlassen und damit den Ort, wo er gut bekleidet, bekocht und reichlich bezahlt worden war. Nachdem er damit seine erste Chance auf ein besseres Leben durch eigene Schuld vertan hat, hofft Beri nun auf eine neue Gelegenheit, seinem elendigen Dasein zu entkommen. Diese soll sich ihm schneller bieten, als er überhaupt ahnen kann, denn schon bald wird er die Bekanntschaft eines Mannes machen, der sein Leben gehörig auf den Kopf stellen wird ...

Ortheils Methode, sich Goethe mit Hilfe eines fiktiven Helden zu nähern, kennt man bereits aus Werken Sir Walter Scotts: „Die Figur, aus deren Blickwinkel das Geschehen erzählt wird, steht in der Regel dem durchschnittlichen Leser nahe und blickt wie er zu den Großen der Epoche herauf. Anders als der Leser kommt er jedoch durch günstige Umstände mit den historischen Persönlichkeiten direkt in Kontakt.“³⁷⁰ All dies trifft auf den jungen Beri zu, der als Mensch aus der breiten Masse der Bevölkerung und damit stellvertretend für den durchschnittlichen Leser gelten kann. Dadurch bietet sich ein Blick auf die historische Persönlichkeit Goethes, die in etwa der Perspektive des Lesers entspricht, ihm zumindest nicht fremd vorkommt und eine ansatzweise Identifikation ermöglicht. (In Thomas Manns Roman *Lotte in Weimar* ist es übrigens Hoteldiener Mager, dem eine ähnliche Rolle zukommt.) Jedoch „geht [Ortheil] indessen über diese traditionelle Scottsche Figuration“³⁷¹ und auch über Manns Kunstgriff hinaus, indem er nicht nur Goethe als Figur ernst nimmt, sondern auch dem jungen Römer ein großes Interesse entgegenbringt und ihn mit einer eigenen Geschichte ausstattet. Somit hat dieser Roman nicht nur eine, sondern gar zwei Hauptfiguren, deren Schicksale gleichberechtigt nebeneinander stehen und von einem allwissenden Erzähler strukturiert vorgeführt werden. Auch wenn mein Thema natürlich *Goethe als Figur* lautet, kann ich nicht völlig auf eine Beschäftigung mit Giovanni verzichten, denn beider Leben sind, wie wir noch sehen werden, eng miteinander verknüpft und nicht singulär zu betrachten. Im Gegenteil: Beide werden im Verlauf des Romans, „deren Konstruktion an das Strukturmuster des Bildungsromans angelehnt ist“³⁷² eine Entwicklung durchmachen, die frappierend an die Goetheschen Lehrjahre erinnert.

Faustinas Küsse beginnt mit der Schilderung von Goethes Ankunft in Rom: „Am frühen Abend des 29. Oktober 1786 sah der junge Giovanni Beri, der eben auf einem herbeigerollten

³⁶⁹ Ebd. S. 23.

³⁷⁰ Kopp-Marx 2000. S. 168.

³⁷¹ Ebd. S. 168f.

³⁷² Ebd. S. 170.

*Stein Platz genommen hatte, um in Ruhe einen Teller Makkaroni zu verspeisen, einen Fremden dem aus nördlicher Richtung auf der Piazza del Popolo eingetroffenen Reisewagen steigen.*³⁷³ Natürlich handelt es sich bei diesem Fremden um niemand Geringeren als den großen Dichter Goethe, was Beri zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht ahnen kann. Der Auftritt des Ankommenden gleicht dem eines Schauspielers im Theater, als er nach dem Aussteigen aus der Kutsche Hut und Überwurf wie befreit von sich wirft.³⁷⁴ Von Beginn an ist Goethe bestrebt, seine Weimarer Identität abzustreifen und sich wie ein Einheimischer zu gebärden. Er gebraucht unbekümmert die Landessprache, die er zwar nicht fehlerlos, aber doch fließend beherrscht. Gar nicht fremd, vielmehr wie ein heimgekehrter Sohn³⁷⁵ wirkt er nun auf Giovanni, als er seine neue Umgebung so vertraut und freundlich wie „*Szenen seiner Heimat*“ begrüßt und den Wachbeamten erklärt, „*mit seiner Seele habe er die Stadt bereits Hunderte Male in Besitz genommen, während er nun bemüht sei, auch seinem Körper die Gegenwart dieses Paradieses zu gönnen.*“³⁷⁶ Beri wird von den Wachleuten damit beauftragt, das Gepäck des hohen Herren zur Packstation zu bringen. Auf dem Weg dorthin sucht Goethe gleich das Gespräch mit dem jungen Römer, der ihm als Einheimischer von einigem Nutzen sein kann und den er auch gleich mit der Überbringung einer Nachricht an den Maler Tischbein beauftragt. Froh über diesen Botengang begreift Beri die neue Bekanntschaft mit dem Mann, der sich als Maler Filippo Miller vorstellt, als zweite Chance für sich, seinem Leben einen neuen Anstrich zu geben. Er ahnt gleich, dass den Ankömmling ein Geheimnis umgibt. Noch weiß er aber natürlich nicht, was es damit auf sich hat und spekuliert in völlig falsche Richtung: „*Er ist ein Advokat, ein Dottore, er ist ein Gott-weiß-nur-Was, aber er ist kein Maler und auch sonst kein Künstler.*“³⁷⁷ (Goethe ist äußerlich also nicht als Künstler zu erkennen: Schon jetzt deutet sich an, dass der bedeutende Literat momentan nicht gerade vor Kreativität sprüht und – wie später auch bestätigt wird – in einer Schaffenskrise steckt.) Beri ist fest entschlossen, das Geheimnis aufzuklären und herauszufinden, was hinter dem merkwürdigen Menschen Miller steckt. „*Beri lächelte, dieser Tag war sein Glückstag, er spürte es jetzt. [...] Nun [durch den Botengang] hatte er mehr Geld in der Tasche als in den letzten vier Wochen zusammen. Noch viel mehr als dieses Geld wog jedoch das Geheimnis des Fremden. 'Und dieses Geheimnis wird man mir teuer bezahlen!' dachte Beri und reckte sich.*“³⁷⁸

³⁷³ Ortheil 2000. S. 7.

³⁷⁴ Vgl. ebd. S. 7f.

³⁷⁵ Vgl. ebd. S. 11.

³⁷⁶ Ebd. S. 11.

³⁷⁷ Ebd. S. 18.

³⁷⁸ Ebd. S. 18f.

Von nun an ist strategisches Vorgehen das Wichtigste für Beri, der wild entschlossen ist, seine zweite Chance nicht ungenutzt vergehen zu lassen: „Jetzt aber, das ahnte er, bot ihm der Himmel zum zweiten und vielleicht letzten Mal das Glück an. Signore Miller und Signore Tischbein, diese Geschichte wollte nun auf leichte und elegante Weise in Geld umgesetzt werden.“³⁷⁹ Und er hat Großes vor, der junge Italiener. Nichts Geringeres als eine Karriere als Spion für Seine Heiligkeit, den Papst, schwebt ihm vor. Schon in der Vergangenheit hatte er des Öfteren versucht, im päpstlichen Geheimdienst Fuß zu fassen. Bisher vergeblich, obwohl Giovanni von seiner Eignung als Agent mehr als überzeugt ist. „Und doch hatte man ihn bisher übersehen“³⁸⁰ – ein Versäumnis, das er nun korrigieren möchte. Er sucht daher eine Schenke auf, die als Anlaufstelle für Anwärter im Nachrichtendienst gilt, und knüpft erste Kontakte, indem er dem päpstlichen Gesandten mit Informationen über den rätselhaften Neuankömmling den Mund wässrig zu machen versucht. Um ihn von seiner Eignung für den Dienst als Agent und seinem Nutzen für den bestinformierten Mann des Erdkreises³⁸¹ zu überzeugen, weist Giovanni auf die Merkwürdigkeiten des Mannes hin, der seiner Meinung nach unter falschem Namen reist und weniger eine Unterkunft als vielmehr ein Versteck sucht.³⁸² Er bietet seinen Dienst als Spion an und bekommt in der Tat den erhofften Auftrag erteilt, den Fremden eine Woche lang zu beschatten. In der Tat ist die Vorstellung, Goethe sei vom päpstlichen Geheimdienst beobachtet worden, nicht aus der Luft gegriffen: Während der Amtszeit von Papst Pius VI. (und wahrscheinlich nicht nur unter ihm) existierte ein ausgeklügeltes Agentennetz in Rom, das besonders Neuankömmlinge aus dem Norden argwöhnisch beobachtete, um mögliche feindliche Aktivitäten Kaiser Josephs II. so früh wie möglich zu erkennen. Es ist also gar nicht ausgeschlossen, dass auch Goethe das Misstrauen des Vatikans erweckt haben könnte. (Übrigens drängen sich hier– vielleicht nicht ganz unbeabsichtigt – Parallelen mit den Verfahrensweisen in der ehemaligen DDR auf: Die Aktionen von „IM Giovanni Beri“³⁸³ gleichen frappierend dem Vorgehen der Agenten von „Horch und Greif“: „Kein Schuft, der augenblicklich ‘Stasi’ denkt. Ortheils Anspielungslust rechnet mit dieser Assoziation.“³⁸⁴ Man merkt also: Es schreibt ein Gegenwartsautor!)

In der Schenke zeigt sich zu Beris Erschrecken der Padre, mit dem er verhandelt, als ausgesprochen wohlinformiert über den jungen Römer: Er, dessen Gestalt Giovanni nicht sehen kann, weil er sich hinter einer Spanischen Wand versteckt, weiß genau Bescheid über

³⁷⁹ Ebd. S. 23.

³⁸⁰ Ebd. S. 25.

³⁸¹ Vgl. ebd. S. 25.

³⁸² Vgl. ebd. S. 29.

³⁸³ Dorothee Hammerstein: *Wie IM Giovanni Beri den Olympier beschattet*. In: *Basler Zeitung*. 31. Juli 1998.

³⁸⁴ Jan Koneffke 20. Mai 1998.

die Vorliebe seines Gegenübers für guten Wein, die ihn die letzte Stellung gekostet hat, und über das Verschwinden seines jüngeren Bruders. Daher ist Beri froh, als er das Zimmer verlassen und sich an die Arbeit machen kann. Am nächsten Morgen schon muss der Römer mitansehen, wie Goethe aus seiner provisorischen Unterkunft ins gleiche Haus wie auch sein Freund Tischbein zieht. Nachdem er seine Sachen verstaut hat, beginnt er sogleich mit der Erkundung der Ewigen Stadt. Sein Rundgang wirkt auf Beri orientierungslos und unüberlegt, Goethes Verhalten gehetzt und ruhelos, als *„suchte der Fremde in seiner Umgebung etwas ganz Bestimmtes und als könnte er, Beri, ihm dieses Gesuchte ganz leicht besorgen oder vermitteln.“*³⁸⁵ Hier klingt bereits an, in welche Richtung sich das Geschehen entwickeln wird: Zunächst getragen von dem Wunsch, das Ausspionieren von Goethe als Ausgangspunkt für eine Karriere im Geheimdienst des Vatikans zu begreifen, drängt sich Giovanni jetzt auch das Anliegen auf, dem rätselhaften Mann zu helfen, auch wenn das nicht einfach zu werden verspricht: *„Wenn er doch nur gewußt hätte, was es [das Gesuchte] war! Dann wieder meinte Beri, der Fremde sei sich selbst nicht im Klaren darüber, was er suchte, so konfus und aufgeregt gab er sich.“*³⁸⁶ Auf Schritt und Tritt folgt Beri Goethe und begleitet ihn und Tischbein unbemerkt sogar in die Hauskapelle des Papstes, wo man einem Gottesdienst beiwohnt. Dort erzürnt ihn das Verhalten seines Beschattungsobjekts über alle Maßen: *„Der Fremde jedoch – Beri hatte es voller Widerwillen bemerkt – hatte sich erlaubt, [...] allerhand Faxen zu machen. [...] Gelächter und Possenreißen – in Gegenwart des Heiligen Vaters.“* *Doch nicht genug! [...] Der Fremde hatte damit begonnen, den Heiligen Vater zu imitieren, brummend, den Kopf wie ein altersblöder Greis hin und her wendend, war durch die Gänge des Palastes geschlurft, und Tischbein hatte so getan, als trüge er dem Heiligen Vater die Schleppe.“* Dieses respektlose Verhalten beleidigt den tiefgläubigen Italiener, der selbst jedoch – wie sich noch zeigen wird – zur Scheinheiligkeit neigt. Wütend fordert er, *„die Ketzer aus dem Norden“*³⁸⁷ auf den rechten Weg zu bringen: *„Was wollen solche Existenzen in der Ewigen Stadt, man müßte ihnen hier den Teufel austreiben, man müßte sie bekehren, wie man es in den fernen Ländern mit den Primitiven und Unwissenden gemacht hat!“*³⁸⁸ Dementsprechend fällt auch Giovannis erster Bericht vor seinem Auftraggeber – dem Padre – aus: Aus der Not geboren, denn wirklich Beunruhigendes hat er nicht mitzuteilen, übertreibt er die Schilderungen von Goethes Papstbesuch und schmückt sie aus: *„[...] Er drohte mit der Rechten, er beschimpfte den Heiligen Vater, er scheint ... er scheint ihn beinahe zu*

³⁸⁵ Ortheil 2000. S. 33.

³⁸⁶ Ebd. S. 33f.

³⁸⁷ Ebd. S. 40.

³⁸⁸ Ebd. S. 41.

verabscheuen.´ [...] *‘Der Fremde ist ein Ketzer, Padre’, sagte er scharf, als rührte der Satz seinen Haß auf, ‘das ist gewiß. Aber er ist nicht nur ein harmloser Ungläubiger, einer von den vielen, die aus dem Norden in unser geliebtes Rom kommen, um hier ihre unzüchtigen Reden zu halten, nein, er ist viel mehr ...’* [...] *‘Padre, er ist ein Aufwiegler!’*“³⁸⁹ Aus Angst um sein neues Arbeitsverhältnis als Spion des Papstes, das mit sofortiger Wirkung beendet worden wäre, hätte er die Wahrheit über Goethes zweifellos merkwürdiges, jedoch völlig harmloses Verhalten berichtet, stellt Beri den Dichter als gefährlichen Anstifter kommender Unruhen, als Kopf einer Verschwörung gegen den Papst und alles, was den Römern heilig ist, dar. (Historisch gesehen lehnt sich Ortheil hier an Goethes tatsächlich stattgefundene Verhaftung auf seiner Reise nach Rom an, wo man ihn in der Nähe des Gardasees kurzzeitig für einen Gesandten der österreichischen Nachbarn gehalten hatte.) Goethes in der Tat anziehende Wirkung auf andere, nicht zuletzt bedingt durch die trotz seines Pseudonyms in gewissen Kreisen unvermeidliche Bekanntheit, wird ihm unterstellt als bewusste Strategie, um Komplizen zu gewinnen: „*‘Oh, er hat bei vielen Gelegenheiten das führende Wort! Auf so einen wie ihn scheinen manche gewartet zu haben, sie laufen ihm geradezu nach, manchmal ist es gar so, als kennten sie ihn von früher oder als ginge ihm ein besonderer Ruf voraus. Wo er auch immer auftaucht, drängen sich die Maler und Künstler in seine Nähe [...].’*“³⁹⁰ Goethe als Veranstalter konspirativer Treffen, als Urheber einer Revolution gegen den Papst, welch´ köstliche Vorstellung! Den Höhepunkt erreicht der Bericht in Giovannis Vermutung, Goethe sei als Gründer einer heidnischen Sekte, einer neuen Religion, aufzufassen, die geradezu belustigend wirkt, weiß man um das wahre Verhältnis des Dichters zum organisierten Glauben.³⁹¹ Hier wird Goethe und seinen *Anhängern* ihre große Bewunderung der antiken Kunst zum Verhängnis, denn auf Beri wirkt die Verehrung speziell der Apoll-Statue im Belvedere-Hof des päpstlichen Museums wie religiöse Emphase: „[...] *Ihr Gott ist eine alte Statue ...’* [...] *‘Sie versammeln sich vor dem schönen Apoll, sie stoßen Schreie des Entzückens aus, sie knien vor ihm nieder, verneigen und verbeugen sich, sie laufen wie Sinnverwirrte um ihn herum, und sie hören nicht auf, ihn zu loben, als sei er wie unser Heiland vom Himmel gekommen, und führe wie unser Heiland bald wieder auf in den Himmel!’*“³⁹² Für den jungen Römer ohne besondere Bildung, fast ausschließlich geprägt durch religiöse Erziehung, liegt es außerhalb seiner Vorstellungskraft, dass man sich für etwas anderes als den religiösen Glauben so begeistern kann. Beri, dem bei aller Spionagetätigkeit

³⁸⁹ Ebd. S. 46f.

³⁹⁰ Ebd. S. 47.

³⁹¹ Vgl. ebd. S. 48.

³⁹² Ebd. S. 48.

noch nicht aufgefallen ist, um wen es sich bei dem Objekt seiner Beschattungen eigentlich handelt, zieht vollkommen falsche Schlüsse! Ins Bild des Unruhestifters, der eine große Gefahr für Rom bedeuten könnte, passt nach Beris Eindrücken auch die Tatsache, dass Goethe einen regen Briefwechsel mit dem Ausland unterhält. Natürlich kann er nicht ahnen, dass auch dieser harmloser und meist privater Natur ist. Bei der Schilderung all dieser Merkwürdigkeiten um den unbekanntem Ausländer muss auch beim päpstlichen Geheimdienst unzweifelhaft der Eindruck drohender Gefahr entstehen. Daher wird Beris Auftrag ausgeweitet, nicht ohne den Hinweis, ein besonderes Auge auf etwaige Frauenbekanntschaften des Fremden zu haben, von denen man sich unter Umständen weitere Aufschlüsse verspricht.

Von seinen Karrierehoffnungen getrieben, fährt Beri mit den Untersuchungen fort. Was er dabei entdeckt, hilft ihm jedoch keineswegs weiter, sondern wirft neue Fragen auf. Goethes rast- und ruhelose Streifzüge durch die Stadt, seine fast zwanghafte Vermeidung menschlicher Kontakte, seine ausgeprägte Introvertiertheit und das ständige Grübeln stellen den jungen Römer vor weitere Rätsel. Es scheint ihm, „*als lebte der Fremde nur in seinem Kopf.*“³⁹³ Goethe fühlt sich nicht wohl, das wird Giovanni klar. Kopfgesteuert und fühllos scheint er sich durch den Tag zu kämpfen, ohne Freu(n)de, ohne Genüsse, ein enthaltsames, asketisches Leben führend, „*freudlos wie ein Mönch*“³⁹⁴. „*Lebensart, das war es! Dem Fremden fehlte es an Lebensart.*“³⁹⁵ Hier lässt Ortheil ein anderes Goethe-Bild entstehen, als das, was man gewöhnlich mit dem Dichter verbindet, und das wir bereits bei Peter Jakob vorgefunden haben. Im Unterschied zu anderen Situationen seines Lebens, in denen Goethe als ausgesprochener Genussmensch galt, der sich weder gegenüber Wein und gutem Essen noch gegenüber den Frauen abgeneigt zeigte, versagt sich Goethe in dieser unruhigen Phase seines Lebens alle Sinnlichkeiten. Er hat anderes im Kopf als weltliche Genüsse; er befindet sich in einer Umbruchsituation, die seine Gedanken voll und ganz in Anspruch nimmt. Nach seiner Flucht aus Weimar und seiner Ankunft in Rom hat er es sich zweifellos zum Ziel gesetzt, einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen. Noch hat er aber keine richtigen Vorstellungen davon, wie sich sein weiteres Dasein gestalten wird, und befindet sich dementsprechend auf der Suche nach zukunfts- und richtungsweisenden Perspektiven.

Obwohl Giovanni fleißig weiter Erkundigungen über den geheimnisvollen Fremden einzieht, kommt er nicht wirklich voran. Zu unterschiedlich sind die Auskünfte, die er bei seinen Befragungen erhält, und von denen er nicht ahnen kann, dass sie alle zutreffen. Was ist

³⁹³ Ebd. S. 56.

³⁹⁴ Ebd. S. 58.

³⁹⁵ Ebd. S. 57.

er denn nun, der merkwürdige Mann, der sich allen Nachforschungen zu entziehen scheint? Ist er wirklich „*ein hoher Minister*“ oder, wie ein anderer behauptet, „*etwas Geheimes, ein Geheimnisrat oder dergleichen, also vielleicht ein Agent, ein Spion*“³⁹⁶? Oder trifft das zu, was ein Dritter zu wissen glaubt: Ist der Ausländer vielleicht ein „*ein großer Poet, einer der bedeutendsten aus den nordischen Ländern, eine ruhmreiche Größe, dessen Werke in den nordischen Ländern überall bekannt*“³⁹⁷ sind? Goethes für einen einzigen Menschen ungewöhnlich große Vielseitigkeit übersteigt den Horizont des jungen Beri, der noch nie zuvor mit einem so komplexen und tiefgründigen Ausnahmemenschen konfrontiert worden ist.

Die wahre Identität des geheimnisumwobenen Fremden entdeckt sich Giovanni kurioserweise erst, nachdem er einem *Nebenbuhler*, der Goethe ebenfalls seit geraumer Zeit folgt, zur Rede stellt. Dass er nicht ganz einwandfreie Mittel hinzuziehen muss, „*um den windigen Hüpfen so bald wie möglich zu stellen*“³⁹⁸, stört den tiefgläubigen Römer nicht großartig, denn er legitimiert und rechtfertigt sein Vorgehen in aller Scheinheiligkeit mit der Zufriedenheit des Papstes.³⁹⁹ Dass Giovanni nicht der Einzige ist, der sich für Goethe interessiert, wird ihm klar, als er immer öfter neben seinem eigenen, auch den Schatten eines fremden Spions in Goethes Nähe bemerkt. Bewaffnet mit einem Dolch gelingt es ihm, den unerwünschten Rivalen Auskünfte zu entlocken, die endlich Licht ins Dunkle bringen: Der Mann, der sich als Kurier des Sekretärs des vom österreichischen Kaiser nach Rom Gesandten vorstellt, klärt Beri über die wahre Identität Goethes auf und bestätigt die Gerüchte, die Giovanni bislang zu Ohren gekommen sind: Dass sich in Gestalt der observierten Person nämlich sowohl ein Minister und ein Geheimer Rat des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar als auch „*einer der bedeutendsten Dichter [...], die die Welt gegenwärtig beherbergt*“⁴⁰⁰ versammeln. Der österreichische Agent soll für seine Auftraggeber herausfinden, ob Goethe auf Befehl des Herzogs in Rom weilt und Verbündete für ein eventuelles Vorgehen gegen den Kaiser um sich schar. Natürlich hat er bislang nichts dergleichen in Erfahrung bringen können, nur über seine baldige Aufnahme in die dortige *Arkadische Versammlung*, eine „*Versammlung der größten Poeten der Stadt*“⁴⁰¹ ist er informiert.

³⁹⁶ Ebd. S. 58.

³⁹⁷ Ebd. S. 59.

³⁹⁸ Ebd. S. 77.

³⁹⁹ Vgl. Ebd. S. 87.

⁴⁰⁰ Ebd. S. 83.

⁴⁰¹ Ebd. S. 85.

Nun endlich über die Identität des zuvor Fremden aufgeklärt, treibt Beri natürlich die Frage nach dem Anlass seines Hierseins um, denn offenkundig stecken hinter Goethes Rom-Aufenthalt mehr als nur die Motive der herkömmlichen Bildungsreise eines Künstlers. Noch dazu, wo sich das Benehmen des Schriftstellers in keinsten Weise mit Giovannis Vorstellungen vom Leben eines Bohemien deckt, lässt dieses doch jegliche Art von Sinnlichkeit und Leidenschaft vermissen.⁴⁰²

Von nun an gehen Beris Vermutungen über Goethe in eine völlig andere Richtung als zuvor: Nichts ist mehr zu spüren von der ehemaligen Abneigung gegen den Fremden, vielmehr ist der Italiener von dem Gedanken beseelt, dem Mann, der „*etwas Ausgebranntes*“ an sich hat, zu helfen. Auf Grund neuer Nachforschungen entsteht in Beris Kopf ein Bild, das den Dichter als abgehalfterten Künstler erscheinen lässt, der zwar als junger Mann einiges Herausragende erschaffen, seit geraumer Zeit jedoch nicht mehr von sich Reden gemacht habe. Er sei nur noch als Staatsdiener tätig und habe „*für viel Geld sein Genie eingetauscht*“⁴⁰³. Beri begibt sich auf die Spuren von Goethes literarischem Schaffen und entdeckt für ihn Erstaunliches. Dass der enthaltsam und scheinbar ohne Emotionen lebende Mann einmal ein Werk wie den *Werther* hervorgebracht habe, kann er sich beim besten Willen nicht vorstellen. „*Liebe, Mord, Tränen, nein, das hatte er ihm nicht zugetraut, so entschlossen, männlich und amtlich gebärdete er sich hier. Vielleicht hatte er das in seiner Jugend geschrieben, vor langer Zeit, vielleicht hatte er da ein ganz anderes Leben geführt, ein sehnsüchtiges, verschwenderisches, obwohl ihm das nicht zuzutrauen war.*“⁴⁰⁴ Mit dieser Vermutung liegt Beri gar nicht so falsch, sind doch seit dem Entstehen des *Werther* mehr als zehn Jahre vergangen, in denen sich das Leben des Dichters von Grund auf gewandelt hat. Für den „*Pathetiker*“, den „*Dichter der Leidenschaften und des grenzenlosen, nicht zu bändigendem Gefühls*“⁴⁰⁵ war in der Tat am weimarischen Hof nur wenig Platz gewesen, obwohl Carl August Goethe ursprünglich aus genau diesen Gründen zu sich gebeten hatte. Irgendwie hatten dann aber doch der politische Alltag und zahlreiche Verpflichtungen im Leben des Schriftstellers überhand genommen, so dass die ursprünglichen Seiten des Künstlers Goethe überlagert wurden. War dies einer der Gründe für Goethes Flucht aus Weimar und die anschließende Neuorientierung? Bei Ortheil hat es jedenfalls den Anschein, was seinen jungen Helden Beri schließlich zu dem Wunsch veranlasst, etwas von dem *früheren Goethe* wiederzuerwecken. Die Erkenntnis, dass Goethe zu wahrer Leidenschaft

⁴⁰² Vgl. ebd. S. 89.

⁴⁰³ Ebd. S. 90.

⁴⁰⁴ Ebd. S. 92.

⁴⁰⁵ Ebd. S. 92f.

fähig sein muss, erstaunt ihn zwar, rückblickend jedoch wird ihm deutlich, dass es genau „jene Kräfte und jene Magien, die die Menschen um den Verstand bringen konnten“ waren, die ihn am Tag seiner Ankunft in Rom zu Goethe hingezogen hatten, „eine winzige Spur dieses Zaubers, damals, auf der Piazza del Popolo, bei der Ankunft des Fremden! Doch, ja, er hatte etwas gespürt, eine Kraft, und es hatte ihn hingezogen zu dieser Gestalt!“⁴⁰⁶ So motiviert beschließt Giovanni Beri, „Goethes römischer Geist“⁴⁰⁷ zu werden und dadurch auch „etwas vom Glanz des Ereignisses abzubekommen.“⁴⁰⁸

Hier haben wir ein zentrales Thema des Romans, nämlich den Zusammenhang zwischen Leben und Dichtung! Ohne das eine ist das andere gar nicht möglich, lässt uns Ortheil durch seinen Beri wissen, oder, wie es Franz Norbert Mennemeier formuliert: „Leidenschaft als unendlicher, seelischer Trieb und, damit aufs engste verbunden, beinahe eines damit, die Poesie.“⁴⁰⁹

Wie auch schon bei Peter Jakob finden wir auch hier das Motiv des Helfens: Sowohl Jakob als auch Beri möchten dem großen Dichter in einer schwierigen Situation beistehen und hilfreich unter die Arme greifen. Beide handeln jedoch aus nicht ganz uneigennütigen Motiven und haben auch ihren eigenen Vorteil im Auge!

Als es wieder einmal Zeit für Giovanni wird, seinem Auftraggeber Bericht zu erstatten, muss er sich etwas einfallen lassen, um seine Stellung nicht zu verlieren. Noch weiß er zwar nicht sicher, dass von Goethe keine Gefahren für das römische Volk und die katholische Kirche ausgehen, er scheint es aber unbewusst zu ahnen. Da von einem Künstler in der Schaffenskrise natürlich keinerlei Bedrohung zu erwarten ist, soviel ist auch dem Hobby-Detektiv klar, darf er es diesmal nicht bei bloßer Übertreibung belassen, sondern muss sogar zu kräftigen Lügen greifen! Aus vagen Vermutungen bezüglich Goethes wahren Absichten macht Beri Tatsachen: So wird in seiner Schilderung unter Anspielung auf den *Werther* und seine Folgen aus dem harmlosen Dichter Goethe ein Urheber gefährlicher Werke, nach deren „Lektüre [...] Menschen freiwillig den Tod gesucht“⁴¹⁰ haben. Den Verdacht seines österreichischen Konkurrenten gibt er als erwiesen aus und behauptet, Goethe arbeite im Auftrag seines Herzogs „im Untergrund“ und habe „die Aufgabe, hier in Rom gegen den Kaiser zu intrigieren“⁴¹¹. Die Skizzen von Rom, die der Dichter allein zu künstlerischen Zwecken anfertigt, werden kurzerhand zu verschlüsselten Botschaften erklärt, in denen

⁴⁰⁶ Ebd. S. 93.

⁴⁰⁷ Ebd. S. 94.

⁴⁰⁸ Ebd. S. 93.

⁴⁰⁹ Franz Norbert Mennemeier: *Prächtig entstaubter Goethe*. In: *Neues Rheinland*. O.D.

⁴¹⁰ Ortheil 2000. S. 95.

⁴¹¹ Ebd. S. 96.

unauffällig „wichtige Hinweise unterzubringen waren“⁴¹²; aus den zahllosen Briefen, die Goethe verfasst, macht Beri Meldungen an den heimischen Geheimdienst, in denen die neuesten Informationen aus dem ganzen „Netz von Zuträgern“⁴¹³ weitergegeben werden. Dank dieser Analysen wird aus dem unschuldigen Menschen Goethe, der allein aus rein privaten Gründen in Rom weilt, ein feindlicher Spion, von dem große Gefahren ausgehen – und dies gerade in einem Augenblick, in dem Goethe nichts ferner gelegen haben dürfte als die Ausübung politischer Aktivitäten! Natürlich bekommt unser junger Spion nach dieser packenden Berichterstattung erneut eine Verlängerung seines Auftrags, dem er mit einem Schwur auf den Heiligen Vater nachzukommen verspricht.

Im Rahmen seiner weiteren Beschattungsaktivitäten wird Giovanni vom Augen- zum Ohrenzeugen: Er belauscht Goethe, wie er im Beisein des Berliner Professors Moritz an einer neuen Dichtung arbeitet. Die beiden lesen das Werk mit verteilten Rollen, um noch letzte Feinheiten herauszuarbeiten. Sind es die Verse der *Iphigenie*, an denen dort im Studierzimmer gewerkelt wird? Eigentlich müsste es Beri freuen, dass der Schriftsteller augenscheinlich zu seiner wahren Berufung zurückgefunden hat und wieder mit dem Dichten beginnt. Stattdessen packt den jungen Römer jedoch Entsetzen bei der Vorstellung, dass Goethe ausgerechnet auf die Hilfe des Professors zurückgreift, denn gerade dieser ist Giovanni ausgesprochen unsympathisch. Um Goethe zu überhöhen, stellt Ortheil alle Personen in seinem Umfeld äußerst negativ dar und karikiert sie aufs Trefflichste. Moritz ist für Beri der Inbegriff des vertrockneten Akademikers, „eine kleine, lächerliche, schwatzhafte Erscheinung“⁴¹⁴, „ein zappeliger Gelehrter, [...] der alles gleich kommentierte, indem er sein angelesenes Wissen kübelweise in die Welt goß!“⁴¹⁵ Und gerade der sollte Goethe nun, wo sich „die ersten zarten Wendungen des Neuen“ einstellen, mit Rat und Tat zur Seite stehen? Das kann unmöglich gut gehen, findet Beri, für den wahre schriftstellerische Schaffenskraft allein aus Leidenschaft und Gefühl resultieren. Aber möglicherweise kann Goethe gar nicht anders, als auf Regeln aus Büchern zu hören, auf „staubtrockene, längst überholte Regeln“, vielleicht „stehen ihm die Bilder, die Worte, die Phantasien nicht mehr zu Gebot!“⁴¹⁶ Vielleicht ist er auf die Theorie angewiesen. Giovanni hat den Eindruck, als wolle Goethe „die Kunst mit aller Macht zwingen“⁴¹⁷, ein Begehren, das seiner Vorstellung von kreativer Vorgehensweise völlig widerspricht, so dass es mit diesem Werk beinahe zwangsläufig zu einer „Fehlgeburt der

⁴¹² Ebd. S. 98.

⁴¹³ Ebd. S. 97.

⁴¹⁴ Ebd. S. 60.

⁴¹⁵ Ebd. S. 61.

⁴¹⁶ Ebd. S. 103.

⁴¹⁷ Ebd. S. 104.

*Phantasie*⁴¹⁸ kommen muss. Giovanni schreitet zur Tat: Er möchte Goethe dabei helfen, „endlich wieder dichten zu können, ta-ta-ta, etwa so, leicht wie ein Vogelgesang und einprägsam wie die Verse, von denen Rosina so viele beherrschte ...“⁴¹⁹. Apropos Rosina: Rosina ist eine junge, sinnliche Römerin, weitestgehend einfach und ungebildet, aber wohlgebaut, lebensfroh und leidenschaftlich. (Hierin gleicht sie auffällig Goethes langjähriger Lebensgefährtin und späteren Ehefrau Christiane Vulpius, die der Dichter nach seiner Rückkehr in die Heimat kennen lernen wird.) Von dieser Dame bezieht Beri sein literarisches Kunstverständnis, das daher hauptsächlich durch lebensnahe Volks- und Liebespoesie geprägt ist. Genau dieses Wissen möchte Beri gerne auch Goethe vermitteln, am besten gleich durch seine eigene Lehrmeisterin: „Rosina, ja, die hätte ihn so manches gelehrt!“ Was Goethe und seiner Dichtung fehlt, sind nicht die verstaubten Theorien eines Berliner Professors, sondern vielmehr das „Element der Verführung“, das man Goethe „langsam, in kleinen Portionen“ einflößen müsste, um ihn wieder „gesund“⁴²⁰ zu machen.

Beri, dessen Geist in Sachen Literatur bisher – von Rosinas Volksdichtung abgesehen – noch völlig unbedarft ist, kommt durch Goethe das erste Mal mit hoher Poesie in Berührung. Er ist anwesend, als der Schriftsteller in die *Arkadische Versammlung* aufgenommen wird, und lässt sich durch die vorgetragenen Goethe-Gedichte sofort fesseln: „Jetzt aber, jetzt ... – sein Vergnügen an diesen Dingen hatte mit dem Fremden, hatte mit Goethe zu tun, der hatte etwas in ihm geweckt, keine Kunst, kein Talent, aber doch eine Spur von Interesse!“⁴²¹ Nun endlich kommen Goethes menschliche Eigenschaften zum Ausdruck, seine Leidenschaften und Gefühle. Beri erkennt, dass sich hinter der Fassade des anscheinend kopfgesteuerten Mannes, den er seit geraumer Zeit verfolgt, ein *empfindsames* Wesen verbirgt. (Nicht zufällig stammt auch der *Werther*, der für Beri noch eine ganz besondere Rolle spielen wird, aus der Epoche der *Empfindsamkeit* – der Blütezeit im literarischen Schaffen des jungen Goethe.) Das neue Bild von Goethe gefällt Giovanni viel besser. Ganz berührt zeigt er sich auch von der Dankesrede des Dichters, die dieser in flüssigem Italienisch „mit den Worten zu zaubern versteht“⁴²², und muss dabei sogar eine Träne zerdrücken – ein eindrucksvoller Beweis für Goethes beinahe magische Anziehungskraft: „Das war unglaublich! Seit dem Tod seiner Mutter hatte er keine Träne mehr vergossen, und nun brachte ihn dieser hergelaufene Fremde zum Weinen?!“⁴²³ Er erkennt Goethes unglaubliches literarisches Talent, sein

⁴¹⁸ Ebd. S. 103.

⁴¹⁹ Ebd. S. 105.

⁴²⁰ Ebd. S. 105.

⁴²¹ Ebd. S. 108.

⁴²² Ebd. S. 110.

⁴²³ Ebd. S. 111.

beeindruckendes Können im Umgang mit Sprache und wünscht sich nichts sehnlicher, als dass der Dichter sich ausschließlich auf sein künstlerisches Schaffen beschränken möge: „[...] *Minister, Poet, Arkadier? Mir wäre am liebsten, Du machtest mir meine Aufgabe leicht und wärest nichts anderes als der, der Du warst: ein großer Dichter, der die Herzen der Menschen bewegt!*“⁴²⁴ Beinahe erschrocken muss Giovanni feststellen, dass er so etwas wie „*geheime Sympathie*“ für den großen Mann empfindet, und das, obwohl er im Selbstgespräch festhält: „*Rührung und Aufgabe passen nicht zusammen! [...] Und steht es einem Spion seiner Heiligkeit zu, für einen nordischen Ketzer, der Gott weiß was im Schilde führt, Sympathie zu empfinden?*“⁴²⁵

Dermaßen ermahnt und zur Ordnung gerufen, macht sich Beri nun an die Ausführung eines schon lange gehegten Planes: Er bricht in Goethes Wohnung ein und führt dort seine Nachforschungen fort. Ganz wohl ist ihm inzwischen jedoch nicht mehr: Ein schlechtes Gewissen plagt ihn⁴²⁶, da seine Abneigung gegenüber Goethe immer mehr dem Gefühl von Zuneigung und Vertrautheit weicht, und der *nordische Ketzer* zum Objekt seiner Bewunderung wird. Die erhoffte Karriere im päpstlichen Geheimdienst und die damit verbundenen Vorteile veranlassen Giovanni jedoch dazu, seine Spionagetätigkeit fortzusetzen. Hin- und hergerissen zwischen diesen Pflichten und seinem Verantwortungsgefühl gegenüber Papst und Kirche auf der einen und seinem Interesse an Goethe auf der anderen Seite, schützen ihn nur noch Scheinheiligkeit und Verdrängungsmechanismen vor Schuldgefühlen.

In Goethes Wohnung im Eckhaus am Corso macht Beri erstaunliche Entdeckungen: Das ganze Zimmer ist vollgestellt mit Gipsstatuen – Nachbildungen der antiken Vorbilder. Der Einbrecher spekuliert, ob es sich bei ihnen möglicherweise um „*die Idole der fremden Religion, der der Minister aus Weimar und seine Freunde angehörten, gipserne Gestalten eines Geheimkults, zu dem man sich an vielen Abenden versammelte, dunkle Verse murmelnd*“⁴²⁷, handeln könnte. Des weiteren entdeckt er Goethes klägliche Versuche, auf dem Gebiet der bildenden Kunst weiterzukommen. Die beinahe „*kindlichen Blätter*“, „*leiblos und steif*“, „*als bestünde Rom nur aus Geometrie*“⁴²⁸, gefallen ihm mangels fehlender Leidenschaft gar nicht. Nein, Giovanni erkennt sehr schnell auch mit seinem ungeübten Auge, dass dies nicht das wahre Gebiet künstlerischen Schaffens für Goethe darstellt, mag er sich

⁴²⁴ Ebd. S. 108.

⁴²⁵ Ebd. S. 111.

⁴²⁶ Vgl. ebd. S. 112.

⁴²⁷ Ebd. S. 115.

⁴²⁸ Ebd. S. 117.

auch noch so sehr darum bemühen. Seine Berufung gilt dem Schreiben, auch wenn ihm dies im Augenblick große Probleme bereitet.

Auch die weiteren Funde, die Beri macht, erweisen sich als sehr aufschlussreich über den wahren Charakter von Goethes römischem Aufenthalt: Die Briefe, die er auf dem Schreibtisch des Dichters vorfindet, erlauben Rückschlüsse über die Gründe, die zur Italienreise geführt haben. Zunächst findet es Beri erstaunlich, dass die Berichte *„die Politik mit kaum einer Silbe berührten.“* Vielmehr sind sie höchst privater Natur und lassen erkennen, dass nur ein Zustand größter Not den Ausschlag für die Flucht gegeben haben kann: *„‘Ja’, dachte Beri, ‘ich habe mich doch nicht getäuscht. Ich ahnte doch, er war krank, es muß eine schlimme, zehrende Krankheit gewesen sein, etwas nahe am Tod.’“* Aber es lassen sich bereits Anzeichen einer Gesundung erkennen. Goethe scheint sich auf dem Weg der Besserung zu befinden, denn er schreibt, dass sich *„sein Gemüt beginne [...] zu erheitern, daß es offener, teilnehmender und mitteilender werde, ja, daß es insgesamt anfangs, nun zu gesunden.“*⁴²⁹ Der Anblick von Goethes aktueller Arbeit bestätigt Giovannis schon lange gehegte Vermutungen: Er findet beschriebene Blätter, *„die zeigen, wie es wahrhaft um ihn stand.“*⁴³⁰ *„Jede Zeile durchgestrichen, schräg, quer, als sei die Feder kratzend und scharrend darüber hinweggefahren! Auf manchen Seiten war auf diese Weise nichts mehr übrig geblieben, nicht ein unbescholtenes, erhaltenes Wort! Die Verse waren vielmehr in einem Dickicht von Linien und Strichen verschwunden, ja das Dickicht hatte sich wie eine undurchdringliche Hecke vor all die Worte geschoben!“*⁴³¹ Jetzt wird Giovannis schon länger gehegte Vermutung über Goethe bestätigt: Es handelt sich bei ihm um einen Schriftsteller in der Schaffenskrise! Nun steht *„außerdem fest, daß dieser Minister aus Weimar keine Gefahr“*⁴³² bedeutet. Diese Erkenntnis bringt den jungen Römer augenblicklich in eine Zwickmühle: Würde er die Wahrheit an seine Auftraggeber vom päpstlichen Geheimdienst berichten, wäre er mit sofortiger Wirkung seine Stellung los. Daraus folgt natürlich, dass er von nun an bei seinen Auskünften nicht nur Vermutungen anstellen und übertreiben, sondern sogar regelrecht lügen muss. Für einen gläubigen Italiener keine leichte Aufgabe, ausgerechnet den Papst zu betrügen, aber Giovanni versteht es mit der ihm eigenen Wendigkeit, doch noch alles schön zu reden und mit sich ins Reine zu kommen. Schließlich handelt es sich hierbei doch nur um *„Lügen der Not“*, die im Endeffekt sein eigenes kleines Leben verbessern und ihn von den kleinen Gaunereien entbinden würden, mit denen er bis

⁴²⁹ Ebd. S. 118.

⁴³⁰ Ebd. S. 119.

⁴³¹ Ebd. S. 119.

⁴³² Ebd. S. 121.

dahin seinen Lebensunterhalt verdient hatte. Eine feste Anstellung als Spion würde ihm die finanziellen Sorgen nehmen und dadurch „*einen zufriedenen, ehrbaren Menschen*“ aus ihm machen. Außerdem bleibt als Ausweg für den gläubigen Katholiken im Nachhinein noch immer der Weg der Beichte und die Möglichkeit, „*als Pilger einen Tag, nein, zwei Tage Buße zu tun.*“⁴³³ Diese Schönrederei und Scheinheiligkeit lassen Beri einen Plan entwickeln: „*Also würde er, Beri, Herrn von Goethe ein abwechslungsreiches Leben verschaffen, auf dem Papier! Er würde ihn seine geheimen Kontakte knüpfen lassen, er würde ihn darstellen als meisterhaften Intriganten und einen Könnner im Einfädeln von Bündnissen [...]*“⁴³⁴

Nun findet der Leser also eine kuriose Situation vor: Inmitten von Ortheils fiktiver Goethe-Biographie entsteht durch die Hand Beris, einer erfundenen, historisch nicht belegten Figur, eine zweite fiktive Biographie des großen Dichters. Eine Biographie, eingebettet in einer Biographie, wie die russischen Babuschkas, die Holzfiguren, die eine jeweils kleinere Ausgabe ihrer selbst in sich tragen. Hatte es der Leser bis dato mit zwei Ebenen zu tun – der Wirklichkeit und der fiktiven Version in Ortheils Roman –, kommt nun noch eine dritte Ebene ins Spiel: die Variante von Goethes römischem Aufenthalt, die Beri seinen Auftraggebern liefert. Die Frage nach einer objektiven Wahrheit wird daher noch einmal mehr kompliziert: „*Mit diesem metafikionalen Verweis spielt Ortheil auf ein grundsätzliches Dilemma biographischen Schreibens, auf die Relativität historischen Schreibens an.*“⁴³⁵

Zurück zu unserem jungen Römer: Auch wenn Giovanni seine eigenen (finanziellen) Interessen deutlich in den Vordergrund rückt, so vergisst er bei der ganzen Aktion nicht, um welch bedeutenden Ausnahmemenschen es sich bei Goethe handelt. Seine Motivation, neben der Verbesserung seiner eigenen Lebensumstände auch dem Dichter aus der Schaffenskrise zu verhelfen, wächst von Tag zu Tag. Noch dazu, wo er sich mit diesem beinahe identifiziert: „*Irgendwo in der Tiefe des ..., wie hatte dieser Goethe geschrieben, in der Tiefe des 'Gemüts' waren sie beide miteinander verwandt, irgendwo in dieser Tiefe gab es eine Kraft, die sie beide anzog und gleichzeitig verband, irgendwo in dieser Tiefe lauerte ihr gemeinsames, dunkles Geheimnis!*“⁴³⁶ Was er damit meint und dass sich die beiden Männern in der Tat recht ähnlich sind, vor allem, was ihren Geschmack bezüglich des weiblichen Geschlechts angeht, wird sich dem Leser im weiteren Verlauf der Geschichte noch enthüllen ...

Zunächst zieht der Frühling ein in Rom. Beri kommt diese Jahreszeit mehr als gelegen, erhofft er sich von der Kraft der Sonne, den blühenden und duftenden Blumen doch

⁴³³ Ebd. S. 122.

⁴³⁴ Ebd. S. 121.

⁴³⁵ Kopp-Marx 2000. S. 174.

⁴³⁶ Ortheil 2000. S. 120.

Unterstützung bei seinem Plan, aus Goethe wieder einen *Menschen* zu machen und ihm durch die neuerweckten Gefühle und Leidenschaften auch das Dichten wieder zu ermöglichen. Sein hierfür entwickelter „*Stufenplan*“⁴³⁷ sieht als erstes vor, dass Goethe sein Eremitendasein aufgibt und wieder unter Menschen geht. Aber bereits hier scheitert sein Plan, denn Goethe zieht es weiterhin vor, zurückgezogen und allein an seinen Bildern zu arbeiten. Die Malerei kommt immer mehr einem Ausweichverhalten gleich, durch das sich der Künstler vor seiner eigentlichen, momentan problembehafteten Aufgabe, dem Dichten, drücken will. Kurz und gut: Anstatt sich dem Leben zu stellen, zieht Goethe auch weiterhin die Einsamkeit vor – sehr zum Missfallen Beris, für den Dichtung ohne Anteilnahme am alltäglichen Treiben und Leben unvorstellbar ist. „*Ein Dichter, der keinen Sinn hat für das alles, ist kein richtiger Dichter, dachte Beri, mag er schreiben, ausstreichen und immer wieder von vorne beginnen, ihm fehlt der einfache Ton, ihm fehlt diese Straßenmusik. Seine Verse, die sollen klingen, doch er hat gar kein Ohr für das Helle, Weite, das der Frühling uns eingibt!*“⁴³⁸ Stattdessen malt Goethe ununterbrochen die Natur, studiert und klassifiziert sie ausgiebig, besichtigt bedeutende Kunststätten, führt ausschweifende Dispute mit anderen klugen Köpfen – und vergisst darüber das eigentliche Leben und die Menschen. Nein, damit kann sich Giovanni keineswegs anfreunden. Aber das ist überhaupt das Problem mit den *Nordmenschen*, und er ist froh, nicht als einer von ihnen, sondern als waschechter Römer geboren zu sein: „*Die Nordmenschen hatten die Schöpfung verschlafen, einfach verschlafen! [...] Man mußte sie lehren, das Licht zu sehen.*“⁴³⁹

Aber nun steht erst einmal der römische Karneval ins Haus. Diese bewegte Zeit möchte Beri noch abwarten, bevor er seinen Plan weiterverfolgt. Aber anstatt wie die Jahre zuvor am närrischen Treiben mit seinen Freunden ausgelassen teilzunehmen, muss er Erstaunliches feststellen: Goethe hat ihn und sein Leben verändert! Obwohl Giovanni genau Gegenteiliges vorhatte, nämlich Einfluss zu nehmen auf die Lebensgestaltung des Dichters, ist der umgekehrte Fall eingetreten: Selbst aus der Ferne übt Goethe eine Anziehungskraft aus, der sich Beri kaum entziehen kann, und die sein Dasein noch ganz schön auf den Kopf stellen wird. Nur soviel sei verraten: Obwohl der junge Römer ursprünglich vorhatte, den Lehrmeister für den zugereisten Deutschen zu spielen, wird sich später herausstellen, dass er umgekehrt genau so von Goethe und seiner Sicht der Dinge profitieren kann. An dieser Stelle drängt sich der Vergleich mit Peter Jakobs Goethe-Roman auf: Auch dort stößt der Leser auf eine ähnliche Umkehrung der Rollen.

⁴³⁷ Kopp-Marx 2000. S. 169.

⁴³⁸ Ortheil 2000. S. 125.

⁴³⁹ Ebd. S. 128.

In beiden Fällen scheint zunächst Goethe der Hilfebedürftige: Bei Jakob taucht er reinkarniert in unserer Zeit auf, bei Ortheil befindet er sich inmitten einer Lebens- und Sinnkrise, die er zu bewältigen hat. Ebenfalls in beiden Fällen stellt ihm der Autor einen Gefährten zu Verfügung – in der Gegenwart ist es der Werbetexter Peter Jakob, im Rom des 18. Jahrhunderts der junge Tagedieb Giovanni Beri. Beide übernehmen sofort die Verantwortung für den offenbar hilflosen Mann und gewähren ihm ihre Unterstützung; dabei haben sie durchaus auch ihren eigenen finanziellen Vorteil im Hinterkopf – Jakob, indem er Goethe als Werbetexter einspannt, Beri, da er den Dichter als päpstlicher Spion beschattet. Aber darüber hinaus versprechen sie sich keinerlei Profite, denn sie fühlen sich in ihren jeweiligen Rollen sicher und dem Schriftsteller sogar weit überlegen. Dann aber kommt es in beiden Romanen zu einer Umkehrung der Lehrer-Schüler-Rollen: Der ursprünglich benachteiligte Goethe entpuppt sich als der Überlegene, der seinem ehemaligen Meister noch einiges beibringen kann. Der Leser findet hier beide Male Goethe in der Rolle des Lebenshelfers vor, als Vorbild für andere Menschen, wie sie ihr Leben gestalten könnten. Diese Wirkung auf andere ist von Goethe jedoch gänzlich unbeabsichtigt. Er nimmt zwar die guten Ratschläge der anderen an, die er sicher auch benötigt, um bei Jakob in der Moderne, bei Ortheil in seiner eigenen Zeit besser zurechtzukommen; darüber hinaus gestaltet er sein Leben aber wieder ganz nach seiner eigenen Fassung und richtet es seinen Bedürfnissen gemäß ein. Seiner Rolle als Vorbild ist er sich dabei wahrscheinlich gar nicht bewusst, sie dürfte ihm auch herzlich egal gewesen sein. Goethe als der große Weise, diese Rolle passt zu ihm!

Zurück zu unserem jungen Römer: Wie Beri zu seiner Überraschung feststellen muss, missfällt ihm das karnevalistische Treiben auf den Straßen in Gesellschaft seiner Freunde, deren Späße ihm „*abgeschmackt*“ vorkommen. Er gesteht sich „*heimlich, als müsste er sich selbst etwas beichten*“ ein, dass er die Zeit am liebsten „*mit diesem Goethe und einigen Mädchen*“⁴⁴⁰ verbracht hätte. So groß ist also der Einfluss des Dichters auf Giovanni bereits jetzt, obwohl die beiden sich noch kaum kennen gelernt haben. Aber der Grundstein für die Seelenverwandtschaft, die sich noch entwickeln soll, ist gelegt!

Umso härter trifft es Beri, als er nach den Feiertagen, gerade dann, als er seine Tätigkeit wieder aufnehmen möchte, mitansehen muss, wie Goethe mit Sack und Pack und in Begleitung von Tischbein nach Neapel aufbricht. Der Erzähler beschreibt nach der Abfahrt der Kutsche Giovannis Erschütterung: „*Er war allein.*“⁴⁴¹

Mit diesen Worten endet der erste Teil von *Faustinas Küsse* und gleichzeitig die Zeit von Goethes erstem Aufenthalt in Rom. Dass ausgerechnet jetzt Beris Alleinsein konstatiert wird,

⁴⁴⁰ Ebd. S. 130.

⁴⁴¹ Ebd. S. 136.

spricht eine deutliche Sprache: Eigentlich hat sich an den Lebensumständen des Römers nicht viel geändert. Nach wie vor umgibt er sich mit denselben Leuten wie früher. Aber jetzt bedeuten sie ihm nichts mehr. Im Gegenzug ist ihm Goethe immer wichtiger geworden, so dass sein Weggang nun eine ähnlich große Lücke in Beris Dasein reißt wie seinerseits das spurlose Verschwinden seines Bruders. Obwohl Goethe und Beri bislang kaum miteinander gesprochen und persönlich verkehrt haben, hat ihn der große Dichter bereits in seinen Bann geschlagen. Diese fast schon magische Anziehungskraft zeichnete nach Augenzeugenberichten auch den historischen Goethe aus.

Bis zu der Rückkehr des Dichters soll einige Zeit vergehen. Diese lässt der junge Italiener nicht etwa ungenutzt vergehen, indem er sich auf die faule Haut legt. Nein, es folgt eine Art Zwischenspiel, in dem Giovanni Pläne schmiedet, um für die Rückkehr Goethes gerüstet zu sein. Obwohl Goethes Gestalt im gesamten zweiten Teil nicht persönlich auftaucht, kreisen Giovannis Gedanken fast ununterbrochen um den Abwesenden. Diese Phase des Pläneschmiedens und der Reflexion stellt sich als wichtige Etappe in Beris Leben dar, in der er in stummer Auseinandersetzung mit Goethe entscheidende Entwicklungsschritte macht und Reifestadien durchläuft. In der Tat haben wir hier eines der Hauptkennzeichen von Ortheils Roman: Obwohl Goethe selbst in Wort und Tat nur äußerst selten auftaucht, ist er doch stets präsent. Durch Giovannis Augen und durch seine Gedanken, durch seine ständige Beobachtung von und Beschäftigung mit ihm, erschließt sich uns ein Bild des großen Dichters, das der fortwährenden Interpretation des jungen Römers unterliegt.

Zunächst jedoch versucht Giovanni, den Trennungsschmerz im Alkohol zu ertränken. Er fühlt sich *„abgrundtief traurig. Irgendein Loch hatte sich tief drinnen in seinem Herzen aufgetan, ein verschlingendes, anziehendes Loch [...].“*⁴⁴² Es ist in der Tat erstaunlich, wie sehr er Goethe, den er doch kaum persönlich kennt, vermisst, und welche Bedeutung dieser somit für sein Leben gewonnen hat. Die Angelegenheit hatte sich bis dato so vielversprechend entwickelt für Beri, so viel hatte er sich von Goethe und seiner neuen Stellung erhofft, dass ihm sein Leben nun vollkommen sinnentleert vorkommen muss. Neuen Auftrieb erhält Giovanni erst, als er zum Gespräch mit dem Padre des römischen Geheimdienstes gebeten wird. Kaum kann er seine Überraschung verbergen, als man ihm im Hinterzimmer einer verrauchten Taverne die Neuigkeit eröffnet, man habe aus Neapel erfahren, dass sich Goethe dort als *„Mittelpunkt einer höchst bedeutsamen diplomatischen Verschwörung“*⁴⁴³ hervorgetan habe. Ironischerweise schenken die Agenten nun natürlich Giovannis

⁴⁴² Ebd. S. 139f.

⁴⁴³ Ebd. S. 145.

Lügendgeschichten Glauben und gewähren ihm völlig „freie Hand“⁴⁴⁴, um für die Rückkehr des Verdächtigen gerüstet zu sein. Giovanni avanciert damit zum „Meisterspion“⁴⁴⁵, eine Position, die er schon lange verdient zu haben glaubt. Nun, davon ist er überzeugt, beginnt ein neues Leben für ihn, das all das beinhaltet, was er sich erträumt: Wohlstand, Glück und am Ende sogar die Heirat mit der richtigen Frau! Er ahnt zwar, dass Goethe sein Leben verändern wird, noch weiß er aber natürlich nicht, dass dies auf völlig andere Weise geschieht, als erwartet.

Zunächst heißt es jedoch arbeiten und das Ziel in Angriff nehmen. Ganz konkret kann Giovanni formulieren, was am Höhepunkt seiner Spionagetätigkeit stehen soll, ein „Meisterwerk“ über Goethe: „*Goethes römischer Aufenthalt*‘, ein Bericht von Giovanni Beri, die nicht zu übertreffende Studie des berühmtesten Spions Seiner Heiligkeit, das Vorbild für alle Spionageschulen und Nachahmer.“⁴⁴⁶ Hier haben wir also nochmals den Verweis auf die oben bereits angesprochene fiktive Biographie innerhalb einer bereits erfundenen Biographie.

Der erste Schritt besteht nun darin, dass sich Beri mit den Werken Goethes vertraut macht, und welche Lektüre eignet sich dazu wohl besser als der *Werther*? (Pikanterweise leiht sich Beri den Roman von einem Bibliothekar namens *Alberto*; die *Werther*-Figur in Goethes Briefroman hingegen borgt sich die Pistolen, mit denen sie ihrem Leben ein Ende setzt, von Lottes Verlobten *Albert*.) Zu Beginn mag Beri den *Werther* gar nicht: ein „Schwätzer“, „leicht [...] zu erregen“ und „überheblich“, „aufdringlich und schwärmerisch“⁴⁴⁷, so kommt er ihm vor. Trotzdem bekommt er schnell die Macht dieses Buches zu spüren und legt es erst einmal beiseite: „Am besten, er schloß das Buch zunächst einmal ein, ja, solche Bücher mußte man einsperren und sich rasch von ihnen entfernen, damit sie nicht mächtiger wurden, als einem lieb war.“⁴⁴⁸ Aber noch leugnet er, dass auch für ihn persönlich eine Gefahr von dem Buch ausgehen könnte, noch hält er sich gegen jegliche Gefährdung gefeit,⁴⁴⁹ schließlich handelt es sich bei ihm selbst um einen waschechten Römer, voller Sinnlichkeit, Lebensfreude und Leidenschaft. Trotz oder gerade wegen der „Leichenluft“⁴⁵⁰, die dem „Teufelszeug“⁴⁵¹ entströmt, beginnt sich Beri mit der Hauptfigur zu identifizieren – und damit auch mit Goethe, denn für ihn sind die beiden „eine Gestalt“! Diese Gleichsetzung von Autor

⁴⁴⁴ Ebd. S. 146.

⁴⁴⁵ Ebd. S. 147.

⁴⁴⁶ Ebd. S. 151.

⁴⁴⁷ Ebd. S. 153.

⁴⁴⁸ Ebd. S. 154.

⁴⁴⁹ Vgl. ebd. S. 157.

⁴⁵⁰ Ebd. S. 155.

⁴⁵¹ Ebd. S. 157.

und Schöpfung wirkt sich auf Beris weitere Vorgehensweise aus und spiegelt sich auch in seinen nun folgenden Gedankengängen wider. Er diagnostiziert bei beiden mangelnde Leidenschaft und stellt sich sogar die Frage: „*Konnte Goethe denn überhaupt lieben?*“ In Bezug auf Werther wünscht er sich, er könne in das Buch „*hineinspringen [...], um das schlimme Ende noch abzuwenden. [...] er hätte aus diesem Werther einen Römer gemacht, einen wirklich leidenschaftlichen Menschen, der seine Leidenschaften nicht bloß spielte*“⁴⁵². Da ihm bei Werther jedoch die Hände gebunden sind, überträgt er diese Absicht auf Goethe, in dem er die reale Ausformung des Romanhelden zu erkennen glaubt. Goethe muss geheilt werden, denn nach reiflicher Überlegung kommt Beri zu der Schlussfolgerung: „*Dieser Goethe war krank, das glaubte er, Beri, gewiß. Und diese Krankheit hatte etwas zu tun mit den langen Jahren als Minister in Weimar und mit dem Ende des Dichtens. Vielleicht steckte dahinter aber noch mehr, vielleicht hatte dieser arme Mensch einmal geliebt, hatte sich schlimm in der Liebe getäuscht und war bitter geworden und scheu!*“⁴⁵³ Diese klugen Gedanken entsprechen in etwa auch den Annahmen, mit denen heutige Goethephilologen dessen Flucht aus der Heimat begründen. Beri schwebt als Therapie, wie sich später zeigen soll, eine Heilung durch wahre Leidenschaft, die Leidenschaft zu einer Frau, vor. Dass seine Arznei zwar von Wirkung, jedoch anders als geglaubt, sein wird, ahnt er noch nicht.

Zunächst entbrennt in Beri die Zuneigung zu einer jungen Dame namens Faustina, der verwitweten Tochter eines Gastwirts, die er in einer Schenke kennen lernt. Er sieht sie, der Ortheils Roman seinen Titel verdankt, als erstes – und damit erreicht die Ähnlichkeit zwischen dem Trio Goethe, Werther und Giovanni einen weiteren Höhepunkt – als *brotschneidende Lotte*.⁴⁵⁴ Damit hat jeder der drei Herren – recht betrachtet sogar vier! – einmal sein Herz an eine solch bezaubernde Dame verloren: Werther, Giovanni, Ortheils fiktiver und – nicht zu vergessen – der historische Goethe. (Um das Verwirrspiel aber nicht zu weit zu treiben, lasse ich die geschichtlich überlieferte Ebene aus und konzentriere mich auf die drei fiktiven Figuren.)

Giovanni hat sich verliebt. Während er zu Hause weiter seinen „*Kampf mit dem Buch*“ ausficht, legt er sich draußen ins Zeug, um die Schöne für sich zu gewinnen. Er will es Goethe nach seiner Rückkehr zeigen, wie man es richtig macht, wie man am besten lebt und das Leben genießen kann. Am liebsten würde er ihn in einen wahren Römer verwandeln, denn Goethe hat Nachhilfe nötig, wie Giovanni feststellt: „*Viel besser noch: er würde ihm zeigen, wie man es besser machte, er würde diesem Goethe Unterricht erteilen in der Kunst der*

⁴⁵² Ebd. S. 156.

⁴⁵³ Ebd. S. 157.

⁴⁵⁴ Vgl. ebd. S. 159.

*Menschenführung. Und so trieb es Giovanni Beri auch an den folgenden Abenden in die schöne Osteria nahe dem Tiber.*⁴⁵⁵ Der Satzanschluss mit *Und so* belegt Beris Absicht, für Goethe nach seiner Rückkehr ein Vorbild zu sein. Er will es dem kühlen *Nordmenschen* einmal so richtig zeigen, wie er als ordentlicher Römer sein Leben und die Liebe in die Hand nimmt. Da kann der bekannte Mann durchaus noch etwas lernen, dessen ist sich Giovanni sicher.

Giovannis offensives Vorgehen zeigt erste Erfolge. Während er daheim bei der Lektüre des *Werther* mitansehen muss, wie der Titelheld in sein Unglück stürzt, vollzieht sich in seinem Leben eine vollkommen gegenläufige Entwicklung: *„Beri aber spürte, daß er stärker wurde und stärker. Der Feind aber, das Gegenbild, das Gegenüber krümmte sich immer mehr.*⁴⁵⁶ Derweil der arme Werther seinen Selbstmord plant, befindet Giovanni sich auf der Siegesstraße zu Faustinas Herz. In stummer Auseinandersetzung mit Werther und, da dieser für ihn gleichbedeutend ist mit seinem Schöpfer, auch in Auseinandersetzung mit Goethe, trägt Giovanni einen Streit aus, von dem außerhalb seines Kopfes niemand etwas mitbekommt. Er ficht einen symbolischen Kampf zwischen Nord- und Südmenschen, zwischen der kühlen Lebensart der Zugereisten und dem feurigen Temperament der Römer aus. Es treten gegeneinander an: Werther bzw. Goethe als Repräsentanten des Nordens und Giovanni als Vertreter des südlichen Lebensstils. Werther und Goethe, ich erinnere noch einmal: die beiden sind für Beri gleichbedeutend, verkörpern eine blutleere, unsinnliche und leidenschaftslose Lebensart, mit der der in Rom geborene und unter südlicher Sonne aufgewachsene Beri nichts anzufangen weiß. Werther und Goethe gehen ihm zu zaghaft in Sachen Liebe vor. Auch Lotte und Albert aus dem Roman haben seiner Ansicht nach nur wenig Sinn für wahre Liebe. Keiner von ihnen lebt und liebt nach römischen Maßstäben. Mit fast schon typisch preußischer Spießigkeit gestalten sie ihr Liebesleben beinahe nach militärischer Manier und Vorbild: *„Sie hielten sich zu lange an irgendwelche Ordnungen, sie machten nicht richtig ernst mit dem Leben, sie setzen nicht alles aufs Spiel, das war es!*⁴⁵⁷ Römer untereinander wären anders verfahren. Anstatt sich zu lange mit irgendwelchen, sei es auch noch so katholischen Vorgaben aufzuhalten, hätten sie zwar nach außen hin den Schein gewahrt, insgeheim aber dem Gefühl freien Lauf gelassen: *„Aber auch diese Lotte hatte nichts von einer Römerin! Eine Römerin nämlich hätte sich eine Heirat nicht so zu Herzen*

⁴⁵⁵ Ebd. S. 163.

⁴⁵⁶ Ebd. S. 166.

⁴⁵⁷ Ebd. S. 165.

genommen, im Gegenteil. Sie hätte ihren braven Albert geheiratet und heimlich den feurigen Werther empfangen [...].“⁴⁵⁸

Obwohl hier die ganze Zeit die Rede von Werther, Lotte und Albert, dem fiktiven Dreiergespann aus Goethe Briefroman, ist, steht eigentlich der Verfasser dieser Schrift, Goethe selbst, im Zentrum von Giovannis Denken. Er begeht nämlich den gleichen Fehler, wie er bereits von unzähligen Lesern des Romans und nicht zuletzt auch von Goethephilologen früherer Generationen gemacht wurde: Er liest den *Werther* als Goethes tagebuchartige Aufzeichnungen, und das, obwohl Beri gar nicht weiß, dass zwischen Autor und Schöpfung tatsächlich Ähnlichkeiten bestehen, denn er ahnt noch nicht einmal, dass sich im Wetzlar des Jahres 1772 eine vergleichbare Dreierkonstellation ergeben hatte. Diese Gleichsetzung von Autor und Geschöpf hat in der *Werther*-forschung eine lange Tradition, inzwischen ist man von dieser These jedoch abgerückt. Trotzdem kann man nicht leugnen, dass sich zwischen Historie und Fiktion viele Parallelen finden lassen. Die Frage, ob etwas, und wenn ja wie viel, von Werther auch in Goethe steckte, und was umgekehrt der Autor Persönliches hat in seine Figur fließen lassen, kann hier nicht geklärt werden und ist für mein Thema auch nicht relevant.⁴⁵⁹ Wichtig ist nur, dass in Giovannis Augen beide dieselbe Person sind, und er daher glaubt, durch die Lektüre des *Werther* Goethe näher kennen zu lernen. Beri kritisiert das Fehlverhalten des Romanhelden und überträgt dessen mangelhafte Lebenseinstellung auf Goethe. Anders als bei der fiktiven Figur besteht für Letzteren aber noch Hoffnung. Noch ist es nicht zu spät für ihn, seinem Dasein eine neue Richtung zu geben – natürlich unter Giovannis fachkundiger Anleitung: *„Beri kam nicht weiter, er schleuderte das Buch in das Tischfach zurück, irgendwann würde er sich mit diesem Goethe darüber unterhalten, das war er sich schuldig! Und er würde ihm ganz deutlich sagen, was daran nicht stimmte!“*⁴⁶⁰

Zurück zum Kampfgeschehen: Werther unterliegt seinem Gegenspieler Giovanni und schießt sich in den Kopf, während der Sieger in seiner Fantasie bereits auf Freiersfüßen wandelt und seinen Sieg über den literarischen Feind Werther und dessen Schöpfer Goethe feiert: *„Beri lachte laut, irgendwie glaubte er auch dazu beigetragen zu haben, daß sich dieser Werther umgebracht hatte! Es war ein seltsamer, abwegiger Gedanke, und doch kam es ihm so vor, als wäre Werther auch an seiner, Beris, Stärke zugrunde gegangen. Nein, er, Beri, war wahrhaftig kein Werther, er ließ sich nicht so in den Hintergrund drängen und vor*

⁴⁵⁸ Ebd. S. 164.

⁴⁵⁹ Hier möchte ich nur anmerken, dass Goethe zeitlebens ein merkwürdig angespanntes Verhältnis zu seinem Jugendwerk unterhielt, es weitestgehend gemieden und noch im Alter gegenüber Eckermann als *„lauter Brandraketen“* bezeichnet hat.

⁴⁶⁰ Ortheil 2000. S. 165.

*allem erwählte er nicht blindlings die Falsche.*⁴⁶¹ Stolz und überheblich ergeht er sich in Allmachtsphantasien: Um den Erfolg über Goethe und sein „*Lausebuch*“ perfekt zu machen, beschließt er, noch weiter zu gehen und „*sein Leben gegen ein Buch zu setzen, um dieses Buch ein für allemal zu vernichten.*“⁴⁶² Er nimmt sich vor, ausgerechnet in gelber Weste und blauem Rock – der Werthertracht! – seine Angebetete Faustina zu verführen. Sollte ihm dies gelingen, so hätte er den Bann dieses Romans gebrochen und damit auch über den Autor und dessen Lebenseinstellung triumphiert. „*Nie mehr würde ein junger Mensch sich umbringen, wenn gelungen wäre, was er sich vorgenommen hatte, nie mehr würde dieses Buch Macht über andere gewinnen, denn er, Beri, würde seine Macht brechen, durch sein Verlangen, durch seinen Willen, durch die Liebe zu dieser Faustina!*“⁴⁶³ In der Tat gelingt sein Vorhaben, die Schöne zu verführen, nachdem diese durch Lösen der Frisur und mit nun wallendem Haar ihre Bereitschaft signalisiert.⁴⁶⁴ Der Sieg scheint perfekt zu sein!

Interessanterweise ist Beris Abneigung gegen Werther/Goethe und deren Lebensstil sehr groß, wenn man bedenkt, dass er nach eigenen Angaben so gar nichts mit den beiden gemein hat. Oder sollten doch in der Tat mehr Ähnlichkeiten bestehen, als Beri zuzugeben vermag? Warum reizen ihn Werther und Goethe dermaßen? Ist es nicht vielleicht eher so, dass die Konfrontation mit dem Briefroman aus der Empfindsamkeit eine Therapie für den jungen Römer gewesen ist, ähnlich, wie für Goethe das Schreiben dieses Werkes als reinigende Kur gelten kann? Es war nicht das letzte Mal im Leben des großen Autors, dass Schreiben eine kathartische Wirkung auf ihn hatte, indem er eigene Erlebnisse durch fiktive Behandlung verarbeitete. Der *Werther* ist ein mächtiges Buch, dessen Wirkung sich viele zeitgenössische Leser nicht haben verschließen können; genauso geht es dem fiktiven Beri, der zwar jegliche Ähnlichkeit mit der Titelfigur des Romans vehement abstreitet, trotzdem aber mehr von dieser Gestalt in sich trägt, als er ahnt. Man könnte gar die provokante These aufstellen, dass der arme Werther stellvertretend für seinen Schöpfer Goethe und ebenfalls stellvertretend für ähnlich geartete Leser (hier in Person von Beri) gestorben ist. Lange Zeit unterstellte man Goethes Jugendwerk gar, die Schuld an einer Folge von Selbstmorden zu tragen, die sensible Leser nach der Lektüre dieses Werks begangen haben sollen. Auch wenn an diesen Gerüchten aller Wahrscheinlichkeit nichts Wahres ist, so dokumentiert ihre bloße Existenz doch die Heftigkeit der Wellen, die Goethe mit seinem Roman schlug. Wie oben bereits angedeutet, karikiert sein Zeitgenosse Jakob Michael Reinhold Lenz in dem Schauspiel *Pandaemonium*

⁴⁶¹ Ebd. S. 166.

⁴⁶² Ebd. S. 167.

⁴⁶³ Ebd. S. 167f.

⁴⁶⁴ Vgl. ebd. S. 169f.

Germanicum genau dieses Situation: die Besorgnis der Öffentlichkeit über ein solches Werk wie den *Werther* und dessen mögliche Folgen, die Angst und Sorge um die Befindlichkeit junger Leser nach der Lektüre dieses Romans. Beri jedenfalls leidet heftig mit, emanzipiert sich aber auch in seiner Distanzierung von der leidenden Figur, der er so gar nicht ähneln möchte.

Momentan ist Beri noch überzeugt, nichts, aber auch gar nichts, mit dem Verlierer gemein zu haben. Er fühlt sich als stolzer Sieger, der Goethe nach seiner Rückkehr zeigen wird, wie man es richtig angeht in Sachen Liebe und Leidenschaft. Noch kann er aber auch nicht ahnen, dass wer hoch steigt, auch tief fällt, und ihm ein ähnlicher Leidensweg wie dem verachteten *Werther* bevorsteht ...

Noch läuft alles bestens und er dankt dem Schöpfer des *Werther* insgeheim sogar dafür, dass er ihn die wahre Leidenschaft gelehrt, „*das größte Geschenk seines Lebens gemacht*“ habe. Er vermutet: „*Hätte er sein Buch nicht gelesen, wäre er vielleicht nie derart in Furor geraten!*“⁴⁶⁵ Die *Werther*kleidung als äußeres Zeichen seines Triumphes glaubt er nicht länger zu benötigen, symbolisch löst sich der billige Stoff auch fast auf und verliert die Form.⁴⁶⁶ Aus Dankbarkeit über seine Verwandlung möchte Beri Goethe aber nun auch etwas zurückgeben, und hier formuliert er den zentralen Wunsch, der ihn im Folgenden begleiten wird: „*Wie Goethe ihn verwandelt hatte, so würde er Goethe verwandeln, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen!*“⁴⁶⁷ Bald wird er aber noch deutlicher und äußert sein Bestreben, zu Goethes „*Lehrmeister*“⁴⁶⁸ zu werden. Erhärtet wird dieses Ansinnen noch durch ein Gespräch, welches er geschickt mit Goethes Vertrautem, dem eigentlich verhassten Berliner Professor Moritz, einzufädeln weiß. Durch ihn erfährt Giovanni, durch raffinierte Vorspiegelung falscher Tatsachen, dass sich in Weimar vor Goethes Abreise ein *Liebesdrama* zugetragen haben muss. Giovanni glaubt zu verstehen und langgehegte Vermutungen bestätigt zu sehen: „*Dieser Goethe litt auch hier in Rom noch wie sein eigenes Geschöpf, wie der armselige Werther! Anscheinend hatte er irgendein weibliches Wesen im Kopf, das ihn nicht zur Ruhe kommen ließ, eine Gestalt, die seine ganze Liebe aufgezehrt hatte, eine verheiratete Frau, die ihr Leben mit irgendeinem Amtsrat verbrachte ...*“⁴⁶⁹.

Auf merkwürdige Art und Weise vermischen sich hier Historie und Fiktion: Goethes tatsächlich erlebte Vorkommnisse in Wetzlar (in abgeschwächter Form ähneln sie den Ereignissen mit Maximiliane von LaRoche und Peter Anton Brentano, die kurze Zeit später

⁴⁶⁵ Ebd. S. 174.

⁴⁶⁶ Vgl. ebd. S. 171.

⁴⁶⁷ Ebd. S. 174.

⁴⁶⁸ Ebd. S. 188.

⁴⁶⁹ Ebd. S. 183.

stattfindenden sollten) und die Dreierkonstellation mit Charlotte von Stein und ihrem Ehemann in Weimar vermengen sich mit der erfundenen Situation im *Werther*. Der historische Goethe war zu diesem Zeitpunkt schon wiederholt der Dritte im Bunde, der Eindringling in eine Beziehung gewesen. Dieses Muster soll sich Jahrzehnte später – denkt man an Marianne von Willemer und ihren Gatten – auch noch wiederholen. Von all dem weiß Beri jedoch nichts, er ahnt nichts von den Verknüpfungen zwischen literarischem Werk und historischen Vorbild. Er hat nur den *Werther* gelesen und kommt daher zu dem Schluss, dass Goethe nur durch die Entdeckung der wahrhaft römischen Merkmale Gefühlsbetontheit und Leidenschaft von seiner Lebenskrise befreit und von seiner Schreibhemmung kuriert werden kann. Interessanterweise möchte Beri den mittlerweile auf die Vierzig zugehenden Goethe damit zurückführen in seine Jugend, in die Zeit des *Sturm und Drang*, der *Empfindsamkeit*, aus der ja auch der *Werther* stammt. Ebenso interessant, dass der inzwischen in die Jahre gekommene Dichter sein Jugendwerk 1782 umgearbeitet und merklich entschärft und dadurch versucht hat, das allzu ausufernde Pathos seiner frühen Schaffensphase auszumerzen und dem Werk dadurch einen ´seriöseren´ Anstrich zu geben. Viel Zeit war damals seit der Niederschrift des *Werther* vergangen, aus dem jungen ´Spund´ Goethe war inzwischen ein angesehener Geheimrat und Minister am Weimarer Hofe geworden. Von dem ´Filou´, der Jahre zuvor noch mit seinem Herzog unbekümmert durch die Gegend gestreift war, ist kaum noch etwas zu finden. Ist daher Beris These von einem Verlust jugendlicher Leidenschaft und Liebesfähigkeit so abwegig? Wie dem auch in der Geschichte gewesen sein mag: Der Römer Giovanni Beri vertritt jedenfalls diese These und möchte von nun an alles dafür tun, Goethe zu heilen, aus dem kühlen *Nordmenschen* einen waschechten Südländer und Römer zu machen. Für die Zeit nach Goethes Rückkehr in die Ewige Stadt verspricht er ihm daher schon jetzt: „*Diesmal´, dachte Beri, ´diesmal wird es ein anderer Aufenthalt, das verspreche ich Dir! Du hast mir mit Deinem ´Werther´ geholfen, jetzt werde ich Dir helfen, daß Du ihn loswirst, Deinen ´Werther´! Wir werden einen anderen Menschen aus Dir machen, einen freundlichen, herzlichen, glücklichen! Du wirst Deine nordischen Grübeleien ablegen und lernen, so zu leben wie wir!*“⁴⁷⁰ Beri ist wild entschlossen, dies zeigen nicht nur die auffällig vielen Ausrufezeichen in seiner Rede, sondern auch die persönliche Anrede mit *Du*, die beinahe einer Kampfesansage gleicht. Sein Plan: Goethes Genesung von dem Schmerz um die falsche Frau soll sich mit Hilfe der *richtigen* Dame bewerkstelligen. Er möchte ihn – und da steckt beinahe etwas Teuflisches, Mephistophelisches in ihm! – in Versuchung führen. Dabei braucht Giovanni natürlich Unterstützung und zwar von der oben bereits vorstellig

⁴⁷⁰ Ebd. S. 188.

gewordenen Römerin Rosina, für Beri der Inbegriff weiblicher Sinnlichkeit! Diese muss vor ihrem Einsatz erst einmal ´umerzogen´ werden, denn bei aller Anziehungskraft durch Natürlichkeit gilt es doch, im Umgang mit einem so feinen Herren gewisse Grundregeln zu beachten. Sobald ihr diese jedoch bekannt sind, so denkt sich Giovanni, wäre keine andere für diese Aufgabe besser geeignet als die stolze, „muntere und erfahrene Rosina“, die „etwas Frisches und Unbekümmertes“⁴⁷¹ an sich hat. Dementsprechend präpariert sind Giovanni und die junge Römerin und mit ihnen die Stadt „Rom bereit, den Fremden ein zweites Mal zu empfangen.“⁴⁷² Beri erwartet Goethe nun als „Freund“⁴⁷³, und für Freunde sorgt man!

Der dritte Teil von *Faustinas Küsse* beginnt am Fronleichnamsabend des Jahres 1787 mit Goethes Rückkehr nach Rom. Beri erwartet seine Ankunft sehnsüchtig und lässt die Beziehung, die sich zwischen ihnen beiden entwickelt hat, vor seinem inneren Auge Revue passieren: „Dort unten lag die Piazza del Popolo, dort hatte er vor vielen Monaten den seltsamen Fremden begrüßt, mit der merkwürdigen Ahnung, daß das Leben dieses Fremden mit seinem eigenen eine Verbindung eingehen könnte; mit der Zeit hatte sich diese Verbindung verstärkt, und jetzt gehörten sie auf noch immer undurchdringliche Weise zusammen, wie zwei lange voneinander getrennte Freunde, die irgendwann einmal zusammenfinden würden.“ Hier wird ein oben bereits angesprochenes Motiv offensichtlich: Goethe braucht einen Freund! Und nicht nur er, auch Beri, der nach dem Verschwinden seines Bruders einsam ist, wünscht sich einen Vertrauten, einen Gefährten, mit dem er kameradschaftliche Nähe teilen kann. Freundschaft bringt es mit sich, dass man voneinander lernen kann. Unter dieser Prämisse darf das Verhältnis, welches sich nun, im dritten Teil des Romans, endlich auch persönlich zwischen den beiden Protagonisten entwickeln wird, mit ruhigem Gewissen als *Freundschaft* bezeichnet werden!

Am besagten 7. Juni 1787 sitzt Giovanni nun am oberen Ende der spanischen Treppe und hält Ausschau nach irgendetwas, das seine Aufmerksamkeit zu fesseln verstünde. Während sein Blick über die Gärten und Wiesen der Villa Borghese schweift, entdeckt er etwas Unglaubliches, etwas, das er zunächst für eine „Erscheinung“⁴⁷⁴ hält: Ein Mann hat sich dort auf allen Vieren niedergelassen und sammelt Pflanzen und Blätter, um diese anschließend in einem Kästchen zu verstauen. „Man hätte denken können, einen Verstörten vor sich zu haben, so blöde und geistesabwesend war der Ausdruck seines Gesichts.“ Giovanni ist übergücklich, „denn auf dieses unverhoffte, seltene Bild hatte er seit Monaten gewartet.“

⁴⁷¹ Ebd. S. 201.

⁴⁷² Ebd. S. 188.

⁴⁷³ Ebd. S. 189.

⁴⁷⁴ Ebd. S. 194.

Goethe war wieder in Rom!“ Seit seiner Abreise scheint er sich nur wenig gewandelt zu haben. „*Den beschäftigen noch immer die Gräser und Wurzeln mehr als die Menschen*“, klagt sich Giovanni leise sein Leid und schimpft mit Goethe ob dieser „*lächerlichen Tätigkeit*“. Kaum zu glauben, aber wahr: „*Ein Minister auf beiden Knien, Grashalme aus der Erde zupfend!*“⁴⁷⁵ Es wird höchste Zeit für Giovanni, einzugreifen und seine Pläne in die Tat umzusetzen. Zunächst muss er sich dazu mit Goethe bekannt machen. Dies geschieht, indem er eine neue Identität annimmt und in die Rolle eines Malers und Zeichners namens Giovanni Rudolfo schlüpft.⁴⁷⁶

Zuvor heißt es aber noch, seine Auftraggeber vom Geheimdienst mit einem erfundenen Bericht bei der Stange zu halten. Durch „*ein wenig Privates, ein wenig Politisches, genau die richtige Masse an Klatsch, um [...] Eindruck zu machen*“⁴⁷⁷, mutiert der unschuldige Goethe weiterhin zum gefährlichen Strippenzieher einer geheimnisvollen Verschwörung gegen Papst und Kaiser.

Unterdessen findet die von Giovanni langersehnte Begegnung mit Goethe statt, die er zuvor geschickt, natürlich in Gestalt des Malers Rudolfo, über Moritz eingefädelt hatte. Beri holt Goethe und Moritz am Hafen ab und führt die beiden in seine Wohnung, die er für diesen Anlass besonders sorgfältig hergerichtet hat. Er stellt sich dem Dichter als ausgesprochener Bewunderer seiner Werke, speziell des verhassten *Werther*, vor, Goethe aber reagiert nur wenig und zeigt sich merklich wortkarg. Diese Gelegenheit lässt der Berliner Professor natürlich nicht ungenutzt verstreichen, er ergreift die Chance und avanciert zum Sprachrohr des Dichters. Im Nu lässt er sich mit Beri auf eine Diskussion ein, in deren Verlauf er immer „*wieder beifallsheischend zu Goethe*“⁴⁷⁸ schaut, und meint, auch in seinem Namen zu sprechen. Die Themen dieses Disputs sind, wie sollte es auch anders sein, die unterschiedlichen Lebensstile der Nord- und Südmenschen. Moritz provoziert den jungen Römer, indem er ihn auf die unruhige Lage der Wohnung anspricht und das ausgiebige Mahl verschmäht, das der Gastgeber zubereitet hat. Straßenlärm und „*Völlerei*“⁴⁷⁹ sind so gar nicht nach dem Geschmack des asketischen Professors. Beri beabsichtigt natürlich, Goethe die positiven Seiten seiner Lebensauffassung zu vermitteln und vertritt die Position, dass gerade Anteilnahme am Leben und Fähigkeit zum Genuss unabdingbare Voraussetzungen für ein erfülltes Dasein sind.⁴⁸⁰ Um die typische Einstellung der Einheimischen gegenüber

⁴⁷⁵ Ebd. S. 195.

⁴⁷⁶ Vgl. ebd. S. 196.

⁴⁷⁷ Ebd. S. 202.

⁴⁷⁸ Ebd. S. 204.

⁴⁷⁹ Ebd. S. 205.

⁴⁸⁰ Vgl. ebd. S. 204f.

Verlockungen und Genüssen deutlich zu machen, führt er folgendes Sprichwort an: „*In Rom sagt man: wen es nicht nach Gottes Früchten gelüstet, der soll des Teufels Braten kosten.*“⁴⁸¹ Damit gelingt es ihm sogar, Goethe aus seiner Lethargie zu reißen und ihn aufmerksam zu machen. Immerhin beginnt dieser, der sich bis dahin kaum am Gespräch beteiligt hat, seinen Gastgeber überhaupt wahrzunehmen und „*eindringlich*“⁴⁸¹ zu betrachten. Sehr zur Beunruhigung Beris, dem Goethes Anwesenheit beinahe körperliches Unwohlsein bereitet. „*Er, Beri, spürte diesen Blick seit Goethes Anwesenheit in seinen Zimmern. Etwas Scharfes, Unruhiges ging davon aus, als müsste man jederzeit auf der Hut sein [...]. Und außerdem hatte dieser Mensch ein nicht angenehmes Schweigen! Er fragte einen kurz und scharf, aber er ließ sich selbst nicht dazu herab, unterhaltend zu werden.*“ Es hat fast den Anschein, als gehe Goethe „*unendlich viel durch den Kopf [...], so viel, dass er erst warten müsse, bis sich alles geordnet hatte.*“⁴⁸² Goethe war unzweifelhaft ein sehr kluger Mensch, einer, der es gewohnt war, die Dinge zu hinterfragen, zu analysieren, sie nicht unreflektiert hinzunehmen. Beri aber schildert hier einen Mann, der seine Gefühle zugunsten seines Verstandes zurückstellt und verbirgt, fast schon verleugnet. Durch seine Kopflastigkeit steht er sich selbst im Weg, wie seine momentan unbefriedigende Einstellung zum Leben, seine Unruhe und Unzufriedenheit, seine Suche, nach etwas Neuem, beweisen. Er ist nicht der Eremit und Asket, der kühle *Nordmensch*, den er vorzugeben versucht. In ihm rumort etwas, das lange Zeit verschüttet gewesen war, das nun aber sein Recht einfordert und sich Bahn zu brechen versucht. In Goethe kommen die lange, zu lange, gezügelten Gefühle und Leidenschaften an die Oberfläche, für die im Leben des Geheimrats in den vergangenen Jahren am Weimarer Hof kein Platz gewesen war. Er umgibt sich zwar noch – besonders in Gestalt von Moritz – mit Vertretern des Verstandes und der Logik, die jegliche Emotionen am liebsten für immer verbannen würden, aber Beri als Verkörperung von Sinnlichkeit und gefühlsbetonten Eigenschaften findet durchaus seine Beachtung. Daher schenkt er dem jungen Römer Gehör, womit die grundlegende Voraussetzung für eine nähere Bekanntschaft geschaffen und die Basis für das Gelingen von Giovannis Plan gelegt ist. Es stellt sich die Frage, warum ausgerechnet der ungebildete und einfache Beri Goethe versteht – und dies sogar *als Einziger*. Alle noch so klugen Gelehrten und Künstler aus Goethes näherer Umgebung tapen völlig im Dunkeln, was das Befinden des Geheimrats anbelangt. Die Antwort auf diese Frage ist vermutlich in eben dieser Naivität Beris zu suchen. Was ihn von den anderen unterscheidet, ist seine völlige Unbefangenheit gegenüber Goethe. Er bewundert und verehrt ihn nicht in

⁴⁸¹ Ebd. S. 204.

⁴⁸² Ebd. S. 206.

dem Sinne, wie es Moritz und Konsorten tun; er weiß zwar, dass Goethe ein bedeutender Künstler ist, sieht in erster Linie jedoch den *Menschen* in ihm und nicht die *Institution*.

Wir wissen, dass Goethe früher ein anderer war. Werke wie der *Werther* beweisen, dass er als junger Mann durchaus Gefühle zeigen und zulassen konnte. Irgendetwas – wahrscheinlich ein Konglomerat aus vielen Dingen – hat diese seine Seiten zurückgedrängt. Die Zeit des *Sturm und Drang* war schnell vorbei, die Jugend verstrichen, der Alltag holte ihn ein. Pflichten als Politiker forderten seine Aufmerksamkeit, in Sachen Liebe sah es mehr als dürftig aus, die Situation wurde langsam unerträglich – und eskalierte in der geheimen Flucht. Jetzt erst, langsam, ganz langsam, „*taut er auf*“⁴⁸³, scheint zu sich selbst zu finden und zeigt wieder menschliche Regungen.

Goethe fällt auf den geschickt inszenierten Plan des jungen Römers herein, der es so arrangiert hat, dass Rosina, die zu allen sonstigen Vorzügen auch noch über eine angenehme Singstimme verfügt, ihm an diesem Abend als Sängerin auffallen muss. Von der Straße herauf schallen die Gesänge eines Chores, von denen sich besonders der Klang einer Frauenstimme abhebt. Goethe geht, wie geplant, in die Falle, und fragt bei Giovanni nach, ob ihm die Sängerin bekannt sei. Zufrieden, dass seine Pläne aufgehen, freut er sich insgeheim: „*Ich hab Dich, jetzt hab ich Dich*“, dachte Beri, *‘dachte ich mir doch, daß die Musik Dich betört.*“⁴⁸⁴

Erfreut bietet er seinem Gast an, ihn mit der jungen Dame bekannt zu machen, bei der es sich natürlich um keine andere als die inzwischen wohlbekannte Rosina handelt. Dreist führt er sie als seine Schwester ein, die, um das Eis zu brechen, dem Dichter, wohl instruiert, ihr Kompliment über den *Werther* macht.⁴⁸⁵ Bei dem folgenden gemeinsamen Abendessen greift besonders Moritz herzlich zu, obwohl er sich im Vorfeld gar nicht für diese reichlich aufgetragenen, leiblichen Genüsse hatte begeistern können. Hier deutet sich schon an: Wenn sogar der große Asket Moritz seine Einstellung überdenken und sich für Gaumenfreuden erwärmen kann, wird es nicht mehr lange dauern, bis sich auch bei Goethe ein Sinneswandel vollzieht. Gemeinsam bricht die Gesellschaft nach dem Mahl auf und begibt sich zum Hafen, von wo aus man mit zwei Barken in See stechen will. Vom Wasser aus sollen die Höhepunkte des Abendprogramms, die Erleuchtung des Petersdoms und das große Feuerwerk, betrachtet werden. Beri gelingt es, Goethe und Rosina gemeinsam in eine Barke zu verfrachten; er selbst wird mit Moritz folgen, der sehr zu seinem Bedauern wieder rückfällig wird und sich in

⁴⁸³ Ebd. S. 209.

⁴⁸⁴ Ebd. S. 207.

⁴⁸⁵ Vgl. ebd. S. 208.

architektonischen Ausführungen ergeht, anstatt einfach den Lichterzauber zu genießen.⁴⁸⁶ Wie geplant gerät die Barke mit Goethe und der feurigen Römerin außer Sichtweite, und Giovanni reibt sich die Hände bei der Vorstellung, was die beiden jetzt wohl anstellen mögen.⁴⁸⁷ Leider wird jedoch der Leser selbst nicht Zeuge dieser geheimen Stunden, aber der Bericht, den Rosina Beri erstattet, gibt Auskunft. Goethe, berühmt-berüchtigt ob seiner Wirkung auf die Damenwelt, ist es wieder einmal gelungen, eine Frau zu betören! Kaum ein fiktives Werk, das seine Anziehungskraft auf das weibliche Geschlecht unerwähnt lässt. Für Giovanni unvorhergesehen hat sich die erfahrene Rosina wirklich in den Dichter verliebt, und das, obwohl dieser bei seinem Werben völlig ´unrömisch´ verfahren ist. Anstatt, wie Beri vorgegangen wäre, die Gunst der Stunde zu nutzen und die schöne Frau zu verführen, hat er sie mit Worten betört und den Mond beschrieben. Giovanni versteht die Welt nicht mehr: Wie nur kann man mit dieser Vorgehensweise zum Erfolg kommen? Aber es funktioniert: Rosina betet Goethe an und ist völlig betört von seiner Art: *Ich liebe ihn, ich weiß es genau. Er ist ein wunderbarer Mensch, Giovanni. Er ist der erste höfliche und liebenswürdige Mann meines Lebens ...*⁴⁸⁸. Noch nicht einmal ihren Lohn für die Erfüllung des Auftrags möchte sie von Beri annehmen, sie ist nur noch beseelt von dem Gedanken, die Liebe dieses Mannes für sich zu gewinnen. Eigentlich müsste Beri nun einsehen, dass Goethe, zumindest was Frauen angeht, seiner Hilfe und Unterstützung nicht bedarf. Aber zu sehr verrannt in seine eigenen Vorstellungen über das Liebeswerben eines Mannes, stellt er erschrocken fest: *„Anscheinend benahm sich dieser Mann ja noch wie ein Kind! Wie konnte man neben Rosina in einer Barke sitzen, ohne sie anzurühren? [...] Dieser Mann beherrschte nicht einmal die Liebeskunst, dieser Mann benahm sich ja geradeso wie sein Werther, schwärmerisch, vorsichtig, hilflos und steif! Gott, es würde schwieriger werden, als er sich vorgestellt hatte, diesem Goethe etwas Leben einzuhauchen.*⁴⁸⁹ Kurzsichtig verkennt er, dass Goethe nur einen Anstoß gebraucht hatte, um alte Leidenschaften neu zu aktivieren, und von nun an ohne seine, Beris, Hilfe zurechtkommen würde. Jedes Mehr ist von nun an zu viel, wie sich noch zeigen wird.

Zunächst jedoch kommt die Sache *„ins Stocken“*, denn Goethe lässt die arme Rosina schmoren. Als die Ungewissheit kaum noch auszuhalten ist, versucht sie, Goethe mit Beris Hilfe *„ganz zufällig“*⁴⁹⁰ über den Weg zu laufen. Dieser ist sich bewusst, dass er die junge Römerin inzwischen ebenso dringend braucht, wie sie ihn, da beide aufeinander angewiesen

⁴⁸⁶ Vgl. ebd. S. 210ff.

⁴⁸⁷ Vgl. ebd. S. 211ff.

⁴⁸⁸ Ebd. S. 218.

⁴⁸⁹ Ebd. S. 220.

⁴⁹⁰ Ebd. S. 223.

sind, um in Kontakt mit dem großen Meister zu treten. Goethe fesselt sie beide, jeden auf eine ganz andere Art und Weise: Bei Rosina ist es die Liebe einer Frau zu einem Mann, die ihrer Hingezogenheit zu Grunde liegt. Beri fasziniert der Mensch Goethe, mit dem er beinahe eine Seelenverwandtschaft spürt und dessen Nähe und Freundschaft er sucht. Die Ausstrahlung des Dichters ist so stark, dass die beiden Römer leiden, wenn sie ihn nicht zu Gesicht bekommen. Seine Absenz quält sie, beinahe abhängig warten sie vor seinem Haus, um einen Kontakt herzustellen.⁴⁹¹ Umso größer sind Freude und Erleichterung, als dieses endlich wieder gelingt. Als er, wie gesagt: ´rein zufällig´, die schöne Rosina vor seinem Haus erblickt, flirtet er gekonnt mit ihr und lässt seinen ganzen Charme spielen.⁴⁹² Mehr noch: Er revanchiert sich bei ihr und Beri mit einer Einladung in sein Heim.

Bevor es jedoch dazu kommt, ist ein neuer Bericht an den Geheimdienst des Vatikans fällig, in dem Beri den Dichter *„als Oberhaupt der kaiserfeindlichen Fraktion in Rom“*⁴⁹³ bezeichnet und die Lage als äußerst brenzlich schildert. Belustigt muss er selbst zugeben: *„Manchmal wußte er selbst nicht mehr, was er noch glauben sollte. [...] Wem konnte man schon erklären, daß sich dieser Mensch nur in Rom aufhielt, um eine alte Liebe zu vergessen und wieder zum Dichten zurückzufinden?“*⁴⁹⁴

Am Abend der Einladung in Goethes Haus findet Giovanni seine angebliche Schwester und Komplizin Rosina *„wahrhaftig verwandelt“* vor. Die Liebe zum großen Dichter macht sie in seinen Augen schöner als je zuvor, *„sie erinnerte ihn ja beinahe an ..., nein, das denn doch nicht, [...] Aber immerhin, es gab Ähnlichkeiten, die waren nicht zu leugnen.“*⁴⁹⁵ Er meint hier natürlich seine Angebetete Faustina! Was auch immer Goethe mit Rosina angestellt hat: Die neue Rosina als Frau an der Seite des großen Mannes hatte nur noch wenig Ähnlichkeit mit der vormals zwar leidenschaftlichen, jedoch in ihrem Verhalten immer auch etwas einfachen Frau. Sie ist *„die Göttin des Abends“*⁴⁹⁶, bei allen Anwesenden beliebt, und parliert geschickt mit Goethes Gästen. Bei ihrer Betrachtung wird Giovanni Mund ganz trocken, ihm wird heiß – er muss sich am Riemen reißen, um sich nicht selbst in sie zu verlieben.⁴⁹⁷ Goethes Wirkung auf Frauen, hier exemplarisch dargestellt an Rosina, ist, wie ihm in der Literatur immer wieder unterstellt wird, beinahe magischer Natur. In seiner Gegenwart schmelzen sie hinweg, ihm liegen selbst die stolzesten Damen zu Füßen, beinahe selbstverständlich werfen sie ihm ihre Herzen hinterher. Dieses Motiv findet sich beinahe

⁴⁹¹ Vgl. ebd. S. 224.

⁴⁹² Vgl. ebd. S. 225ff.

⁴⁹³ Ebd. S. 228.

⁴⁹⁴ Ebd. S. 229.

⁴⁹⁵ Ebd. S. 230.

⁴⁹⁶ Ebd. S. 237.

⁴⁹⁷ Vgl. ebd. S. 238.

durchgehend in der Literatur und ist begründet in der Annahme, dass auch der historische Goethe ein Frauenliebling par Excellence gewesen sein muss. Gleichzeitig sagt man ihm nach, und dieses Motiv werden wird auch später noch in *Faustinas Küsse* wiederfinden, dass er mit den ihm anvertrauten Herzen nicht immer pfleglich umgegangen ist.

Wie Beri feststellen muss, ist es Rosina in den letzten Tagen gelungen, zwischen sich und Goethe ein enges Vertrauensverhältnis herzustellen. Mit ihrer Hilfe bei den Vorbereitungen für dieses große Fest „*hat sie sich in dieses Haus eingeschlichen*“⁴⁹⁸ und benimmt sich nun wie die „*Gastgeberin*“⁴⁹⁹. Sie darf sich sogar die intime Geste erlauben, Goethes Hemdkragen zurechtzupfen und ihm ein Blatt von der Schulter zu wischen.⁵⁰⁰ Beri – und mit ihm der Leser – kann sich vorstellen, wie innig und vertraut die beiden gar miteinander umgehen, wenn sie unter sich sind, wenn sie sich schon in Anwesenheit anderer so einig zeigen, „*als teilten sie tausend Geheimnisse miteinander.*“⁵⁰¹ Beris Plan geht auf! Goethe findet die junge Römerin in der Tat so anziehend, wie er es sich erhofft hatte. Aber so ganz froh ist er darüber nicht, scheint sie ihm doch zu eigenmächtig zu handeln und als sein „*Werkzeug*“⁵⁰² zu entgleiten. Besonders anziehend scheint Goethe Rosinas – trotz aller Mühe nicht zu verbergende – Unverbildetheit zu finden. Als sie der Bilder Goethes ansichtig wird, vermutet sie eine Entstehung durch Kinderhand. Goethe reagiert gar nicht gekränkt, sondern vielmehr belustigt, und freut sich darüber, dass sie „*[...] als erste [das] ausgesprochen habe, was die ganze Runde seiner Freunde nur im stillen gedacht: daß er nicht zeichnen könne.*“⁵⁰³ Immer mehr drängt sich in dieser Hinsicht der Vergleich mit Christiane Vulpius auf, der einfachen Arbeiterin in einer Blumenfabrik, die Goethe nach seiner Rückkehr in Weimar kennen lernen wird. Mit dieser Frau, von einfachem Gemüt, aber sinnlich und lebensfroh, wird Goethe den Rest seines Lebens verbringen, auch wenn diese ´unstandesgemäße´ Beziehung zum Gespött in der Weimarer Gesellschaft wird. Welch ein Kontrastprogramm stellen Rosina in der Fiktion und Christiane in der Historie zu der kühlen Frau von Stein dar, die – auf welche Art auch immer – vor seiner Flucht die Frau in Goethes Leben war! Bei Ortheil hat es den Anschein, als ermöglichten Goethes Liebeserlebnisse in Rom – zunächst mit Rosina, später noch mit einer ähnlich gearteten jungen Dame – erst eine dermaßen leidenschaftliche, ´wilde´ Ehe, wie er sie nach seiner Rückkehr mit Christiane erleben wird. Die Annahme, dass in Rom tatsächlich etwas stattgefunden haben muss, was Goethes

⁴⁹⁸ Ebd. S. 233.

⁴⁹⁹ Ebd. S. 232.

⁵⁰⁰ Vgl. ebd. S. 234.

⁵⁰¹ Ebd. S. 234.

⁵⁰² Ebd. S. 239.

⁵⁰³ Ebd. S. 236.

Sinneswandel bewirkt hat, findet sich auch unter Goethephilologen wieder. Die Vermutung, dass irgendeine *Faustina* – oder vielleicht auch mehrere! – die Ursache für die neue Leidenschaft in Leben und Dichtung (denkt man an die *Römischen Elegien*) des Meisters gewesen sei, liegt so fern nicht. Man weiß in dieser Hinsicht nichts Genaues über Goethes Romaufenthalt, aber die Veränderungen nach seiner Rückkehr sind doch nicht zu übersehen. Mag Ortheils fiktive Möglichkeit, Goethe, wie wir noch sehen werden, eine Affäre mit einer Dame namens Faustina zu unterstellen, auch bewusst zu einfach und mit Recht in Romanform gehalten sein, ihren Reiz hat sie doch! Dieses Spekulieren über das Liebesleben des Dichters ist erlaubt, weil es in deutlich erdachter Form, nämlich als Roman, geschieht, und nicht als Sachbuch irgendeinen Wahrheitsanspruch erhebt. Man weiß recht viel über *den* Goethe, der er vor seiner Abreise war, und über *den* Menschen, als der er nach Weimar zurückkehren wird. Man sieht ebenfalls die Verwandlung, die stattgefunden hat, ihre Ursache aber kennt man nicht. Über die Zeit dazwischen herrscht weitestgehend Unklarheit, in die Ortheil auf amüsante Art Licht zu bringen versucht. Hilfreich ist ihm dabei der Name Faustina, den Goethe selbst der Angebeteten in seinen zurück in Weimar entstandenen *Elegien* geben wird, und den Ortheil hier aufgreift und im wahrsten Sinne wörtlich nimmt.

Als Goethe Giovanni begrüßt, kommen die beiden ebenfalls auf das Thema Liebe zu sprechen: Der Gastgeber zeigt seinem Besucher stolz die Sammlung von Gipsbüsten, von der Beri besonders die der Göttin Juno zu loben weiß. Erfreut geht Goethe auf das Kompliment ein und bezeichnet dieses Kunstwerk als die „*erste Liebschaft*“⁵⁰⁴, die er in Rom hatte. Die *erste*, wohlgemerkt, der inzwischen eine weitere gefolgt ist, die selbst noch nicht die letzte gewesen sein wird. Aus Rom ließ der historische Goethe später diese überlebensgroße Darstellung der Juno-Büste nach Weimar in sein Haus am Frauenplan schaffen. Auch heute noch kann sie dort bewundert werden, und der Besucher erhält die Auskunft, bei dieser Statue handele es sich möglicherweise um Goethes Idealbild einer Frau.

Für Giovanni's weiteres Vorgehen ist Rosinas Hilfe nun wichtiger denn je zuvor, ist ihre Bedeutung für Goethe doch größer geworden, als er je zu vermuten gewagt hätte. Goethe bedankt sich sogar ausdrücklich dafür, dass er ihm seine „*Schwester überlassen*“ habe, sie, die für ihn „*der gewandte Geist Roms, [...] das Freundliche, Gastliche, Heitere in Person*“⁵⁰⁵ bedeutet; durch sie „*sei die Musik in das Haus eingezogen*.“⁵⁰⁶ Mit ihrer freundlichen, unaufdringlichen Art, in der sie allen hilft und dabei auch noch ihren hellen Gesang ertönen lässt, reiht sie sich ein in die Garde der Menschen, die sich um den großen Meister sammeln.

⁵⁰⁴ Ebd. S. 231.

⁵⁰⁵ Ebd. S. 238.

⁵⁰⁶ Ebd. S. 240.

Dabei gilt es, selbst so wenig wie möglich aufzufallen, geschweige denn Goethe zur Last zu fallen. Allein die Tatsache, sich in der Nähe des großen Mannes aufhalten zu dürfen, scheint ihr, und neben ihr auch vielen anderen, auszureichen.⁵⁰⁷ Dies haben Ortheils Goethe und sein historisches Vorbild gemeinsam: Um den Meister hat sich in der Tat eine Vielzahl von Menschen geschart, die ihre persönlichen Bedürfnisse zu Gunsten des Dichters zurückgestellt haben. Ihre einzige Belohnung war es, darauf hoffen zu dürfen, in der Gegenwart des Verehrten geduldet zu werden. Zu denken ist dabei stellvertretend für viele andere an den armen Eckermann und an Christiane Vulpius, die um Goethes Willen vieles haben ertragen und erdulden müssen. Aber auch in der gesamten Weimarer Hofgesellschaft war es Brauch, den verehrten Dichter und Politiker mehr als nur zuvorkommend zu behandeln, auf seine Launen Rücksicht zu nehmen und ihn mit allem Unwichtigen oder gar Lästigen zu verschonen. Ob Goethe diese Haltung der anderen als selbstverständlich hinnahm, oder ob er dafür dankbar war, sei dahingestellt. Wahrscheinlich dürfte er jedoch nicht gerade unter mangelndem Selbstbewusstsein gelitten und dieses Verhalten der anderen als angebracht empfunden haben. Inwiefern er jedoch tatsächlich der Egozentriker gewesen ist, für den ihn viele Goethe-Philologen halten, sei dahingestellt. Vielleicht verstellten ihm auch sein unzweifelhaft bedeutendes Talent und Engagement auf vielen Gebieten den Blick für das Wohl seines Umfelds. Bei Ortheil handelt Goethe auf jeden Fall mehr als egoistisch, wird die arme Rosina doch ausgedient haben, als sie ihren Zweck erfüllt hat und von einer neuen Frau an Reizen überboten wird. Gnade der Frau, die sich in Goethe verliebt!

Die Tage ziehen ins Land und nur wenig verändert sich. Tagsüber malt Goethe, nachts führt er lange Diskussionen mit anderen Künstlern. An seinen dichterischen Werken wird nach Auskunft Rosinas nur wenig gearbeitet und auch erst *„am späten Morgen, wenn er schon müde ist.“*⁵⁰⁸ Langsam verlassen die junge Römerin ihre Kräfte, aber Beri ermahnt sie eindringlich: *„Rosina, mein Engel, wir wollen beide, daß er glücklich ist. Und wir wissen, daß er, um dieses Glück endlich zu finden, zum Dichten zurückfinden muß. Aber wir müssen Geduld haben, viel Geduld.“*⁵⁰⁹

Aber dann, als Giovanni beinahe schon alle Hoffnungen hatte fahren lassen, erfolgt der Durchbruch: Goethe verwandelt sich! Es scheint, *„als habe er sich selbst frei gesprochen.“*⁵¹⁰ Völlig überraschend wird aus dem vormals kühlen, sachlichen Dichter, der einer zurückgezogenen und freudlosen Lebensweise verpflichtet schien, ein ausgelassener,

⁵⁰⁷ Vgl. ebd. S. 240f.

⁵⁰⁸ Ebd. S. 244.

⁵⁰⁹ Ebd. S. 244.

⁵¹⁰ Ebd. S. 252.

sinnenfroher Mann, der die Freuden des Daseins zu genießen weiß. Giovanni glaubt, seinen Augen kaum zu trauen, als er miterleben muss, wie Goethe sich eines Nachts aus dem Haus schleicht und auf dem Platz vor der Kirche Santa Maria zu der Musik von Straßenmusikanten zu tanzen beginnt: *„Endlich war es also geschehen, der Bann war gebrochen, Goethe hatte begonnen, sich verzaubern zu lassen. [...] Er tanzt, frei und kräftig, er stürzt sich in das Dunkel der Nacht!“*⁵¹¹ Immer seltener greift der Dichter bei seinen Streifzügen durch die Natur zu seinem Skizzenblock, immer mehr sucht er das *„Gespräch mit den Menschen auf den Straßen, von denen er nie genug zu erfahren schien.“*⁵¹² Bei einem Urlaub in Castelgandolfo gibt *„sich Goethe plötzlich ganz dem Naturleben hin, gesellig und freundschaftlich wie nie.“* Sein Benehmen bekommt etwas *„Unbekümmertes, Sorgloses“*⁵¹³, er unterwirft sich nicht länger irgendwelchen Pflichten – weder zeichnerischer, noch dichterischer Natur –, sondern lebt frei und sorglos in den Tag. Er lädt ganze Scharen von Menschen ein, die, anders als früher, nicht mehr zu intellektuellen Diskussionen aufgefordert werden, sondern sich mit ihm am fröhlichen Landleben erfreuen sollen.⁵¹⁴ Wodurch genau diese unglaubliche Veränderungen an Goethe verursacht wurden, lässt Ortheil offen. Ob sie in der Tat die Früchte von Beris Bemühungen sind, oder was ansonsten dahinter stecken könnte, bleibt unklar.

Derweil geht es mit der unglücklichen Rosina bergab. Ihre Verwandlung ist weniger positiv als die Goethes. Der Dichter scheint auch hier wieder keinen guten Einfluss auf eine Dame zu haben und mit dem angebotenen Herzen sehr grob umzugehen. Giovanni bemerkt, dass aus der vormals stolzen Römerin nun *„so etwas wie eine Lotte“* geworden ist, *„eine immer herzliche, besorgte und tüchtige Frau, die aber etwas Fades und Gleichförmiges hat.“*⁵¹⁵ Von ihrer alten Leidenschaft ist nur noch wenig zu spüren, sie hat sich in ihren Bemühungen um Goethe selbst verbraucht. Aber bevor sie das gleiche Schicksal erleidet wie die arme Friederike Brion, der es in der Historie für kurze Zeit vergönnt war, die Angebetete des Künstlers zu sein, dann aber verschmäht sitzen gelassen wurde, bäumt sich der starke Charakter der Römerin noch einmal auf: Rosinas Geduld ist endlich am Ende, sie will sich nicht länger hinhalten und ausnutzen lassen und verlässt den Kreis derer, die sich um Goethe geschart haben, um ihm ohne Rücksicht auf eigene Interessen zu dienen. Sein Interesse an ihr als Frau ist im Laufe der Zeit immer mehr abgeflacht. Wie selbstverständlich *„war sie zu einem Teil seines Lebens geworden, kein bedeutender, ausführlich erwähnenswerter, aber*

⁵¹¹ Ebd. S. 249.

⁵¹² Ebd. S. 251f.

⁵¹³ Ebd. S. 252.

⁵¹⁴ Vgl. ebd. S. 252f.

⁵¹⁵ Ebd. S. 250f.

doch einer, auf dem dieses Leben ein wenig ruhte.“⁵¹⁶ Diesmal ist Goethe jedoch an die Falsche geraten: Anders als Eckermann und ‘Konsorten’ gibt sich Rosina nicht mit einer Statistenrolle im Leben des Dichters zufrieden, sondern entscheidet sich für einen anderen Mann, der ihr neben ideeller Anbetung auch noch etwas Handfestes zu bieten hat: Der junge Maler Federico Bir aus Goethes Gefolge hat es ihr angetan, der seine Liebe nicht nur in schönen Worten, sondern auch in Taten auszudrücken versteht.⁵¹⁷ Laut lamentierend klagt sie Beri ihr Leid und enthüllt eine Menge über die unangenehmen Seiten an Goethes Charakter: „[...] *Ich habe Wochen und Monate nur auf ihn gewartet, ich habe alles getan, ihm zu gefallen, doch dieser Mensch ist es nicht wert. Er zieht alle an sich, alle dürfen sich mühen, ihm behilflich zu sein, doch er widmet sich den anderen immer nur kurz, als müßte er haushalten mit seinen Stunden. In all den vielen Wochen hat er mich nicht einmal umarmt und nicht einmal geküsst. [...] Giovanni, ich sage Dir, er kann nicht lieben! Er sammelt die Menschen wie Früchte zu einem guten Dessert, er garniert sie zu Runden, jeder darf etwas beitragen, ihn bei Laune zu halten! Doch das Hauptgericht – das ist er allein, er mit seinen Künsten [...].*“⁵¹⁸ Starke Worte – auch wenn man berücksichtigen muss, dass sie aus dem Munde einer von der Liebe enttäuschten jungen Frau stammen! Aber sie spiegeln ein Bild Goethes wider, das in der Forschung bereits seit langer Zeit diskutiert wird. Energisch macht Rosina ihrer Wut Luft. Aus der Lotte, zu der sie durch Goethe geworden ist, wird wieder die altbekannte, stolze und temperamentvolle Römerin, die durch ihren „Kampf“ mit Goethe „stärker geworden“⁵¹⁹ ist. Sie hält sich nicht mit bloßen Drohungen gegen ihren Herzensbrecher auf, sondern will sich tatkräftig rächen und bietet Giovanni an, ihm weiterhin behilflich zu sein und ihm endlich die Augen dahingehend zu öffnen, wie es wahrhaftig um Goethes Charakter bestellt ist: „*Giovanni, ich werde Dir weiter helfen. Jetzt wird es mir sogar leichter fallen als früher, als ich ihm noch hinterherlief wie eine Gans. Ich werde Dir alles sagen, was ich zu sehen bekomme, es wird mir sogar Freude machen, Dir all seine Dummheiten zu schildern, haarklein, daß Du begreifst, was für eine trübe Gestalt er doch ist!*“⁵²⁰ Zu lange hat sie unter Goethe zu leiden gehabt, zu lange hat er ihre Eifersucht durch seine ständigen Flirts mit anderen Frauen angefacht. War er vor seiner Verwandlung noch den Frauen Roms weitestgehend abhold gewesen, so hat er sich inzwischen zu einem wahren Schürzenjäger gemausert. Pikanterweise gerät er dabei beinahe wieder in eine ähnliche Dreieckskonstellation wie seinerseits in Wetzlar (und wie der arme Werther im gleichnamigen

⁵¹⁶ Ebd. S. 251.

⁵¹⁷ Vgl. ebd. S. 257f.

⁵¹⁸ Ebd. S. 254.

⁵¹⁹ Ebd. S. 257.

⁵²⁰ Ebd. S. 258.

Roman), zum Glück kommt aber noch rechtzeitig heraus, dass die diesmal Angebetete bereits verlobt war und bald heiraten wird. Seine Erleichterung über diese frühzeitige Entdeckung kann Goethe kaum verbergen: „*Fast hätte mich ein schlimmes Schicksal ereilt*“⁵²¹ rief er immer wieder, jeder bekam es zu hören, der damit nichts anfangen konnte.“⁵²¹ Rosina jedenfalls hat abgeschlossen mit dem vormals Verehrten. Seine arrogante Art, in der er annimmt, jede Frau müsse ihm zu Füßen liegen, stößt sie ab. Kurz und bündig fasst sie ihre neue Sicht auf Goethe zusammen, der in ihren Augen nur eines ist: ein wahrer Schaumschläger. „*Dabei ist er doch nur ein Gespenst, jawohl, ein Phantom, kein Mensch aus Fleisch und Blut, sondern eine Erscheinung aus dem nordischen Nebel, in dem man nichts zu fassen bekommt.*“⁵²²

Bei aller Kritik der jungen Römerin: Giovanni kann zufrieden sein, „*seine Aktionen hatten schon einiges bewirkt*“. Jetzt fehlt noch eines: „*die letzte Vollendung, der Vorstoß zum Herzen!*“⁵²³ Zwar hat sich Goethe inzwischen weitestgehend von der Malerei ab-, bedauerlicherweise aber noch nicht hinreichend dem Dichten zugewandt. Um dies zu bewirken, müsse man ihn, so Beri, mit der Magie Roms in Berührung bringen, „*ihm einen gleißenden Spiegel vorhalten, in dessen Bild an seiner Seite die Zauberin Roma erschien, die Göttin der Stadt, verführerisch schön seit ewigen Zeiten und doch jünger und lebendiger als alle Kunst.*“⁵²⁴ Ein guter Plan, aber wie genau Beri dabei vorzugehen hat, ist ihm selbst noch unklar. Noch ahnt der arme Kerl nicht, dass er zwar eine wichtige Rolle bei der Begegnung zwischen Goethe und der *Zauberin Roms* spielen, diese Entwicklung ihm jedoch gar nicht gefallen wird ...

Bedauerlicherweise scheint der Dichter nach seiner Rückkehr aus Castelgandolfo keinerlei Fortschritte zu machen. Im Gegenteil: Zu Giovannis Entsetzen umgibt er sich wieder mit seinen Gefährten aus vergangenen Tagen, mit denen er in tiefsinnigen Debatten versinkt. Da muss der junge Römer natürlich einschreiten: „*Ach, wie man es auch drehte, es kam darauf an, Goethe von all diesen Menschen und ihren Übeln zu befreien.*“⁵²⁵ Danach erst, so scheint ihm, ist Goethe eine Rückkehr zu seiner wahren Berufung – dem Schreiben – ungehindert möglich.

Auf dem Berg Palatin, dem erstbesiedelten der sieben Hügel Roms und der Ort, an dem Romulus angeblich die Stadt gegründet hat, kommt es schließlich zum alles entscheidenden Höhepunkt: Goethe wird wiedergeboren, und das interessanterweise an der Stelle, an der auch

⁵²¹ Ebd. S. 256.

⁵²² Ebd. S. 256.

⁵²³ Ebd. S. 259.

⁵²⁴ Ebd. S. 260.

⁵²⁵ Ebd. S. 263.

die Stadt, mit der sein Schicksal eng verknüpft zu sein scheint, ihren Anfang nahm. Beri beobachtet den Künstler, der wieder einmal ganz versunken in seine Zeichenversuche ist, aus der Ferne, bis dieser plötzlich aufspringt, sein Bild lange betrachtet und anscheinend eine weitreichende Entscheidung trifft: Zu Giovanni's großer Freude sieht er endlich die Aussichtslosigkeit seines Tuns ein und beendet seine Karriere als bildender Künstler mit einem heftigen Ausbruch, indem er seine misslungene Schöpfung vernichtet. Er wirft das Blatt auf die Erde und zertrampelt es: „[...] *Dieses Stampfen, Treten und Zerfetzen wurde von lauten Schreien begleitet, es waren Schreie des Aufbegehrens und Schreie des Hasses. 'Er geht mit sich selbst zu Gericht', dachte Beri, 'jetzt ist es soweit, er macht sich den Prozeß. Wahrscheinlich ist er an eine Grenze gestoßen, er hat erkannt, daß er nicht weiterkommt, er gibt auf.'*“ Am liebsten hätte Beri eingegriffen, aber er weiß genau, daß er „*diesen Ausbruch nicht unterbrechen*“ darf, auch wenn er Goethe nie zuvor „*so impulsiv gesehen [hat], [...] so hilflos und schwach.*“⁵²⁶ Zum Abschluss dieser Orgie der Vernichtung zerreißt Goethe sein Werk in kleine Fetzen, die er, erschöpft auf dem Rücken liegend, auf sich hernieder regnen lässt. Giovanni ist zutiefst erschüttert, aber nun ist seine Stunde gekommen. Er kann nun endlich den Schwur einlösen, den er im Moment des ersten Zusammentreffens mit dem Fremden seinerseits auf der Piazza del Popolo abgelegt hatte: Er kann ihm als Freund zur Seite stehen! Jetzt ist der Augenblick gekommen, an dem „*er, Giovanni Beri, bereit [stand], um ihn im Empfang zu nehmen!*“ Er möchte einem Freund in Not zu Diensten sein und schlendert daher klopfendem Herzens und wie zufällig in Richtung des Leidenden. Hier taucht zum ersten Mal die Anrede „*Freund*“ auf und zwar, als Goethe die Ankunft Beris freudig begrüßt und seine Bedenken, ob er etwa ungelegen käme, eindringlich zerstreut: „*Du kamst mir noch selten so gelegen wie jetzt.*“⁵²⁷ Goethe übertreibt hier nicht, denn bereitwillig zieht er Giovanni ins Vertrauen und entdeckt ihm seine innersten Gefühle; es tut ihm anscheinend gut, sich einmal offenbaren zu können. Es zeigt sich, dass Giovanni mit seinen Vermutungen über das Gefühlsleben Goethes instinktiv richtig gelegen hat. Vielleicht ist doch etwas dran an der Verbundenheit durch *Seelenverwandtschaft*, die Beri zu dem Dichter hinzieht. Vielleicht stoßen wir hier auf eine *Wahlverwandtschaft*?

Mit einem Blick auf die in Fetzen gerissenen Bilder sucht Giovanni den Gesprächseinstieg. Goethe spricht über seine vergeblichen Versuche, den Ausblick, der sich ihm vom Palatin aus bietet, zeichnerisch zu erfassen. Und nun geschieht das Erstaunliche: Der Künstler, der sich nicht befähigt zeigt, seine Eindrücke bildnerisch wiederzugeben, versteht es ausgezeichnet, diese in Worte zu fassen! Seine mündliche Beschreibung dessen, was er sieht, erfasst genau

⁵²⁶ Ebd. S. 267.

⁵²⁷ Ebd. S. 269.

die Stimmung, die über der Landschaft liegt, und ermöglicht dem inneren Auge des Lesers von Ortheils Roman einen eindrucksvollen Anblick des abendlichen Roms.⁵²⁸ Jetzt ist es ganz klar: Goethes künstlerische Bestimmung liegt in der Dichtkunst. Er ist kein Meister der Farben, sondern der Worte! Ihm selber fällt dies zwar noch nicht auf, aber der erste Schritt zur Besinnung ist getan.

Goethe sieht inzwischen ein, dass sein Versuch, in der Malerei Fuß zu fassen, eine „ganz in die Irre führende“ Unternehmung gewesen ist, nichts anderes als bloße „Stümperei“⁵²⁹. Daher traut sich Beri auch, ihn auf seine wahre Berufung, das Dichten, das er lange Zeit verleugnet hat, anzusprechen. Zunächst schweigt Goethe, aber dann gibt er zu: „*Ich habe mich von diesen Zeiten unendlich entfernt, und ich habe versucht, mit dem Dichten hier in Rom einen neuen Anfang zu machen ...*“⁵³⁰. Beri hatte also richtig gelegen mit seinen Vermutungen. Derart ermutigt traut er sich noch mehr vor und konfrontiert den Dichter mit weiteren Mutmaßungen: „*[...] Filippo ist wohl nach Rom gekommen, weil er es in diesem Norden dort droben nicht länger aushielt. Und mehr: Filippo ist hierher geflohen, Filippo hat sich vor diesem Norden und den nordischen, vielleicht auch einigen nordischen Menschen nach Rom abgesetzt! Um sie hier zu vergessen, um hier ein anderes Glück zu suchen!*“⁵³¹ Goethe ist fassungslos, wie genau Giovanni ihn durchschaut, hat und gibt zu, dass die Spekulationen des jungen Römers der Wahrheit entsprechen: „*[...] Stell Dir nur mein Erstaunen vor, mich von Dir so entdeckt zu finden! Konnte ich ahnen, wie genau mein Schicksal sich in Dir abzeichnete? Denn es ist wahr, ja, es ist wahr, ich habe mich nach Rom aufgemacht, um den Norden, wie Du es nennst, zu vergessen ...*“⁵³². Und er gibt sogar zu: „*Ja, um ihm zu entfliehen ...*“⁵³³, um insbesondere „*diese verheiratete Frau*“⁵³² nicht mehr sehen zu müssen! Hier kann Ortheil nur auf das Verhältnis Goethes zu Charlotte von Stein anspielen, das durch seine überstürzte Abreise aus Weimar jäh unterbrochen wurde. Ortheils Goethe scheint sehr unter dieser nicht unproblematischen Beziehung gelitten zu haben. So sehr, dass ihm letztendlich nur ein Ausweg möglich schien: die Flucht und ein Neuanfang in Rom, um nach der Rückkehr in die Heimat endlich wieder ein freier Mann zu sein und frei von Altlasten einen neuen Lebensweg beschreiten zu können. Kurz, wie Giovanni es ausdrückt: „*das ganze Glück, den Lebensstrauß*“⁵³³ zu finden. Dieses Fluchtmotiv scheint übrigens nicht so ganz aus der Luft gegriffen zu sein, bezeichnet sich der historische Goethe im

⁵²⁸ Vgl. ebd. S. 270.

⁵²⁹ Ebd. S. 270.

⁵³⁰ Ebd. S. 271.

⁵³¹ Ebd. S. 272.

⁵³² Ebd. S. 273.

⁵³³ Ebd. S. 271.

Reisetagebuch an Charlotte von Stein selbst als „*nordischer Flüchtling*“. Ob der historische Goethe ebenso empfunden hat oder ob bei seiner Entscheidung andere Gründe von Bedeutung waren, ist hier irrelevant. Einzig und allein das Bild, das Ortheil für uns von dem großen Dichter malt, ist von Interesse. Und für *seinen* Goethe waren eben hauptsächlich Charlotte von Stein und die seit einiger Zeit brachliegende Tätigkeit als Schriftsteller ausschlaggebend für seine Flucht. Die erhofften Ziele des Romaufenthalts sind dementsprechend das Beenden und Verarbeiten einer aussichtslosen Liebschaft und die Überwindung seiner, sei es durch den anstrengenden Politikerdienst oder andere Gründe veranlassten, Schreibblockade.

Ortheil hält sich an die oben aufgeführten Regeln für revisionistische fiktive Biographien. Er widerspricht mit seiner Darstellung nicht den historisch belegten Tatsachen, sondern erweitert sie, füllt Lücken und Leerstellen aus, beantwortet offene Fragen und erfüllt dabei immer den Anspruch der *Plausibilität*. So in etwa könnte sich Goethes Aufenthalt in Rom tatsächlich zugetragen haben. Natürlich sind sich Autor und Leser darüber im Klaren, dass weder ein Giovanni Beri noch seine Komplizin Rosina jemals existiert haben, aber *denkbar* wäre es schon. Im Unterschied zu anderen Autoren wie etwa Peter Jakob beruht Ortheils Fiktion auf *dem starken Kern historischer Fakten*: Goethe war tatsächlich in Rom; auch bei den angegebenen Daten hält sich der Autor strikt an die Fakten, ebenso bei den Charakteren aus Goethes Gefolge. Er weicht nur dann von der Historie ab, wenn sie ihm keine Informationen mehr liefert. Dann wird Ortheils Phantasie aktiv, und er gestaltet eine fiktive Ebene, die sich wie ein Puzzleteil in die Welt der überlieferten Tatsachen einfügt!

Zurück zu der entscheidenden Situation auf dem Palatin: In der Tat gibt Goethe zu, in Rom vom Glück schon einiges erfahren zu haben, mehr, als er im Norden davon je zurückgeben könnte.⁵³⁴ Aber Beri rügt ihn: Ihm fehle noch das Entscheidende, das, was Glück eigentlich ausmache: die Liebe, ohne die sein Glück auf immer „*ein Nichts bleiben wird!*“⁵³⁵ Es ist an der Zeit für Giovanni, Goethe zu erklären, warum er sich so stark für ihn und sein Wohlergehen engagiert: Er berichtet ihm von der unglaublichen und reinigenden Wirkung, die das Lesen des *Werther* auf ihn gehabt hatte, von der schönsten „*Wandlung*“⁵³⁶ seines Lebens und seinem Bedürfnis, nun dem Schöpfer dieses Werkes auch behilflich sein zu dürfen. Damit führt er Goethe eindringlich vor Augen, welche Macht er als Schriftsteller ausüben vermag und wo seine wahre Bestimmung liegt.

Nach diesem Geständnis wird ihm klar, was ihn von Beginn an zu diesem Menschen hingezogen hat: sein Bedürfnis nach *Freundschaft*, sein Bedürfnis nach einem Menschen, der

⁵³⁴ Vgl. ebd. S. 274.

⁵³⁵ Ebd. S. 274.

⁵³⁶ Ebd. S. 275.

ihn von seinem Alleinsein erlöst. Der Tod der Mutter und der Verlust des Bruders hatten einen einsamen Mann aus ihm gemacht, und genau in dieser Situation begegnete er Goethe: *„Doch er war allein gewesen, sehr allein, und in diesem Alleinsein war ihm der Fremde begegnet [...]. Natürlich, jetzt hatte er es verstanden, es war ja ganz deutlich, er hatte die Freundschaft dieses Mannes gesucht, von Anfang an! Nichts anderes lag all seinem Laufen zugrunde, nichts anderes beherrschte seine Regungen und Gedanken so wie dieser lange verborgene Wunsch: Filippo Miller, den Dichter aus Weimar, zum Freund zu gewinnen!“*⁵³⁷ Auf dem Palatin besiegeln die beiden Männer einen *„Freundschaftsbund“*, der in seiner Innigkeit nur wenig mit heutigen Männerfreundschaften zu tun hat, sondern *„dem das klassische Muster der Gefühlskultur des 18. Jahrhunderts eingeschrieben ist.“*⁵³⁸ Beachtenswert ist zudem die Tatsache, dass diese Freundschaft über die Standesgrenzen hinweg und noch dazu zwischen zwei Männern aus verschiedenen Kulturkreisen begründet wird.

Goethe als Freund, dieser Gedanke ist recht neu in der Goethe-Literatur. Bisher sind die Autoren eher von der gegenteiligen Annahme ausgegangen: Goethe braucht einen Freund. Dieses Motiv findet man, wie oben bereits erwähnt, des öfteren. Goethe gilt, trotz oder gerade wegen seines Ruhmes und Genies, als einsamer Mann, der dringend wahrer Freundschaft bedarf; zugleich gilt er aber auch als besonders *wertvoller* Mensch, der sein Genie nicht mit alltäglichen Nichtigkeiten vergeuden sollte und daher auf viele freiwillige dienstbare Geister um sich herum angewiesen ist. Goethe im Mittelpunkt, als Empfänger von Freundschaftsdiensten und Aufopferungen aller Art, dieses Bild kennt man, und es scheint sich auch in Einklang mit der überlieferten Historie zu befinden, denkt man an die Vielzahl der Menschen, die ihr eigenes Wohl und Wehe zugunsten des Dichters zurückgestellt haben. Der historische Goethe dürfte nur wenige wahre Freunde gehabt haben, legt man der Definition einer solchen Bindung die Idee von *gegenseitiger* Zuwendung und Hingabe zugrunde. Vielleicht kann seine spätere Bekanntschaft mit Zelter, einer der wenigen Menschen, mit denen er das Du pflegte, als solche gewertet werden. Aber da war Goethe auch schon älter, weiser und reifer, was ihn aber auf der anderen Seite nicht davon abhielt, andere Menschen weiterhin auszunutzen. (Hier denke ich wieder einmal an Eckermann, dessen Verhältnis zu Goethe man keinesfalls mit einer Freundschaft gleichsetzen sollte, waren die Bemühungen um den anderen stets nur in einer Richtung zu finden.)

Hier finden wir ausnahmsweise einmal den umgekehrten Fall: Goethe in seiner Eigenschaft als Freund, er, der Egomane schlechthin, das ist beinahe unbekannt! Was ihm in

⁵³⁷ Ebd. S. 276.

⁵³⁸ Kopp-Marx 2000. S. 183.

der Geschichte vermutlich weitestgehend versagt blieb, gesteht ihm Ortheil in der Fiktion zu: Er erfährt wahre Freundschaft mit der in dieser Form der Beziehung üblichen *Gegenseitigkeit*. Giovanni baut auf ihn und bekommt tatsächlich die erhoffte Hilfe in Gestalt des *Werther*, dessen Lektüre sein Leben augenfällig zum Besseren wendet. Damit hat ihm Goethe als Schöpfer dieses Werkes einen wahren Freundschaftsdienst erwiesen, denn genau dafür sollten Freunde auch da sein: einander beizustehen in der Not. Dass dieser Dienst allerdings unbeabsichtigt, beinahe zufällig, erwiesen wurde, denn Goethe hat den *Werther* nicht als Lebenshilferatgeber geschrieben, muss allerdings auch berücksichtigt werden. So weit geht Ortheil denn doch nicht, dem als Egozentriker verschrieenen Mann edelmütige Motive zu unterstellen. Vielmehr liegt die Betonung auf der Tatsache, dass Goethe als Schriftsteller und Schöpfer großer Werke für das Leben seiner Leser von hoher Bedeutung ist. Diese Intention deckt sich mit Ortheils Bestreben, den Romaufenthalt als Kur für eine von seiner wahren Bestimmung – dem Schreiben – abgekommene Künstlernatur anzusehen. Denn an Giovanni erweist sich, wo Goethe tatsächlich den gesuchten Lebensinhalt finden kann: nicht in der Malerei, zu der er nur wenig Talent hat, sondern in der Dichtkunst, mit der er es eindringlich versteht, seine Leser zu berühren und positive Eingriffe in ihr Leben vorzunehmen. Denn das ist wahre Kunst, das und nichts anderes!

Giovanni und Goethe befinden sich nach diesem klärenden Gespräch im Einklang miteinander. Diese Harmonie ihrer Herzen äußert sich in ähnlichen Gedanken, die sie hegen, in ähnlichen Bewegungen, die sie zeitgleich machen.⁵³⁹ Bemerkenswerterweise nennt Beri sein Gegenüber auch trotz dieser neugewonnenen Intimität weiterhin *Filippo*, obwohl er schon lange wissen müsste, dass es sich dabei um ein Pseudonym handelt. Dies kann auch keine höfliche Aufrechterhaltung des Geheimnisses sein, da er auch in seinen Gedanken immer noch von *Filippo* spricht. Der wahre Name interessiert ihn anscheinend nicht. Wenn Goethe beschlossen hat, sich so zu nennen, soll es Beri Recht sein. Von Belang sind für ihn nur Charakter und Wesen des Menschen Goethe und die Tatsache, dass beide endlich zueinander gefunden haben.

Goethe hat seine wahre Bestimmung, das Dichten, und dadurch auch sich selbst wiederentdeckt. Er demonstriert seinem neu gewonnenen Freund die ersten, noch zaghaften schriftstellerischen Versuche, die er kürzlich unternommen hat, und zitiert einige Verse aus dem ersten Akt seines Singspiels *Claudine von Villa Bella*: „[...] *Liebe schwärmt auf allen Wegen, Treue wohnt für sich allein; Liebe kommt Euch rasch entgegen, aufgesucht will Treue*

⁵³⁹ Vgl. Ortheil 2000. S. 277.

sein.⁵⁴⁰ Beri erkennt zwar die poetische Schönheit der Verse, nicht aber ihren programmatischen Charakter: die „*grundsätzliche Opposition von Liebe und Treue*“⁵⁴¹, die sich ihm nur allzu bald erschließen wird. Er freut sich vielmehr für seinen Freund und verspricht ihm, dass es von nun an aufwärts gehen werde. „*Dann hast Du es bald geschafft*‘, [...] *Bald bist Du angekommen in Rom, nach mehr als einem Jahr bist Du angekommen in Rom!*“⁵⁴² Rom steht hier sinnbildlich für den Ort des wahren Selbst. Die Stadt, von der sich Goethe Hilfe in einer Lebenskrise erhoffte, hat ihm den ersehnten Dienst nicht versagt: Die Ewige Stadt erweist sich einem Suchenden in Not als Quelle der Wahrheit. Nun weiß Goethe, wie es in seinem Leben weitergehen wird, mehr noch: Er kann endlich wieder aus seinem lange brach liegenden dichterischen Potential schöpfen und seine Kreativität in die richtigen Bahnen lenken. Dies alles haben Rom und Giovanni Beri für ihn getan, letzterer aus Dankbarkeit und tiefer Freundschaft! Die neue Freundschaft in so großer Eintracht muss gefeiert werden, beschließen die beiden, und der Römer führt den neu gewonnenen Gefährten in die Schenke, in der auch seine geliebte Faustina zu finden ist. Und damit nimmt das Unheil seinen Lauf ...

Der Leser ahnt bereits, was auf den armen Giovanni zukommen wird: Goethe wird das Liebesglück finden. Aber nicht, wie von Beri mit langer Hand geplant, sondern auf ganz unvorhergesehene Art und Weise in Faustinas Armen: Gelegenheit macht eben Diebe! Tragischerweise ist sogar Beri selbst noch derjenige, der Goethe und Faustina miteinander bekannt macht, natürlich ohne auch nur im Geringsten zu ahnen, welches Unheil er damit heraufbeschwört: Er wird Faustina an Goethe verlieren, aber er wird dafür auch etwas anderes gewinnen! Im Moment begeht er jedoch den folgenschweren Fehler, dass er zwar Faustina stolz erzählt, um wen es sich bei seinem Gefährten handelt, Goethe umgekehrt jedoch im Unklaren darüber lässt, wie es um sein Verhältnis zu der schönen Römerin bestellt ist.

In dieser Nacht deutet sich bereits an, in welchen Bahnen Giovanni's Schicksal in Zukunft verlaufen wird. Ihm ist klar, dass seine Zeiten als Spion vorüber sind, weshalb er nach Alternativen sucht. Zum ersten Mal erwähnt er, der bislang nur selten gelesen, geschweige denn geschrieben hat, den Wunsch, selbst einmal zur Feder zu greifen: keine Lügengeschichten mehr wie zuvor für den Geheimdienst, sondern „*zu seinem eigenen Ruhme*“ die Geschichte über die Freundschaft zwischen ihm und Goethe. Langsam wird er seinem neuen Gefährten immer ähnlicher, übernimmt immer mehr dessen Rolle und malt sich

⁵⁴⁰ Goethe war zwischen November 1787 und Februar 1788 mit der Umarbeitung dieses Singspiels befasst. Wie Michaela Kopp-Marx in ihrem Aufsatz anmerkt, schickte Goethe genau diese Verse am 28. Dezember 1787 an Charlotte von Stein nach Weimar.

⁵⁴¹ Kopp-Marx 2000. S. 184.

⁵⁴² Ortheil 2002. S. 279f.

sogar eine Zukunft als Schriftsteller aus: „*Noch in Jahrhunderten würde man nachlesen, wie der Römer Giovanni Beri sich den berühmten Dichter aus dem Norden zum Freunde gemacht und ihm dadurch geholfen hatte, dem Norden ganz zu entkommen.*“⁵⁴³

Nach dem mit Goethe gemeinsam verbrachten Abend in der Schenke wartet Giovanni nachts vergeblich auf das erhoffte Erscheinen seiner Geliebten. Rosina, die die Nacht im Haus am Corso in den Armen ihres Federico verbracht hat, erscheint anderntags, um ihm eine, wie sie glaubt, freudige Nachricht zu überbringen: „*‘Giovanni! Trink, trink nur! Es ist geschafft! Wir sind am Ziel! [...] ‘ [...] Unser Filippo hat Feuer gefangen!’ [...] ‘Es ist kein Scherz, Giovanni. Filippo hat diese Nacht mit einer Frau verbracht, vor einer halben Stunde hat sie seine Wohnung verlassen!’*“⁵⁴⁴ Auf weitere Nachfragen wird sie sogar noch deutlicher und schildert ausführlich die heiße Liebesnacht, der Federico und sie nur getrennt durch eine dünne Wand beigewohnt haben. Nach anfänglichem zärtlichem Geplauder, „*beinahe [...] wie ein Duett*“⁵⁴⁵, sei es, so berichtet sie in allen Details, im Zimmer nebenan zu einer wahren „*Raserei*“⁵⁴⁶ gekommen, die sie hat kein Auge zutun lassen.

Hier knüpft Ortheil an die unter Goetheforschern diskutierte These an, Goethe habe erst in Rom, im Alter von inzwischen immerhin vierzig Jahren, seine Sexualität entdeckt. Diese Theorie ist natürlich nicht nachgewiesen und gehört damit in den Bereich vager Vermutungen. Von Bedeutung ist hier auch nicht ihr Wahrheitsgehalt, sondern viel mehr der Kunstgriff Ortheils, der sich zwar nicht wie zuvor auf eine historische Tatsache, aber doch auf ein hartnäckiges Gerücht um Goethe beruft. Das Gemunkel um eine geheimnisvolle Schönheit, die Goethe in Rom in der Liebe unterrichtete, hält sich beharrlich. Ortheil greift den Faden auf und spinnt ihn weiter. Er weitet damit seine Vorgehensweise, die er bis dato nur auf historisch Überprüfbares angewandt hatte, aus und beweist ihre Funktionalität auch in Bezug auf Gegenstände aus dem Graubereich zwischen *Dichtung* und *Wahrheit*. Er darf so vorgehen, erhebt er ja nicht den Anspruch auf Authentizität; vielmehr mixt er geschickt geschichtliche Realitäten, die man hieb- und stichfest nachweisen kann, mit seiner eigenen Phantasie und nun auch noch mit Anekdoten, Gerüchten, Legenden und Sagen, die sich um den Dichter ranken. Eine interessante Mischung, die sich dem Leser damit bietet, und die nun nicht mehr so klar wie bisher in schwarz oder weiß, wahr oder unwahr unterschieden werden kann!

⁵⁴³ Ebd. S: 282.

⁵⁴⁴ Ebd. S. 287f.

⁵⁴⁵ Ebd. S. 288.

⁵⁴⁶ Ebd. S. 289.

Auf jeden Fall muss die Liebesnacht so stürmisch gewesen sein, dass Rosina und Federico im Morgengrauen noch wach waren und daher einen Blick aus dem Fenster auf die junge Dame werfen konnten. Bei ihrer Schilderung packt den armen Giovanni eine böse Vorahnung, hat die Beschriebene doch eine verfluchte Ähnlichkeit mit seiner Geliebten Faustina! Jetzt muss er „Gewißheit“ haben und die Schuldigen gegebenenfalls „zur Rechenschaft“ ziehen. Er macht sich auf nach der „Nacht dieses Verrats“⁵⁴⁷, um Klarheit zu schaffen und wenn nötig „zu richten“. Bei Faustina angekommen, werden seine schlimmsten Befürchtungen wahr: „*Sie hatte ihn betrogen, sie hatte ihn fortgeschickt in dem Wissen, daß sie nicht kommen würde!*“ Sein Verdacht findet Bestätigung, wobei jedoch festzuhalten bleibt, dass der Verrat von Faustina wissentlich, von Goethe jedoch ahnungslos begangen wurde. Ortheil malt hier keineswegs das Bild eines Mannes, der seinem neu gewonnenen Freund absichtlich die Freundin ausspannt, sondern eines Menschen, der unwissentlich und unbeabsichtigt schuldig geworden ist. Giovanni kann sich vorstellen, was Faustina an Goethe gereizt hat: Er ist „*ein Fremder*“, hat „*etwas Unbekanntes, Geheimnisvolles*“ und ist noch dazu eine „*Berühmtheit*“. Noch glaubt er nämlich fälschlicherweise, dass „*Faustina [...] seinem [d.i. Goethes] Werben wohl gleich erlegen*“⁵⁴⁸ war. Aber schnell wird er eines Besseren belehrt: Die selbstbewusste Frau gibt unumwunden zu, dass sie diejenige war, die – angeblich nicht ohne „*schlechtes Gewissen*“⁵⁴⁹ – die Fäden gezogen hatte. Stolz und unabhängig, eben genauso wie Beri vormals von den Römerinnen geschwärmt hat, ist sie gewöhnt, sich genau das zu nehmen, was sie möchte – und wovon sie sich den größten Vorteil verspricht. Das ist momentan eben Goethe, der berühmte und nicht zuletzt auch reiche Dichter aus dem Norden. Dabei übersieht sie geflissentlich die Zugeständnisse, die sie dabei machen muss, oder mindert sie Goethes Eigenschaften als Liebhaber in der für sie typischen, unverbildeten Umgangssprache nur, um Giovanni versöhnlich zu stimmen? „*Giovanni, eh, sei nicht dumm! Wer hat Dir überhaupt von dem allem erzählt?! Wer war der Verräter? Weißt Du denn, was wirklich geschehen ist? Ein großer Liebhaber ist dieser Filippo doch nicht, der nicht! Meinst Du am Ende, er wäre so leidenschaftlich und heftig wie Du? Eh, ich sage Dir, er ist langweilig! Geredet hat er, ununterbrochen geredet! Mir schmerzt der Kopf von all diesen Worten! [...]*“⁵⁵⁰ Wenn die Arme tatsächlich so hat leiden müssen, stellt sich natürlich die Frage nach dem Grund ihres Tuns. Diesen bleibt sie ihrem Freund auch nicht lange schuldig, nicht ohne ihm jedoch seine Rolle als „*Richter*“⁵⁵¹ über ihr Handeln

⁵⁴⁷ Ebd. S. 290.

⁵⁴⁸ Ebd. S. 291.

⁵⁴⁹ Ebd. S. 293.

⁵⁵⁰ Ebd. S. 294.

⁵⁵¹ Ebd. S. 293.

nachdrücklich zu verbieten. Mit zärtlichen Worten schmeichelt sie dem Betrogenen: *‘Giovanni, mein Beriberi! Jetzt überleg mal! Filippo ist reich, Du hast es selbst gesagt! Er wird sich erkenntlich zeigen, und dann bekommen auch wir etwas ab von seinem Reichtum! [...] Ich liebe Dich doch, mein Beriberi, das weißt Du, und Du weißt auch, was ich von diesen Dichtern halte, die mit Worten lieben statt ...’*⁵⁵².

Nun stellt sich die Situation auf einmal ganz anders dar als noch kurz zuvor: Das altbekannte Bild von Goethe als Verführer der Frauen ist vergessen. Vielmehr steht der Arme nun als Verlierer da, der schamlos ausgenutzt und sogar als schlechter Liebhaber verspottet wird. So schnell kann es gehen: Hatte er zuvor doch noch auf Kosten Rosinas gehandelt, ist er nun selbst der *‘Angeschmierte’* in Sachen Liebe. Reingefallen ist er auf die Intrigen einer Frau, die ihm intellektuell nicht das Wasser reichen kann, dafür aber mehr Erfahrung und nicht zuletzt auch Überlebenstraining in der rauen Wirklichkeit besitzt. Dieses Bild ist recht neu in der Goethe-Literatur, kennt man doch ansonsten eher den charmanten Goethe, der reihenweise gebrochene Herzen hinterlässt. Aber es ist auf andere Weise auch wieder typisch: Goethe wird so lange Erfolg bei den Frauen nachgesagt, wie es ums Werben geht, um das Anbahnen einer Liebelei, um einen Flirt. Sobald es jedoch konkreter wird, sobald er zur Tat schreiten müsste, sieht es schon wieder ganz anders aus: Er ist ein Meister des Wortes, die Taten fallen ihm schwer. Diese Vorstellung deckt sich mit den Liebesverhältnissen, die der reale Goethe bis zu seiner Romreise gehabt haben dürfte. Außer Schwärmereien, wenn möglich auch noch für bereits vergebene Damen, ist zumindest nichts weiter bekannt geworden. Eine tatsächlich auch ihrem Tun nach erotisch-leidenschaftliche Beziehung wird der Dichter erst nach seiner Rückkehr aus Rom erleben. Dann lernt er seine Christiane kennen, die – wie bereits erwähnt – frappierende Ähnlichkeit mit Ortheils Faustina aufweist. Bereiten die sinnlichen Erfahrungen in Rom den Künstler darauf vor, eine solche Beziehung überhaupt erst pflegen zu können? Das ist zumindest der Eindruck, den Ortheil erwecken möchte: *„Faustinas Küsse“* haben – wie der Titel andeutet – eine große Bedeutung für Goethe: Sie verändern sein Leben. In die Realität lässt sich diese Vorstellung freilich nicht bedenkenlos übertragen, dazu wissen wir einfach zu wenig über das damalige Innenleben des Dichters. Es scheint jedoch, liest man in der einschlägigen Biographik nach, als wäre in Rom *‘ein Knoten geplatzt’*, was Goethes Liebesfähigkeit angeht. Wodurch auch immer dies bewirkt worden sein mag, Ortheils bewusst fiktive Erklärung ist jedenfalls *eine* spannende Möglichkeit, die Verwandlung zu begründen. In der realen Goethe-Philologie führten die Wissenschaftler dafür früher immer wieder die *Römischen Elegien* als *‘Beweis’* an, in denen

⁵⁵² Ebd. S. 294.

von der Liebe eines Dichters zu einer jungen Witwe namens Faustina die Rede ist. Längst hat sich aber die Forschungsrichtung durchgesetzt, die sich vehement und zu Recht gegen eine Gleichsetzung von Realität und Fiktion ausspricht. Auch wenn der ursprüngliche Titel des im Anschluss an den Romaufenthalt entstandenen Gedichtzyklus´, *Elegien, Rom 1788*, einen Bezug zur Autobiographik durchaus nahegelegt hätte, so weiß man heute, dass diese Interpretationsrichtung zu kurz gegriffen hat. Wie auch schon beim *Werther*, dem man seinerseits ebenfalls einen hohen biographischen Anteil unterstellt hatte, muss man auch bei den *Elegien* differenzieren zwischen *Dichtung* und *Wahrheit* und sich eindringlich davor hüten, beide zu verwechseln oder gar zu vermischen. Natürlich ist kreatives Schaffen immer durchdrungen von der Erlebnis- und Erfahrungswelt des Künstlers, höchst selten aber darf man es als einfache Spiegelung der Realität betrachten; das Produkt unterliegt vielmehr der Interpretation des Kunstschaffenden, wodurch es die Bezeichnung ´Kunstwerk´ auch erst verdient.

Eine weitere Deutungsmöglichkeit der *Elegien*, die mir wesentlich sympathischer scheint, vertritt unter anderem der Schriftsteller Peter Hacks, der mit seinem berühmten *Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe* ebenfalls einen bedeutenden Beitrag zur fiktiven Goetheliteratur geleistet hat. Hacks interpretiert die *Römischen Elegien* als Spiegelung von Goethes „*Erfahrungen mit Faustina und Christiane*“⁵⁵³. Hier findet sich meine Ansicht wieder, da ich, wie oben bereits dargelegt, eine bedeutende Ähnlichkeit zwischen Ortheils Faustina und der historischen Christiane festgestellt habe. Ortheil scheint also in dieselbe Bresche zu schlagen wie Hacks und andere Goethe-Interpreten zuvor, nur bewegt er sich dabei bewusst im Reich der Fiktion! Eine reale Faustina hat es mit größter Wahrscheinlichkeit nie gegeben, aber irgendetwas in Rom hat Goethes Veränderung bewirkt. Was genau das war, wird man nie erfahren, vielleicht waren es die Erfahrungen mit mehreren Damen, die Goethe alle in seine fiktive Faustina hat einfließen lassen. Ortheil weiß das alles genau, aber er spielt mit den historischen Fakten, den überlieferten Gerüchten und seiner künstlerischen Phantasie und entwickelt somit seine eigene fiktive *Theorie* über Goethes Romaufenthalt und spätere Verwandlung. Auch *seine* Faustina ist Witwe, ebenso wie Goethes Faustina aus den *Elegien*. Beide werden verehrt durch einen Dichter aus dem Norden, und beide Liebesbeziehungen sind nicht unproblematisch. Ortheil versetzt sein Werk jedoch bewusst in die Fiktion, im Gegensatz zu den Goethe-Philologen, die jahrzehntelang eben genau diese Theorie naiverweise in *Sachbüchern* vertreten haben. Damit stellt sich auf

⁵⁵³ Hacks 1998. S. 78.

frappierend deutliche Art und Weise heraus, wie schmal auch in der seriösen Literaturwissenschaft der Grat zwischen *Dichtung* und *Wahrheit* ist.

Zurück zu der misslichen Situation in Rom, einer Dreieckssituation wohlgemerkt, die nicht die erste ist in diesem Roman! Aber nur einen flüchtigen Blick lang ähnelt sie der Lage im *Werther*. Schnell kommt Beri zu der Erkenntnis, dass es sich so leicht nun wieder auch nicht übertragen lässt: „*Faustina war keine Lotte, und er, Giovanni, war erst recht kein braver, stummer Verlobter, und Filippo, nein, diese Zeiten waren wohl wirklich vorbei, Filippo fühlte längst nicht mehr wie dieser Werther!*“⁵⁵⁴ Faustina ist mit Sicherheit keine Lotte! Dafür ist sie viel zu energisch und beinahe angsteinflößend selbstbewusst. Sie weiß genau, was sie will und setzt alles daran, es auch zu bekommen. Und wenn dazu gehört, Goethe auszunehmen ´wie eine Weihnachtsgans´, dann schreckt sie auch davor nicht zurück. Sie verspricht Beri eine gemeinsame Zukunft: „*Aber vorher nehmen wir uns, was dieser Fremde uns bietet!*“ So ganz glaubt Giovanni ihren Schmeichelein nicht. Er erinnert sich jedoch an seine eigenen Worte: „*Habe ich nicht selbst gesagt, eine Römerin liebt anders als eine im Norden, eine Römerin nimmt sich, was ihr gefällt?*“⁵⁵⁵ Er ist sich bewusst, dass er keine andere Wahl hat, als abzuwarten, für wen sich Faustina entscheiden wird: für ihn, Giovanni Beri, oder für „*Filippo, das Flüsterkind aus dem Norden!*“⁵⁵⁶ Allerdings beweist der Umstand, dass sich beide in Faustina verliebt haben, wie ähnlich sie einander sind, da sie sich „*in der Liebe zu ein und derselben Frau*“ begegnen. Beri fühlt sich bestätigt in seinem Gefühl der Seelenverwandtschaft, dass ihn bereits bei dem Gespräch auf dem Palatin überkommen hatte: „*Diese Liebe bezeugte ja mehr als alles andere, wie sie sich verstanden, wie ihre Seelen einander berührten und in einem Punkt trafen, dem geheimsten, innersten: im Fühlen und im Empfinden! Ja, richtig, sie fühlten gleich, sie waren in diesem Fühlen ein und dieselbe Person, Filippo war ein Giovanni, und Giovanni war ein Filippo, nur so war es ja zu begreifen, daß sie beide Faustina für sich entdeckt hatten.*“⁵⁵⁷ Eine schwere Zeit steht dem armen Giovanni jetzt bevor. Er muss sich Goethe weiterhin als guter Freund zeigen, denn dieser ist nach wie vor völlig ahnungslos. Nur mühevoll kann Beri den Anblick des Dichters ertragen, den die Liebe regelrecht entflammt hat. Faustina in der Rolle eines Katalysators hat diese wunderbare Verwandlung bewirkt! Goethe sei „*nicht mehr wiederzuerkennen*“, berichten seine Freunde und Mitbewohner; er benimmt sich wie einer, „*der allen Flügel machen wollte und gleich noch den nötigen Wind dazu erzeugte.*“⁵⁵⁸ Es scheint Beri jedoch,

⁵⁵⁴ Ortheil 2000. S. 292.

⁵⁵⁵ Ebd. S. 295.

⁵⁵⁶ Ebd. S. 296.

⁵⁵⁷ Ebd. S. 292.

⁵⁵⁸ Ebd. S. 296.

dass Goethe seine Energie aus der Kraft der anderen bezieht und diese dadurch gierig, wie ein Vampir, aussaugt. Er malt das wenig sympathische Bild eines Mannes, der auf Kosten anderer lebt, sie verbraucht und ausnutzt. Die Wirtin kann nicht mehr kochen, ihr Gatte schleicht verwirrt durchs Haus und Kayser, der Komponist, hat sein Komponieren längst drangegeben. Einzig Rosina kann noch mit Goethes Tempo mithalten und natürlich Beri selbst. Dieser kämpft jedoch auch mit seiner Erschöpfung, denn die gemeinsam mit Goethe verbrachten Stunden sind „*unendlich anstrengend*“, und man meint anschließend, „*von diesem Menschen verbraucht worden zu sein*“. Nie lässt er einen „*in seiner Gegenwart zur Ruhe kommen*“⁵⁵⁹, ständig weiß er sich und andere zu beschäftigen und erkennt nicht, dass nur wenige eine so große Leistungsfähigkeit und -bereitschaft mitbringen. Die meisten Menschen sind recht zufrieden mit ihrem kleinen, beschaulichen Leben. Goethe aber, der inzwischen zu alter Tatkraft zurückgefunden hat, will und kann mehr erreichen, und seine vielseitigen Interessen auf verschiedenen Gebieten ausleben. Ständig steht er im Mittelpunkt, alles dreht sich um ihn, er konzentriert die Aufmerksamkeit seines gesamten Umfeldes auf sich. Aus dieser Situation resultiert Beris Ansicht nach „*ein seltsamer, undurchschaubarer Kreislauf*“, und dies alles um „*die anderen Menschen an Filippo zu binden und ihn wiederum in den Stand zu setzen, die anderen in Bewegung zu halten!*“⁵⁶⁰ Giovanni muss Obacht geben, nicht selbst in diesen Kreislauf miteinbezogen zu werden, gerade weil Goethe dies mit aller Macht versucht: Er ist sehr freundlich zu ihm, sehr bemüht um sein Wohlergehen, und Beri fragt sich: „*Was wollte dieser Filippo von ihm?*“⁵⁶¹ Dabei darf der Leser nicht vergessen, dass er Goethe aus der Perspektive Giovannis sieht, dessen Gedanken und Gefühle Goethe gegenüber selbstverständlich alles andere als unbefangen sind, ist dieser doch der – wenn auch unwissende – Konkurrent um die Liebe zu Faustina. Giovanni gibt zu, dass gerade die Freundlichkeit Goethes seine Eifersucht anfacht⁵⁶², und er hegt insgeheim Rachegefühle. Obwohl er weiß, dass Goethe an der misslichen Situation unschuldig ist, würde er ihn gerne leiden sehen – als ausgleichende Gerechtigkeit sozusagen, „*weil man selbst diesen Schmerz in sich spürte und befriedigt gewesen wäre, ihn auch an dem anderen festzustellen.*“⁵⁶³ Das Schlimmste für Giovanni ist sein besorgniserregender Verdacht, „*nicht mehr wie früher lieben zu können, nicht mehr so heftig, nicht mehr so leidenschaftlich!*“ Er kann sich seiner Angebeteten nicht mehr uneingeschränkt hingeben, da seine Gedanken stets auch den Dritten im Bunde – Filippo – miteinbeziehen. Das daraus resultierende Unwohlsein verhindert, dass

⁵⁵⁹ Ebd. S. 298.

⁵⁶⁰ Ebd. S. 299.

⁵⁶¹ Ebd. S. 298.

⁵⁶² Vgl. ebd. S.

⁵⁶³ Ebd. S. 301.

er seine Liebe zu Faustina uneingeschränkt genießen kann: „*Oh, es war zum Verzweifeln, dieses Lieben war nur noch ein Schmerz, und der Schmerz fachte das Lieben nur noch stärker an.*“⁵⁶⁴ Giovanni wird zornig, als er seine Lage überdenkt und diese mit Goethes Situation vergleicht. Es wird Zeit, diesen Spuk zu beenden und endlich für Gerechtigkeit zu sorgen. Von Freundschaft ist nun keine Rede mehr, denn Beri rechnet wie in einem Geschäftsverhältnis Leistung und Gegenleistung auf: „*Filippo, verdammt, dachte Beri, jetzt sind wir quitt! Du hast mich zur Liebe geführt, und ich habe es Dir wahrhaftig gedankt, indem ich meine Liebe mit Dir zu teilen begann.! Nun ist es genug! Du lebst wie ein Fürst, sorgenlos, im Reichtum der Macht und der Lust, während ich eine kleine Stelle in Deinem Hofstaat ausfüllen darf!*“⁵⁶⁵

Er beschließt, Goethe in seine „*Schranken zu weisen*“ und ihm zu zeigen, „*wer in Rom über Dich herrscht!*“ Um „*den Zauber des Dichters aus Weimar [zu] beenden*“ entwickelt er einen Plan, bei dem er sich ganz auf den Beistand ‚von oben‘ verlässt. Er schreibt einen Bericht für den vatikanischen Geheimdienst, von dem er sicher sein kann, dass er für Aufruhr sorgen wird. Damit gibt er die Verantwortung an eine übergeordnete Stelle ab – als gläubiger Katholik natürlich an den Papst und damit direkt an den Stellvertreter Gottes auf Erden. In seinem Report bezeichnet er Goethe als „*haltlosen Don Juan*“, der die „*römische Gesellschaft nicht nur im politischen, sondern auch im moralischen Sinn ganz zu verderben*“⁵⁶⁶ versucht. Er ist sich ganz sicher, der „*Heilige Vater würde ihn [d.i. Goethe] nicht gewähren lassen, [...] der Heilige Vater würde ihn, Beri, von seinen brennendsten Sorgen befreien!*“⁵⁶⁷

Während Beri auf Hilfe von höchster Stelle wartet, muss er aber zunächst weiterhin gute Miene zum bösen Spiel machen: Goethe benötigt seine Unterstützung, denn er möchte über den Römischen Karneval schreiben. Immerhin: Goethe *kann* wieder dichten! Giovannis – und Faustinas! – Intervention war erfolgreich. Aus Rosinas Mund erfährt Beri, dass Goethe „*sein Glück bald bedichtet*“ – eine Anspielung auf die *Römischen Elegien*, die aber noch ein Weilchen auf sich warten lassen werden. Hier verknüpft Ortheil wieder geschickt Phantasie und Wirklichkeit: Die *Elegien* sind eine der schönsten Gedichtsammlungen des historischen Goethe, deren Ursprung Ortheil hier auf eine fiktive Situation – die Liebe zu Faustina – zurückführt. Mittlerweile sei der Schriftsteller wieder in der Lage, sein Talent voll zu nutzen, sogar „*auf grünen Salat [kann er] ein schönes Gedicht*“⁵⁶⁸ machen, schwärmt die junge Frau.

⁵⁶⁴ Ebd. S. 303.

⁵⁶⁵ Ebd. S. 303.

⁵⁶⁶ Ebd. S. 304.

⁵⁶⁷ Ebd. S. 305.

⁵⁶⁸ Ebd. S. 306.

Giovanni kocht innerlich und stellt sich für Goethe ein tödliches Ende wie in der Oper *Don Juan* vor. Aber er traut dem „*Teufelsdichter*“, dem „*dichtenden Höllenbewohner*“ sogar zu, „*der Hölle noch schöne Seiten abzugewinnen*“ und „*einen Pakt mit dem Teufel*“ zu schmieden, „*er verstand sich schließlich wie kein anderer darauf, sich Freunde zu machen!*“⁵⁶⁹ Aus dem Römer spricht der Schmerz über eine unglückliche Liebe und zugleich Neid und Eifersucht über Goethes momentan glücklichere Situation, die er nur schwer ertragen kann, geht sie doch zu seinen Lasten.

Ausgerechnet er muss den Verhassten nun durch die Wirren des Karnevals lotsen, ein Dienst, den er nur ungern erweist. Giovanni denkt inzwischen über die anfänglich scheinbar unter einem günstigen Stern stehende Freundschaft ganz anders: Er empfindet Goethe als zudringlich und egoistisch. Er wirft ihm insgeheim vor, seine Freunde an sich zu ketten, sie auszunutzen und ihnen Pflichten zuzuweisen, „*als stünden sie ihm zu Diensten*“⁵⁷⁰. Beinahe kann der Dichter einem Leid tun, denn er ist ja vollkommen ahnungslos. Er weiß nicht, wie sein *Freund* inzwischen empfindet, und wähnt sich weiterhin in harmonischem Einvernehmen mit diesem.

Giovanni kann die Bitte um Führung nicht ablehnen, und so begeben sich die beiden mitten ins karnevalistische Treiben – Goethe in langem Rock und Hut als Reisender, Beri als Zeichner verkleidet. Unter seiner Maskerade trägt er ein Stilet, welches er „*instinktiv eingesteckt*“ hat. Erschrocken zwar über seine eigenen Gedanken, dürstet es den zornigen Römer dennoch nach „*der Wirklichkeit des fließenden Blutes*“⁵⁷¹. Goethe schwebt in Lebensgefahr!

Ohne sich der Bedrohung durch seinen vermeintlichen Freund bewusst zu sein, nimmt Goethe regen Anteil an dem, was ihm die bunte Umgebung zu bieten hat. Seiner Unkenntnis hilft er ab, indem er Giovanni mit lebhaften Fragen bestürmt. „*Es ist, als malten seine Augen das, was er sieht, in Sekundenschnelle hinein in sein Herz [...]*“⁵⁷², so scheint es dem Römer. Er vermutet, Goethe würde das Gesehene und seine, Beris, Worte am nächsten Tag einfach aufschreiben.⁵⁷³ Goethe erscheint hier *doch* als Maler, zwar in anderer Art als bei den zuvor krampfhaften aber vergeblichen Versuchen als bildender Künstler, aber eben doch als Schöpfer eines Abbildes der Wirklichkeit – als Maler mit Worten! Giovanni ist sprachlos über diese Entdeckung: „*Soweit war ihre Verbindung nun also gediehen, daß er Filippos Erzähler*

⁵⁶⁹ Ebd. S. 307.

⁵⁷⁰ Ebd. S. 308.

⁵⁷¹ Ebd. S. 309.

⁵⁷² Ebd. S. 310.

⁵⁷³ Vgl. ebd. S. 310.

geworden war, seine römische Stimme [...]!“⁵⁷⁴ Er spricht Goethe auf seinen Verdacht an und dieser gibt unumwunden zu, was er mit den Worten des Einheimischen zu tun gedenkt: „Ich stehle sie Dir!“ Er wird sie in seiner Dichtung verwenden und aus ihnen ein Kunstwerk machen. Auch Goethe erkennt nun, wie sich die Verhältnisse zwischen ihm selbst, dem Dichter, und Giovanni, den Goethe ja für einen Maler namens Rudolfo hält, umgekehrt haben: So teilt er dem jungen Römer seine Beobachtungen mit: „*Im Grunde bist Du der Dichter, und im Grunde bin ich jetzt der Maler, der all diese Szenen mit wachem Auge studiert!*“⁵⁷⁵ Um den Rollentausch offensichtlich zu machen, schlägt er vor, die Kleidung untereinander zu wechseln: Goethe geht von da an als einheimischer Zeichner und Maler verkleidet, während Beri die Rolle des reisenden Dichters übernimmt, der mit fremden Augen alles um sich herum als neu betrachtet. Der Fremde wird zum Ortsansässigen, der Einheimische verwandelt sich in einen Neuankömmling: Goethe erklärt alles so gut er kann, und Giovanni gelingt es tatsächlich, sich in die Position eines Fremdlings zu versetzen. Ihr Ziel: eine Gemeinschaftsdichtung über den römischen Karneval, „*eine muntere, lebendige Erzählung, etwas Anschauliches und Heiteres!*“⁵⁷⁶ Dem Goethe-Kenner ist klar, worauf hier angespielt wird: auf das Kapitel über den römischen Karneval in Goethes *Italienischer Reise*. Wieder einmal spielt Ortheil mit Imagination und Realität und führt die Existenz dieser autobiographischen Schrift auf eine fiktive Begebenheit zurück. Mit diesem Rollentausch erreicht das symbiotische Verhältnis zwischen den beiden seinen Höhepunkt: Mit dieser gegenseitigen Übernahme der Stellung und der Lebensart gehen die beiden Hauptfiguren ineinander über und sind – für den Moment jedenfalls – austauschbar geworden! „*Dieses Spiel, das sie nun gemeinsam aufführten, war infam, aber es hatte Glanz!*“⁵⁷⁷

Aus dem Spiel wird aber beinahe Ernst, tödlicher Ernst, denn Goethe weckt unabsichtlich den Werther in Beri, als sich das Gespräch der beiden den Themen Liebe und Sexualität zuwendet: Als ein als Priapos – mithin als Gott der Fruchtbarkeit – Verkleideter vorbeikommt und Goethe über die Freuden der Lust zu schwärmen beginnt, platzt Beri der Geduldsfaden: Zu stark sind die Schmerzen, die der Gedanke an Goethe und Faustina, vereint in körperlicher Lust, weckt. Er schreit Goethe an, er solle aufhören, und dieser missversteht seinen Ausbruch als Teil des Spiels: Ein Fremdling aus dem Norden habe schließlich andere Moralvorstellungen als die freizügigen Südländer. Diese Fehlinterpretation bringt den Römer, der sich beinahe schon ertappt gefühlt hatte, zum Lachen, und er steckt das Stilett, zu dem er

⁵⁷⁴ Ebd. S. 310.

⁵⁷⁵ Ebd. S. 311.

⁵⁷⁶ Ebd. S. 308.

⁵⁷⁷ Ebd. S. 313f.

aus Zorn gegriffen, wieder ein. Seine geheimen Gedanken zeigen, wie knapp Goethe hier dem Tod entronnen ist: „*Du ahnst nicht, wie viel Glück Du gerade gehabt hast! Noch ein falsches Wort, und ich hätte Dich in diesem Getümmel mit dem Messer bekannt gemacht!* [...]“⁵⁷⁸ Da sieht man es leider: Sobald eine Frau ins Spiel kommt, ist die beste Männerfreundschaft am Ende.

Am letzten Tag des bunten Treibens findet Beri Goethe nicht zu Hause vor und macht sich daher allein auf den Weg. Goethe fühlt sich anscheinend so sicher und wohl in Rom, dass er seinen Führer nicht länger braucht. Wie ein Einheimischer bewegt er sich in der Stadt, die ihm keine Angst mehr einjagt. Anders Giovanni: Im Zuge dieses Rollentausches, in dem Goethe zum Römer geworden ist, fühlt sich der eigentliche Ortsansässige wie ein Fremdkörper in der vormals geliebten Stadt. Der „*Angstschweiß* [schießt] *ihm den Rücken hinunter*“, als er sich mit dem wilden Treiben auf den Straßen konfrontiert sieht. Er flieht zurück zu Goethes Wohnhaus am Corso, „*in dem er Zuflucht suchen würde vor der Gewalt, die ihn erschreckte.*“⁵⁷⁹ Aber in dem Haus seines Freundes, von dem er sich Schutz und Sicherheit verspricht, soll eine böse Überraschung auf ihn warten. Ausgerechnet dort bietet sich ihm zum ersten Mal der Anblick, vor dem ihm an meisten graut: Goethe und Faustina, vereint als innig liebendes Paar! Von der Straße aus wird Giovanni Augenzeuge einer malerischen Liebesszene, zwei Menschen „*zusammengefügt und in einen Rahmen gepaßt, ein Paar, wie gerade vereinigt und zusammengewachsen* [...] *Noch ein Pinselstrich, fertig!*“⁵⁸⁰ Schon wieder taucht hier das Motiv der Malerei auf, aber es wird offen gelassen, wer von beiden, Giovanni oder Goethe, diesmal der Schöpfer des Bildes ist. Auf jeden Fall ist Goethe Bestandteil dieses Gemäldes und Beri ausschließlich Betrachter. So erkennt er auch, dass er aus dem „*im Stillen geführten Zweikampf*“ mit dem „*zum Römer gewordenen Fremden*“⁵⁸¹ als Verlierer hervorgeht! Der Schmerz wird unerträglich! Nun gibt Beri zum ersten Mal auch Goethe Schuld an der Misere: Er spricht von doppeltem Verrat, denn er weiß, dass sich Goethe zuvor hat verleugnen lassen, als Beri ihn abholen wollte. Statt mit seinem *Freund* durch die Gegend zu ziehen, hatte es der Dichter vorgezogen, ein *Schäferstündchen* mit seiner – und zugleich auch Beris – Geliebten zu verbringen.⁵⁸² Das kann der Römer, der eigentlich keiner mehr ist, nicht verzeihen, er will nur noch „*morden*“ und „*zerstören*“⁵⁸³! Er ist nicht

⁵⁷⁸ Ebd. S. 313.

⁵⁷⁹ Ebd. S. 318.

⁵⁸⁰ Ebd. S. 318f.

⁵⁸¹ Ebd. S. 319.

⁵⁸² Vgl. ebd. S. 319.

⁵⁸³ Ebd. S. 321.

mehr länger bereit, auf Hilfe 'von oben' zu warten; der Papst hat bis jetzt nichts gegen den *Don Juan* unternommen, also nimmt Giovanni die Sache selbst in die Hand!

Wie in Goethes Ballade vom *Zauberlehrling* muss sich Giovanni nun fühlen. Er wird *die Geister, die er rief, nicht mehr los*. Er hatte zwar Goethe von seinen Übeln befreien und ihn wieder zur Liebes- und Dichtkunst zurückführen wollen, aber dass er dermaßen erfolgreich sein würde – und noch dazu auf seine eigenen Kosten – das war nicht beabsichtigt!

Im Rausch des Schmerzes jagt Giovanni nach Hause, um sich dort mit dem Werther-Kostüm zu bekleiden, das „jetzt [...] *viel besser zu ihm*“ passt. Je weniger Goethe im Lauf der Zeit dem armen Werther gleicht, um so mehr ähnelt Giovanni dieser Figur. Für Beri sind der Dichter und sein Geschöpf schon immer gleichzusetzen gewesen. Sein Ziel war es denn auch, Goethe so weit wie möglich von diesem zu entfernen. Das ist, wie wir feststellen konnten, auch erfolgreich geschehen: Goethe hat nun nichts mehr mit dem Werther gemein. Aber etwas anderes ist auch eingetreten: Nachdem der Dichter die Lehren Beris angenommen, sich von Werther emanzipiert und in einen Römer verwandelt hat, vollzieht sich bei Giovanni eine genau gegenläufige Entwicklung: Hatte die Lektüre des *Werther* ihm zunächst innere Reifung ermöglicht, schlägt sein Weg jetzt um und er beginnt, sich immer mehr in der Romanfigur wiederzufinden. Je mehr Goethe profitiert, umso mehr scheint Beri zu verlieren. Er fühlt sich jetzt genau wie Werther, wie „*ein Ausgestoßener, der die Liebe nur noch umkreiste!*“ Wie eine „*Bestie*“⁵⁸⁴ stürmt er in der Werther-Kleidung auf die Straße und brüllt sich seinen Schmerz aus der Seele. Hier gibt der Erzähler Beris Ausbruch in seiner Landessprache wieder, die mehr als jede Fremdsprache dazu geeignet ist, seine wahren Gefühle zu enthüllen. Vorbei sind die Zeiten, in denen er seine Empfindungen im Zaum halten konnte; jetzt regiert nur noch sein Innerstes, frei von den Zügeln von Logik und Verstand. Der *Stürmer und Dränger* in Beri, der Werther, bricht sich Bahn: „*‘Si ammazzato il Signore Filippo!’ schrie Beri, jetzt war es heraus, ‘sia ammazzato la Signora Faustina la prima puttana del secolo!’*“⁵⁸⁵ Der wilde Mob auf den Straßen ergreift das „*schreiende Bündel*“⁵⁸⁶, als das Giovanni durch die Straßen tobt, und verprügelt ihn. An Leib und Seele zerstört findet er sich schließlich im Brunnen auf dem Piazza Navona wieder, aus dem er sich mit letzter Kraft rettet, bevor er das Bewusstsein verliert. Als habe das kühle Brunnenwasser ihn getauft und somit auf einen neuen Lebensweg gebracht, beginnt für Beri nun eine Phase der Besinnung und Reinigung, aus der er nach langem Leiden geläutert hervorgehen wird. Vorbei sind Zorn

⁵⁸⁴ Ebd. S. 320.

⁵⁸⁵ Ebd. S. 322. Zu Deutsch: Ermordet werde Signore Filippo und ermordet Signora Faustina, die Erste von allen Huren des Jahrhunderts!

⁵⁸⁶Ortheil 2000. S. 322.

und Raserei, er zieht sich vollständig zurück und lässt nur Rosina vor. Allen anderen, auch und gerade Goethe und Faustina, lässt er die Nachricht zukommen, er müsse für einige Zeit die Stadt verlassen. Die körperlichen Wunden heilen langsam, der Schmerz in seinem Inneren hält an. Als habe er „*jeden Lebenswillen verloren*“ quält er sich durch den Tag, ständig vor Augen das Bild des „*glücklichen Paares*“, das so vertraut miteinander umgeht, „*als ruhte [...] der Segen des Himmels*“ auf ihm. Beri selbst war das Glück in dieser Form noch nie beschieden gewesen, und nun kann er „*den armen Werther verstehen, der sich eine Kugel durchs Hirn geschossen hatte*“⁵⁸⁷. Giovanni ist der Dritte im Bunde und steht voller Neid und Bewunderung neben einem scheinbar glücklichen Paar. Seine Situation ähnelt der Lage Werthers im Roman und auch der Lage Goethes vor seiner Abreise nach Rom im schwierigen Dreierverhältnis mit dem Ehepaar Stein. Er selbst ist zu Goethe/Werther geworden! (Wollte ich mein Thema des fiktiven Goethe überstrapazieren, könnte ich Beri, neben Werther und Goethe selbst, als den dritten Goethecharakter in diesem Roman erfassen.) Wie Werther denkt auch der Römer an Selbstmord, nicht ohne jedoch das verhasste Paar gleich mit in den Tod nehmen zu wollen. Aber er erkennt auch, dass all diese Gedanken nur „*theatralische Szenen*“ sind, die er nicht verwirklichen wird. Er muss jedoch seine Niederlage überwinden und die Überlegenheit Goethes respektieren: „*In Filippo hatte er seinen Meister gefunden, das erkannte er an, er hatte ihm ja selbst dazu verholfen, ein solcher Meister zu werden!*“ Wie bereits gesagt: die Geister, die ich rief ...! Während Goethe im siebenten Himmel schwebt, ist Beri aus „*der Höhe seines Himmels auf die Erde geschlagen*“ und „*wieder dort angekommen, [von] wo er vor langer Zeit*“ zu seinem Höhenflug gestartet war: „*als blöder Bursche, der Makkaroni liebte und billigen Wein in sich hineingieß*.“⁵⁸⁸ Im Moment hat es den Anschein, als sei Undank der Welten Lohn, aber soviel sei verraten: Dass auch Beri noch zu seinem Recht kommt.

Nach dem Verlust seines Freundes und seiner Geliebten ist Giovanni so einsam, wie er es vor Goethes Ankunft in Rom war. Nun regt sich auch „*die Sehnsucht nach seinem Bruder*“, den er schmerzlich vermisst, wieder in seiner Seele und es scheint ihm, als gäbe es nur „*einen einzigen Freund*“, an den er sich noch wenden könne: an Werther! Und so sucht er Zuflucht bei dem ehemals so verachteten Roman, der ihm Halt und Trost spenden soll. Es scheint ihm, als läse er ein „*anderes Buch*“ als beim ersten Mal, als begännen er und Werther „*ein Gespräch zu führen und langsam Freundschaft zu schließen*.“⁵⁸⁹ Das Buch wird zu seinem

⁵⁸⁷ Ebd. S. 325.

⁵⁸⁸ Ebd. S. 326.

⁵⁸⁹ Ebd. S. 328.

ständigen Begleiter; immer mehr steigert sich Giovanni in die Gefühlswelt des jungen Mannes hinein und wird gleichsam selbst zum Werther.

Aber dann geschieht eine unvorhergesehene Wendung, die so nur in einem Roman stattfinden kann: Roberto, der verschwundene Bruder taucht wieder auf und entpuppt sich als der Padre vom Geheimdienst, dem Giovanni Bericht erstatten musste. Um die Stellung als Agent zu erhalten, hatte er zuvor seine Familie verlassen und alle Brücken hinter sich abbrechen müssen. Wie sich herausstellt, hatte Roberto die Lügengeschichten seines Bruders von Anfang an durchschaut – und er ist begeistert über Giovanni's Talent zum Spionieren, auch wenn die Berichte erlogen waren. Beide sind „*Diener des Heiligen Vater[s]*“⁵⁹⁰, aber Roberto „*an weit höhere[r] Stelle*“, „*im innersten Zirkel der geheimen Administration*.“⁵⁹¹ Er wurde als Aufsicht für seinen Bruder hinzugezogen, dessen erfundene Berichte das Misstrauen der Behörde geweckt hatten. Um Giovanni zu schützen und seine neue Stelle zu sichern, belog Roberto seine Vorgesetzten und bestätigte Beris Ermittlungen. Dank seiner Bürgschaft hielt man den Bruder „*am Ende für einen unbestechlichen, genauen Beobachter*“⁵⁹², der über jeden Verdacht erhaben ist. Aber nun stellt sich heraus, dass Giovanni bei all seinen Beobachtungen übersehen hat, dass Goethe tatsächlich in „*sehr delikate Intrigen*“⁵⁹³ politischer Natur verwickelt war.⁵⁹⁴ Roberto kommt nicht aus Besorgnis über seinen Bruder, wie es zunächst den Anschein hat, sondern verfolgt eigennützige Interessen. Aus Angst, Giovanni könne zum Schluss das Projekt noch aus Eifersucht torpedieren, verlangt er, dass er sich aus dem Geheimdienst zurückzieht. Er soll einen Bericht verfassen, in dem von Goethes baldiger Abreise die Rede ist. Bevor er geht, gibt er seinem Bruder noch den Rat, die Finger von Faustina zu lassen. Sie sei „*eine erfahrene Frau*“, die „*kein Mann ganz*“ gewinnt, und die nur „*auf ihren Vorteil bedacht*“⁵⁹⁵ ist. Giovanni sollte seinen Worten Glauben schenken, denn Roberto kennt sich aus in Sachen Egoismus: Es scheint, als beschreibe er sich mit diesen Worten selbst. Es zeigt sich, dass auch Roberto durchaus für sich zu sorgen versteht, denn er verlangt von seinem Bruder, dass er ihm „*den größten Teil*“⁵⁹⁶ dessen, was Goethe ihm zweifellos als Abschiedsgeschenk hinterlassen wird, zukommen lässt. Er ist also nicht gekommen, um seinem Bruder zu helfen, sondern um sich zu bereichern. Giovanni könne von Glück sagen, dass für ihn überhaupt „*etwas [...] dabei*

⁵⁹⁰ Ebd. S. 331.

⁵⁹¹ Ebd. S. 333.

⁵⁹² Ebd. S. 334.

⁵⁹³ Ebd. S. 335.

⁵⁹⁴ In der Tat wird in der Forschung eine Verwicklung Goethes in politische Machenschaften während seines Rom-Aufenthalts diskutiert.

⁵⁹⁵ Ortheil 2000. S. 335.

⁵⁹⁶ Ebd. S. 337.

abfällt.⁵⁹⁷ Auf Giovannis anfängliche Freude und Erleichterung über die Rückkehr des verlorenen Bruders folgt zum Schluss also die Ernüchterung; er ist froh, als sein Bruder, immer noch „*der kleine Betrüger [...], der er schon früher war*“⁵⁹⁸, die Wohnung verlässt. Sie werden sich nie wiedersehen. Zwar ist er nun wieder allein, aber im Gegensatz zu vorher ist er stark genug, um selbständig einen neuen Lebensweg zu beschreiten. Dies ist sein Gewinn aus der Erfahrung mit Goethe!

Es kommt, wie Roberto es angekündigt hatte, und Rosina bringt Giovanni die Botschaft von Goethes baldiger Abreise. Das Wissen, den Dichter bald nicht mehr bei sich zu haben, stürzt Goethes Umfeld in tiefste Verzweiflung. Rosina befürchtet das Schlimmste für die Zurückbleibenden und seufzt tief: „*Alles wird nicht mehr sein, wie es war.*“⁵⁹⁹ Sie bittet Beri zu Goethe, denn dieser erwarte ihn. Vielleicht, so hofft sie, gelingt es dem jungen Römer ja, Goethe umzustimmen und zum Bleiben zu überreden.

Giovanni leistet dem Ansinnen des Dichters Folge und begibt sich in das Eckhaus am Corso. Dort umarmt ihn der Meister, „*als hätte er sehnsüchtig auf ihn gewartet.*“⁶⁰⁰ Er befragt den Ankömmling nach seinem Tun in der vergangenen Zeit, in der man sich nicht gesehen hatte. Giovanni antwortet sogar mit der Wahrheit, allerdings so verschlüsselt, dass Goethe den Code nicht durchschauen kann: Er habe „*das Portrait zweier junger Leute, die erst gerade zueinandergefunden haben*“, erschaffen. Damit spielt er natürlich auf den Anblick an, den er von Faustina und Goethe in enger Verbundenheit am Tage seines Zusammenbruchs gehabt, und den er auch damals schon als perfektes Gemälde in einen Rahmen eingepasst empfunden hatte. Goethe fragt arglos, ob er für seine Arbeit auch gut bezahlt worden sei, um von Beri zu erfahren, der Lohn stehe noch aus, aber er „*erwarte eine nicht geringe Summe*“⁶⁰¹. Ganz bewusst begibt sich Giovanni in diesem Gespräch auf eine Metaebene, die er selbst erschließen kann, Goethe jedoch außen vor lässt. Er spielt mit der Verschleierung!

Es kommt zu einer höchst prekären Situation, als Goethe auf ihre gemeinsame Freundschaft pocht und ausgerechnet Beri ein Geheimnis anvertrauen möchte.⁶⁰² Zwar kennt dieser – und mit ihm halb Rom, denn die Liaison mit Faustina war natürlich nicht verborgen geblieben – schon den Inhalt, aber er muss Goethe den Unwissenden vorspielen. Dieser erzählt so auch völlig unbefangen von seiner Bekanntschaft mit der Geliebten, die er, wir erinnern uns, ausgerechnet in Begleitung Beris gemacht hat, und schildert das

⁵⁹⁷ Ebd. S. 336.

⁵⁹⁸ Ebd. S. 337.

⁵⁹⁹ Ebd. S. 339.

⁶⁰⁰ Ebd. S. 340.

⁶⁰¹ Ebd. S. 340.

⁶⁰² Vgl. ebd. S. 340f.

Glücksempfinden, das diese Frau in ihm auslöst: „*Nirgends, Giovanni, nirgends habe ich mich wohler gefühlt. Die letzten Wochen und Monate waren die glücklichsten meines Lebens. Und daran ist in nicht geringem Maße eine Person schuld, die dieses Glück mit mir geteilt.*“⁶⁰³ Nun erfährt Beri, wie sich alles zugetragen hat, dass Faustina diejenige war, von der das Ganze ausgegangen war, indem sie den „*ersten Schritt getan*“⁶⁰⁴ und Goethe zu nächtlicher Stunde eingeladen hatte. Jetzt soll ihm sein „*einzigster einheimischer Freund*“, Beri nämlich, die „*letzte und schwierigste Mission*“ abnehmen, indem er Faustina nach der Abreise Goethes dessen Abschiedsworte und mit ihnen eine „*nicht geringe Summe Geldes*“⁶⁰⁴ überbringt. Ironie des Schicksals! Ausgerechnet Beri wird als Liebes- und Geldbote eingespannt. Nun ist es an ihm, für Gerechtigkeit zu sorgen, und er tut dies auch sogleich, da er beschließt das Geld zu behalten. Dabei hat er noch nicht einmal ein schlechtes Gewissen, denn er ist der Ansicht, auch Filippo würde es ihm zugestehen, wüsste er von den Qualen, die er in Beri verursacht hatte. Wie es der Titel des Romans ankündigt: Zwar waren es letztendlich *Faustinas Küsse*, die Goethes ‚Heilung‘ bewirkt haben, diese wären ohne Beris Interventionen jedoch nie zu Stande gekommen. Also verdient der Römer durchaus den Geldbetrag, wie er findet, nämlich als Lohn für seine Vermittlertätigkeit (böse Zungen könnten auch behaupten für seine Zuhältertätigkeit). Faustina wird von dem Geld, das ihr eigentliches Ziel von Anfang an gewesen war, nichts erhalten. Mit Recht, wie Giovanni denkt. Auch vor seinem Bruder wird er den Geldsegen, der ihn zu einem reichen Mann macht, geheim halten. Nun erweist sich, wer der größte Betrüger von allen ist: nicht Faustina oder Roberto, sondern Giovanni selbst, der scheinheiliger- und ironischerweise als Dankeschön auch noch Kerzen anzünden und Messen lesen will!⁶⁰⁵

Wie schon so oft verlässt Goethe auch hier wieder eine Frau, und ebenfalls wie früher schon tut er dies, ohne sie vorher informiert zu haben – vermutlich ist dies die einzige Gemeinsamkeit zwischen der temperamentvollen Römerin Faustina und ihrer ‚Vorgängerin‘ Charlotte von Stein! Anders als Letztere wird Faustina aber leichter über den Verlust hinweggekommen sein. Giovanni verspricht, Goethes Auftrag zu erfüllen und Faustina das Geld zu überbringen. Eindringlich legt ihm der Meister noch Folgendes nahe: „*‚Giovanni, ich vertraue Dir! Du wirst ihr sagen, daß ich sie immer in Erinnerung behalten werde. Mit ihr erlebte ich die glücklichsten Tage meines Leben, sag ihr das. Und sage ihr, ich könnte nicht wieder glücklich werden, im Norden, ohne sie!‘*“⁶⁰⁶ Ein Glück, dass Goethe bis zum Schluss

⁶⁰³ Ebd. S. 341.

⁶⁰⁴ Ebd. S. 342.

⁶⁰⁵ Vgl. ebd. S. 342f.

⁶⁰⁶ Ebd. S. 343.

nicht hat erfahren müssen, wie Faustina ihn belogen hat. Oder hat sich ihr anfänglicher Plan, Goethe auszunehmen, tatsächlich gewandelt und war einer aufrichtigen Liebe gewichen? Wir erfahren es nicht, denken wir aber an Robertos Worte über Frauen ihrer Art, die „*kein Mann ganz*“⁶⁰⁷ gewinnen kann, müssen wir davon ausgehen, dass sie bis zum Ende nicht von ihrem ursprünglichen Vorhaben abgewichen ist. Für Faustina war dieser Mann wahrscheinlich einer von vielen, die es zu ihrem eigenen Vorteil auszunutzen galt; für Goethe hingegen bedeutete Faustina mehr, soviel sogar, dass er sich ein Glück mit einer anderen Frau (noch) nicht vorstellen kann. Aber Giovanni ist realistischer. Er weiß, dass Goethe wieder „*jemanden finden [kann], mit dem es sich angenehm leben läßt*“ und den „*alten Fehler, sich an verheiratete oder versprochene Frauen zu hängen, [...] nicht wieder begehen*“⁶⁰⁸ wird. Diese Andeutung kann der Leser als Verweis auf Goethes Bekanntschaft mit Christiane lesen, die er bald nach seiner Ankunft in Weimar machen soll! Mit Christiane wird er eine thüringische Faustina finden, genauso lebenslustig und unverbildet, ihm aber treu und ohne Hintergedanken ergeben!

Zum Abschied soll sich Giovanni aus Goethes Schar der „*Freundinnen und Freunde*“, sprich: aus seiner Statuen-Sammlung, ein Exemplar aussuchen: „*Ha, so ein Geschenk wird es also sein*“, dachte Beri, *das wird Roberto ja mächtig ärgern. Dann nehme ich mir den schönsten Frauenkopf, der unseren Priester schamrot machen wird.*“⁶⁰⁹ Goethes Abschiedsgeschenk an seinen Freund Giovanni soll also kein Geld sein, wie Roberto erhofft und sich seinen Anteil ja bereits gesichert hatte. Nein, von Freunden verabschiedet man sich nicht durch Bezahlung, sondern durch ein persönliches Geschenk, durch einen Gegenstand, der einem selbst viel bedeutet. Interessant ist dann allerdings die Tatsache, dass Goethe Faustina wie eine Prostituierte entlohnt, anstatt ihr ebenfalls eine individuelle Gabe zu hinterlassen. Giovanni wählt jedenfalls aus der Sammlung die kleine Juno-Statue. Dies ist doppelt interessant: Zum einen, weil Goethe selbst die große Ausgabe dieser Figur nach Weimar transportieren lässt, sie also – einmal in Rom, einmal in Goethes Heimat stehend – als äußeres Zeichen der Freundschaft und Verbundenheit zwischen Goethe und Giovanni gewertet werden darf. Zum anderen, weil die Statue, wie bereits erwähnt, für Goethe angeblich den Inbegriff einer vollkommenen Frauenschönheit darstellt. Auch Beri gefällt ausgerechnet diese Figur am besten⁶¹⁰ – und schon wieder einmal sind sich die beiden einig, was ihren Geschmack in Bezug auf Frauen betrifft!

⁶⁰⁷ Ebd. S. 335.

⁶⁰⁸ Ebd. S. 343.

⁶⁰⁹ Ebd. S. 340.

⁶¹⁰ Vgl. ebd. S. 343.

Goethe bittet Giovanni um einen „*letzten Gefallen*“⁶¹¹: Er möge ihn auf seinem Abschiedsspaziergang durch die Stadt begleiten, geht ihm „*der Abschied doch seltsam nah*“⁶¹². Hier zeigt sich, wie sehr Goethe auf seinen Freund angewiesen ist und „*niemandem so vertraut wie ihm!*“ Natürlich kommt der Römer dieser Bitte nach, ist er doch längst versöhnt durch das großzügige Abschiedsgeschenk Goethes – an Faustina. Das Geld macht ihn zum reichen Mann und lässt die Wunde über der unglücklichen Liebschaft wesentlich schneller heilen!

Am nächsten Morgen, am letzten Tag vor Goethes Abreise, erwacht Beri bereits im Morgengrauen und reflektiert die Ereignisse, die sich in den letzten gemeinsamen Stunden mit Goethe zugetragen haben. Der Abschied war schmerzlich – für beide Seiten: „*Mein Gott, Filippo hatte ihn zum Schluß so herzlich umarmt, als wolle er ihn gar nicht mehr gehen lassen! Zum ersten Mal hatte er Tränen in den Augen dieses Menschen gesehen, Tränen, die so gar nicht zu seiner Art paßten, er hatte sich abwenden müssen, um nicht seinerseits den Gefühlen zu erliegen.*“⁶¹³ Zu gerne hätte Beri gewusst, wie Goethe über die ganze Geschichte gedacht hätte, und er spielt kurz mit dem Gedanken ihm alles zu enthüllen. Als er vor dem Haus am Corso steht, um nun „*endlich den letzten Schritt zu tun*“⁶¹⁴, wird er jedoch Zeuge eines höchst intimen Vorganges. Er nimmt heimlich teil an Goethes nun doch noch einmal alleinigem Abschiedsspaziergang. An seinem Verhalten merkt er, dass er „*ihn in diesen Augenblicken nicht stören*“ darf, „*denn es war ja deutlich zu sehen, daß dieser Fremde ..., daß Filippo nun allein Abschied nahm.*“ Er prägt sich das Bild der Stadt ein, „*als müßte er es bewahren für sein ganzes, zukünftiges Leben.*“⁶¹⁵ Giovanni folgt Goethe durch die Gassen Roms, bis er ihn aus den Augen verliert: „*Er hatte Filippo verloren, zum Schluß hatte er ihn also doch noch verloren!*“⁶¹⁶

Am nächsten Morgen versucht Giovanni, Goethe noch ein letztes Mal zu sehen und ihm seine Kleidung zurückzugeben. Rock und Hut des Dichters sind noch seit ihrer Verwendung als Verkleidung beim Karneval in seinem Besitz. Aber er sieht Goethes Wohnhaus schon von weitem an, dass er zu spät kommt. Das Gebäude macht auf ihn den Eindruck „*eines von Menschen verlassenem Baus.*“⁶¹⁷ Und das, obwohl außer Goethe doch alle Bewohner zurückgeblieben sind! So bedeutend ist also die Lücke, die der Weggang des Dichters in Giovannis Leben und mit ihm im Leben derer, die mit ihm in Berührung gekommen waren,

⁶¹¹ Ebd. S. 344.

⁶¹² Ebd. S. 343.

⁶¹³ Ebd. S. 345.

⁶¹⁴ Ebd. S. 346.

⁶¹⁵ Ebd. S. 347.

⁶¹⁶ Ebd. S. 348.

⁶¹⁷ Ebd. S. 349.

reißt! Der Römer stellt sich denn auch selbst die Frage, „*wodurch er die Menschen so an sich zu binden vermag*“. Aber er weiß keine Antwort. Im Gedenken an seinen nun verlorenen Freund erinnert sich Giovanni an Goethes Ankunft in der Stadt. Wie er seinen Hut geschwenkt und „*in die Höhe geworfen*“ hat, „*um sich der Stadt zu präsentieren!*“ Befriedigt stellt er fest: „*Und diese Stadt hatte es ihm gedankt!*“⁶¹⁸

Wir erreichen nun den Gipfel der Spiegelungen in Ortheils Werk und werden Zeuge einer letzten Metamorphose: Um seine sich schon lange ankündigende Verwandlung in Goethe perfekt zu machen, zieht Giovanni dessen Reisekleidung an und verlässt die Stadt durch das Tor an der Piazza del Popolo. (Nebenbei: Den ersten Hinweis auf diese Verwandlung findet der Leser schon recht früh im Roman. Dort nämlich, wo Giovanni den Einbruch in Goethes Wohnung begeht und das zutrauliche Verhalten der Katze ihm scheint, als „*verwechselte*“ sie ihn mit ihrem Besitzer, als hielte „*diese Katze ihn, Giovanni Beri, ja für Goethe!*“⁶¹⁹)

Der Römer geht denselben Weg, wie auch Goethe ihn genommen haben muss, als mache er sich „*auf den Weg nach Weimar*“. Giovanni kann nicht lassen von dem Mann und erkennt, dass er sich „*nicht von ihm getrennt*“ hat. Er vermisst ihn! Unterwegs zieht er den *Werther* hervor und es scheint ihm, als höre er daraus Goethes Stimme. Nun beginnt er zu begreifen, was Goethe in seinem Leben ausgemacht hat: „*‘Bester Freund’, dachte Beri, ‘ja, verdammt, das war er. Er war mein bester Freund, mag ich mich auch drehen und wenden! Es ist, als hätte er mich verlassen, gerade mich!*“⁶²⁰ Ein zufällig vorbeikommendes Fuhrwerk nimmt ihn mit „*heim*“ nach Rom, wo man ihn wegen seiner Kleidung für einen Fremden hält. An der Piazza del Popolo, der Reisesstation für alle aus dem Norden Ankommenden, begründet er seine neue Existenz als Goethe: Er lässt sich in die Liste der Besucher als *Filippo Miller, Maler aus Deutschland* eintragen und macht „*sich auf den Weg, die Stadt Rom kennenzulernen.*“⁶²¹ Die Symbiose erreicht ihren Höhepunkt! Nun schließt sich der Kreis, und wir als Leser sind wieder dort angekommen, wo alles begann: auf der Piazza del Popolo, wo wir Zeuge einer Ankunft werden.

Ortheils Roman ist die Geschichte einer Freundschaft. Mehr noch: Er erzählt davon, wie sich zwei Menschen miteinander verbinden und voneinander lernen. „*Menschwerdung. [...] Ichfindung. Oder auch Verwandlung, Erziehung, Anleitung durch Freundschaft*“⁶²²: Dies ist das Band, das Goethe und Beri aneinander schmiedet. Sie treffen sich zu einer Zeit, in deren

⁶¹⁸ Ebd. S. 350.

⁶¹⁹ Ebd. S. 120.

⁶²⁰ Ebd. S. 350.

⁶²¹ Ebd. S. 351.

⁶²² Tilmann Krause: *Zweierlei Erweckung*. In *Der Tagesspiegel*. 8. Februar 1998. [http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/07.02.1998/li_be_9_980206.html. 8. Juni 06.]

beider Leben große Veränderungen anstehen, und daher zwangsläufig Entwicklungs- und Reifeprozesse einsetzen müssen, wollen sie nicht stagnieren. Beiden gelingt es, Verständnis füreinander zu entwickeln und voneinander zu profitieren, indem sie „*durch den Bezug auf den anderen Menschen [...] die Welt mit fremden Augen neu zu sehen*“⁶²³ lernen. Fairerweise lässt der Roman die dabei entstehenden Schwierigkeiten und Komplikationen nicht außen vor, die letztendlich aber überwunden werden können. Goethe als Freund: Diese Vorstellung macht ihn verletzlich und damit menschlich. Abweichend von vielen anderen Schilderungen seiner Persönlichkeit haben wir es bei Ortheil mit einem fast durchweg sympathischen Goethe zu tun, der Schwächen erkennen lässt und dadurch den Nimbus als gottähnliches Wesen verliert. Goethe erscheint hier „*weit menschlicher, als man bisher für möglich hielt*.“⁶²⁴ Und das tut seiner Darstellung gut! (Manch ein Kritiker erhoffte sich von Ortheils Goethe-Vorstellung sogar ein ‚kleines Wunder‘: Nun, wo „*das Bild des Dichters aus dem goldenen Rahmen*“ genommen ist, schafft es Ortheil womöglich, „*Goethe uns Heutigen viel näher zu bringen, als dies vielen anderen gelang*“⁶²⁵, wünscht sich Stefan Rammer, während Franz Norbert Mennemeier hier einen Goethe fürs „*Volk*“ und nicht nur für die „*Intellektuellen*“ sieht: „*Besser als Ortheil kann man uns Goethe kaum entstauben*“⁶²⁶

Für beide, Goethe und Giovanni, war die gemeinsam verbrachte Zeit in Rom nicht leicht; beide hatten zu leiden – und zu lernen! Aber es lohnte sich, denn die antagonistisch verlaufene Entwicklung der Charaktere fand für beide einen befriedigenden Abschluss: „*Die Bekehrung Goethes zur Welt geht [...] einher mit der spiegelbildlichen Bekehrung Beris zur individuellen Empfindung – ein Reifungsprozeß im klassischen Sinn, an dessen Ende beide Protagonisten ihr verlorenes Glück wiederfinden: Die Heilung Goethes zum Leben korrespondiert mit Beris ´schönste[r] Wandlung in [s]einem Leben´ (S. 275) – der Entfaltung der eigenen Begabung zum Dichtertum.*“⁶²⁷ Beide können nach ihren römischen Erfahrungen also dichten: Goethe wieder, Giovanni zum ersten Mal in seinem Leben!

Dieses Motiv haben wir auch schon bei Peter Jakob vorgefunden, in dessen Roman Goethe und sein Partner Jakob ebenfalls eine entgegengesetzte Entwicklung durchmachen. Auch Jakob wird, wie Beri, durch Goethe zu seiner eigenen Innerlichkeit geführt und somit ermächtigt, sein schriftstellerisches Potential voll auszunutzen und den lange geplanten Roman zu schreiben. Die Zeiten, in denen er sein Geld mit der Produktion von billiger Fließbandwerbung verdienen musste, sind vorbei; dank Goethe traut er sich nun zu, sein

⁶²³ Kopp-Marx 2000. S. 184.

⁶²⁴ *Goethe und der Geheimagent*. In: *Brigitte* 9/98.

⁶²⁵ Stefan Rammer: *Dem Meister zeitgeistig nah*. In: *Passauer Neue Presse*. 21. Mai 1998.

⁶²⁶ Franz Norbert Mennemeier. *Prächtig entstaubter Goethe*. In: *Neues Rheinland*. o.D.

⁶²⁷ Kopp-Marx 2000. S. 171.

Talent auszuleben. Für beide, Giovanni Beri und Peter Jakob, dient Goethe somit als Wegweiser, und zwar als Wegweiser in ihr Inneres, um das lange Zeit vor sich hinschlummernde Talent zu wecken. Eine moderne Bezeichnung für Goethes Funktion in den beiden Romanen wäre damit der Begriff *Trendscout*. Zwar zieht er nicht durch die Lande in der Absicht, brachliegendes Potential zu fördern, aber er erkennt es, wenn es vor ihm liegt, und ermuntert zu seiner Nutzung!

Zum Schluss sei noch eine interessante Bemerkung über den Autor und seine Werke gestattet: Ortheil wuchs beinahe stumm auf, da seine Mutter an einer durch Kriegstraumata hervorgerufenen Sprachstörung litt. Vor diesem Hintergrund ist es markant, dass seine Romane von Figuren bevölkert sind, die „*fast ohne Ausnahme Erzähler darstellen, die 'zur Welt' und 'zur Sprache kommen', um Autoren zu werden.*“⁶²⁸ In *Faustinas Küsse* haben wir sogar zwei Figuren, die zum Schreiben finden: Goethe wieder, Giovanni zum ersten Mal. Goethe ist als historische Person verbürgt, Giovanni aber entspringt der Phantasie Ortheils und lässt sich insofern auch als eine der „*Stellvertreterfiguren*“⁶²⁹ des Autors auffassen, die von der ‚Werdung‘ eines Schriftstellers erzählt. Ortheils Werke sind oft „*hochgradig autobiographisch fundiert*“ und damit „*Varianten der eigenen Biographie*“⁶³⁰, ihre Hauptperson stellt jeweils ein „*alter ego*“ des Verfassers dar. Auch das Motiv um den verlorenen Bruder ist Ortheil-Kennern vertraut: Der Schriftsteller verlor vier ältere Brüder (einer starb 1945 durch eine Granate). In seinen Romanen begibt er sich auf die Suche nach dem Verlorenen, ohne ihn jemals ganz zu finden. Damit werden *Faustinas Küsse* noch um einen dritten Aspekt erweitert: Neben den oben bereits erwähnten Anteilen historischer Fakten um Goethe und den Phantasien des Autors gehen auch dessen eigene Lebenserfahrung und Weltanschauung mit ein: „*Fiktionale Biographie und Dichterbiographie werden mit autobiographischen Topoi aus dem eigenen Leben und erdachten Szenen verschmolzen.*“⁶³¹ So ist dieses Buch im Grunde eine Erzählung über drei außergewöhnliche Männer: „*‘Eigentlich’, sagt Ortheil, ‘ist es nämlich gar kein Goethe-, sondern ein Beri-Buch’* *Eigentlich ist die Beri-Geschichte aber auch eine Ortheil-Geschichte.*“⁶³²

⁶²⁸ Ebd. S. 190.

⁶²⁹ Ebd. S. 190.

⁶³⁰ Hanns-Josef Ortheil: *Das Element des Elefanten. Wie mein Schreiben begann*. München 1994. S. 104.

⁶³¹ Kopp-Marx 2000. S. 190.

⁶³² Hans-Peter Kunisch: *Römisches Bildungsprogramm. Hanns-Josef Ortheil liest aus „Faustinas Küsse“*. In: *Süddeutsche Zeitung*. 26. Mai 1998.

10. Ein menschlicher Heros: Werner Dürrsons *Ich habe mich nie verrechnet, aber oft erzählt. Skizzen einer Begegnung*

„Nichts wie weg von hier, rief er entschieden, nach Möglichkeit südwärts“⁶³³.

In der Erzählung von Werner Dürrson (geb. 1932 in Schwenningen/Neckar, lebt als freier Autor und Mitarbeiter des Süddeutschen Rundfunks in Oberschwaben und Paris) ist kein Eingriff eventueller Kritiker von Nöten; nein, Goethe steigt gar freiwillig vom Sockel seines Weimarer Denkmals. Die Gestalt läuft einem zufällig vorbeikommenden Touristenpaar in die Arme, das ihr Erstaunen folgendermaßen formuliert: „*Anders gesagt, wir mußten sie keineswegs von ihrem Sockel holen, sie stand, mit einem ironischen Seitenblick auf denselben, daneben – Goethe leibhaftig, ich war so verblüfft, daß mir entging, ob sich Schiller noch oben befand.*“⁶³⁴ Der berühmte Mann wird in dieser Skizze nicht als unantastbare Geistesgröße geschildert, sondern vielmehr als Lebewesen mit typisch menschlichen Eigenheiten – als Geschöpf unter seinesgleichen. Die von Seiten der Geisteswissenschaften vorgenommene Einstufung Goethes als beinahe übermenschliches Wesen wird damit aufgehoben, die Bewertung *gottgleich*, die ihn lange Zeit begleitet hat, fällt weg. Deutlich macht das der Kommentar, dass Goethe auch „*äußerlich weniger groß war als allgemein angenommen*“⁶³⁵. Dürrson folgt hier einer Tradition, die bereits in Thomas Manns *Lotte in Weimar* deutlich wurde: die *Entheroisierung* eines *Mythos*, ohne diesen jedoch zu verunglimpfen oder ihm gar seine Würde zu nehmen.

Das Ehepaar nimmt den Dichter im Auto mit auf ihre Reise gen Süden, denn „*in Weimar sei es nicht länger auszuhalten*“⁶³⁶, wie Goethe behauptet. Damit wären wir auch schon bei einem weiteren, vielfach auftauchendem Motiv in der Goethe-Fiktion: Ähnlich wie bei der bei Peter Jakob vollzogenen Reinkarnationsidee erfolgt hier eine Konfrontation des Dichters mit den Gegebenheiten unserer – für ihn neuen und ungewohnten – Welt. Auf Schritt und Tritt begegnet er im weiteren Reiseverlauf den Fallstricken unserer Moderne. Anders als bei Jakob ist der Unterton hier jedoch selten belustigend, sondern wesentlich düsterer und bedrückter; folgerichtig wird der Dichter sich auch nicht an unsere Zeit anpassen, sondern am Ende freiwillig wieder zur Einsamkeit des Sockels zurückkehren.

⁶³³ Dürrson 1999. S. 224.

⁶³⁴ Ebd.

⁶³⁵ Ebd. S. 227.

⁶³⁶ Ebd. S. 224.

Erwartungsgemäß tut sich der alte Herr schwer im Umgang mit den modernen Errungenschaften. Schnelles Fahren auf der Autobahn behagt ihm gar nicht⁶³⁷, den Tankstopp an einer Raststätte kommentiert er mit „*Welch gespenstischer Pferdewechsel.*“⁶³⁸ Die moderne Elektrizität empfindet er als „*schöne Zauberei und Überlistung der Natur*“ und bittet ironischerweise um „*weniger Licht.*“⁶³⁹ All diese für uns alltäglichen Dinge müssen für ihn unerklärlich sein, er gebraucht dementsprechend – wie Jakobs Goethe – Bezeichnungen aus dem Bereich des Übersinnlichen, um die Sachverhalte zu beschreiben. Von der Machtverschiebung aus dem Bereich der Politik in die Wirtschaft kann er natürlich auch nichts wissen; so vermutet er in Stuttgart „*hinter den Fassaden des hellerleuchteten Mercedes-Konzerns die Landesregierung.*“⁶⁴⁰ Bei allem aber erweist sich eines: „*Der Dichter zeigte sich überraschend offen und anpassungsfähig.*“⁶⁴¹ Trotz aller Skepsis stellt er sich den Herausforderungen der neuen Welt voller Wissbegierde und mit großem Lerneifer, prüft alles, was er sieht, erkennt Gutes, kritisiert aber auch und bemängelt Fehler. Kluger Kopf, der er ist, erkennt er sehr schnell, wie es um die Gesellschaft steht, und erklärt vehement: „*Der Kapitalismus, Wirtschaft und Handel, seien offenbar wild geworden. Dabei wäre Dematerialisierung der Welt, und nicht zuletzt Schonung der Natur vonnöten. [...] Was mich besonders abstößt ist das Krasse, Willkürliche und Effekthafte, das durch Übermaß auch die eigene Wirkung entkräftet, [...] die allenthalben betriebene Selbstentwertung durch Fülle und Überfluß.*“⁶⁴²

Mittels der Konfrontation Goethes mit unserer modernen Welt geschieht Folgendes: Durch die Augen eines Außenstehenden, der unvoreingenommenen Blickes durch die Welt geht, also objektiver und klarsichtiger sein kann als wir, die darin Geborenen und Aufgewachsenen, wird Gesellschaftskritik betrieben. Leider gefällt Goethe das meiste, was er sieht, gar nicht: „*Dieser jetzigen Welt, der in ihrem offensichtlichen Nutz- und Ausbeutungsgedanken nahezu jede ästhetische Kategorie abhanden gekommen sei, meinte er, täte ein wenig Idealismus wohl gut. Zum anderen erkenne er, daß die Romantik, vor der er frühzeitig gewarnt, in ihrer abgeschmacktesten Art voll zum Zuge gekommen sei: deren verrückte Projektionen, so scheine es ihm, würden gegenwärtig aufs ungeheuerlichste verwirklicht.*“⁶⁴³ Leider geht es den Menschen nach wie vor nicht gut, bedauert er; sie scheinen nichts dazu gelernt zu haben.

⁶³⁷ Vgl. ebd. S. 225.

⁶³⁸ Ebd. S. 226.

⁶³⁹ Ebd. S. 228.

⁶⁴⁰ Ebd. S. 227.

⁶⁴¹ Ebd. S. 229.

⁶⁴² Ebd. S. 232f.

⁶⁴³ Ebd. S. 234.

„Absurde Welt, [...] nach und nach zum Jüngsten Tage reif ...“⁶⁴⁴, bezeichnet er unsere Gesellschaft. Aus Goethes Mund bekommen diese Worte natürlich ein besonderes Gewicht. Trotz aller Weiterentwicklung der Zivilisationstechniken ist für ihn keine Verbesserung zu erkennen: „Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein, ohne falschen Beigeschmack, durchaus rein zu genießen.“⁶⁴⁵

Wie „ein Entdeckungsreisender in der Wüste“⁶⁴⁶ fühlt er sich; mit seiner ständiger Kritik an der heutigen Welt ruft er jedoch in seinem neu gewonnenen Freund aus der Gegenwart Widerstand hervor. Der Tourist, dem Goethe in Weimar zufällig in die Arme gelaufen war und der ihn seitdem behutsam mit der Moderne vertraut gemacht hat, entgegnet Goethes Klagen mit einer unzweideutigen Stelle aus einem seiner Briefe an Zelter zu: „Übrigens: haben Sie damals nicht zugleich das Bedauern geäußert, solchen Fortschritt und die Entwicklung wenigstens des kommenden Jahrhunderts, nicht mehr erleben zu können.“

Zwar verlässt Goethe nach dieser Bemerkung den Raum, kehrt aber später zurück und bringt die „[...] – Eckermann völlig entgangene – Goethesche Ironie zum Vorschein“, mit der er seine Einsichtsfähigkeit beweist. Mit einem Zitat aus dem *West-Östlichen Divan* gibt er zu:

„Solang man nüchtern ist,
Gefällt das Schlechte;
Wenn man getrunken hat,
Weiß man das Rechte ...“⁶⁴⁷

Wenn das nicht menschlich ist!

Dürsson intendiert in seiner Goethe-Darstellung eine Entgöttlichung des Dichters, ohne ihn jedoch herabzusetzen. Daher betont er besonders die menschlichen Seiten des bislang zu Unrecht verherrlichten Mannes. Nun, nachdem Goethe sogar freiwillig von seinem Sockel gestiegen ist, ist es an der Zeit, ihn endlich als das anzunehmen, was er wirklich war: ein Mensch. Zugegebenermaßen ein außergewöhnlicher Mensch, aber trotz allem nur ein Lebewesen, mit den jedem Individuum eigenen Stärken, Schwächen und Bedürfnissen. Durch die gesamte Erzählung zieht sich diese Absicht wie ein roter Faden und blitzt ständig auf.

⁶⁴⁴ Ebd. S. 235.

⁶⁴⁵ Ebd. S. 236.

⁶⁴⁶ Ebd. S. 234.

⁶⁴⁷ Ebd. S. 235.

Besonders deutlich wird sie auf einer Reise in die Heimatstadt Frankfurt. Diese konfrontiert den Wiedergeborenen mit seiner Vergangenheit – übrigens ebenfalls ein häufig verwandtes Motiv in der Goethe-Fiktion. Dort zeigt er sich ob der Veränderungen „bestürzter“ als gedacht: „*Lärmende Einfalt, protzige Größe!*“⁶⁴⁸, ruft er angesichts des Verkehrschaos und der Wolkenkratzer aus. (Goethes Verhalten in der chaotischen Frankfurter Innenstadt erinnert an Manfred Ostens Buch, in dem er Goethe *die Langsamkeit entdecken* lässt (vgl. Kap. 3.2) und für eine *Entschleunigung* der Zeit eintritt.) Der Dichter verweigert strikt eine Fortführung des Stadtrundgangs zu seinem Elternhaus. Würde es ihn zu sehr schmerzen, auch diese eigentlich vertraute Umgebung durch die moderne Entwicklung verändert zu sehen? Was wäre ein deutlicheres Zeichen von Menschlichkeit als die Angst davor, die Stätte der Kindheit verfremdet ertragen zu müssen?

Dass Goethe auf jeden Fall ein typisch menschliches Bedürfnis nach Nähe hat, zeigt seine Frage, ob man mit einem Telefon „*auch Tote erreichen könne.*“ Er scheint seine Lieben aus dem ‚früheren Leben‘ zu vermissen, sich vielleicht sogar einsam und verloren in der modernen Welt zu fühlen, denn es wäre doch schön, „*noch einmal mit Schiller zu sprechen, mit Eckermann oder gar Christiane, dem Bettschatz.*“⁶⁴⁹ Sympathisch machen den greisen Dichter auch sein Humor und das Vermögen, sich nicht zu wichtig zu nehmen und auch mal über sich selbst zu lachen. So rezitiert er das Flohgedicht aus dem *Faust*, „*wobei er, mangels einer Gitarre, in der Küche nach einer Stielpfanne griff, die er mit seiner Schreibhand beklopfte.*“⁶⁵⁰

Natürlich darf das Thema Goethe und die Frauen auch in dieser Skizze nicht fehlen: Ein durch und durch menschliches Verhalten zeigt der Dichter nämlich ebenfalls angesichts einer „*‘Schar Mädchens’*“, die er auf einem Spaziergang trifft. Mit „*einem papageienbunten Gesicht*“ voller Lippenstiftflecken kehrt er nach Hause zurück und berichtet, dass ihn eine aus der Runde, „*die zurückhaltendste übrigens, [...] an Friederike erinnert*“ habe.

Aber bald hat er genug von der Moderne, der manchmal sicher auch überforderte Dichterrfürst. „*Wer zur Unzeit wiederkehrt, muß hilflos und komisch wirken in einer völlig veränderten Welt*“⁶⁵¹, entschuldigt er sich. Sein Überdruß kündigt sich in zunehmend schlechter Laune an, bevor er endlich beschließt, nach Weimar – seinem Zuhause und damit auf den Sockel – zurückzukehren. Dort angekommen braucht er bezeichnenderweise nicht die Unterstützung der Menschen, um wieder auf sein Podest zu klettern. „*Nicht nötig, Schiller*

⁶⁴⁸ Ebd. S. 231.

⁶⁴⁹ Ebd. S. 229.

⁶⁵⁰ Ebd. S. 232.

⁶⁵¹ Ebd. S. 236.

*mag mir die Hand reichen*⁶⁵², wehrt er die helfenden Hände seiner Begleiter ab. Das ist wahre Größe!

⁶⁵² Ebd. S. 238.

11. Goethe & Eckermann: Das Hörspiel *Eckermann und sein Goethe* von Eckard Henscheid, F.W. Bernstein und Bernd Eilert sowie Martin Walsers *In Goethes Hand*

„Es ist mir bei ihm unbeschreiblich wohl.“⁶⁵³

Das 1979 im Hessischen Rundfunk uraufgeführte Hörspiel bezieht sich ganz auf die *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, herausgegeben 1838 bzw. 1848 von seinem langjährigen Gefährten Johann Peter Eckermann und „möchte diesem sehr großen Buch vielleicht über diese Schiene sogar neue Freunde gewinnen“⁶⁵⁴. Es „speist sich ausschließlich aus der Quelle Eckermann“ und verzichtet bewusst auf „alle Art von Fiktion“. Die Autoren Eckard Henscheid, F.W. Bernstein und Bernd Eilert arbeiten mit der Technik der Collage. „[...] Ausschnitte aus unterschiedlichen Gesprächen [wurden] montiert. Überhaupt wurde oft komprimiert, kompiliert und neu kombiniert.“ Durch diese Verfahren entstand ein Werk, das sich vom Original unterscheidet, und bei allem Verzicht auf das Hinzufügen von fiktiven Elementen, dennoch eindeutig in den Bereich der Fiktion einzuordnen ist. Deutlich wird das an folgender Bemerkung der Autoren: „Wenn die komischen Aspekte der Gespräche insgesamt stärker hervortreten als im Original, so lag das nicht ganz außerhalb unserer Absichten.“⁶⁵⁵ Ergänzt wird das Hörspiel in der vorliegenden Lesefassung durch später eingefügte, von Bernstein gefertigte Comics, die einzelne Szenen visualisieren. Bei aller Komik, weder Goethe noch Eckermann werden verunglimpft. Im Gegenteil, die Autoren sind allesamt Goethe-Liebhaber, die das Interesse eines breiteren Publikums für den Dichter und dessen Werke wecken wollen.⁶⁵⁶

Goethes Stimme wird in den Regieanweisungen beschrieben als „starker mächtiger Opernbaß, der aber alle Tonfälle vom greisenhaft Hysterischen übers Kalte, Abweisende, Souveräne bis zum Geheimnisumwitterten, Ominösen, Leisen und Ironischen draufhat.“ Eckermann hingegen wird „eine entschieden geringere Variationsbreite“ zugestanden. Seine „Grundhaltung: steif, bieder, z.T. devot“ kann aber auch „in erstaunliche Formen von Spitzigkeit, Ironie und Auflehnung umschlagen und vermag Goethe gelegentlich sogar grausam leerlaufen zu lassen.“⁶⁵⁷ Diese Beschreibung der Stimmen charakterisiert gleichzeitig das Verhältnis zwischen den beiden. Es ist von Beginn an klar, wer das Sagen

⁶⁵³ Goethe-Lesebuch 1987. S. 989.

⁶⁵⁴ Ebd. S. 21.

⁶⁵⁵ Ebd. S. 978.

⁶⁵⁶ Überhaupt ist das ganze *Goethe-Lesebuch* liebevoll zusammengestellt und will den modernen Leser ansprechen. Es bietet eine Mischung aus alten und neuen, komischen und ernsten, originalen und fiktiven Goethe-Texten. (Vgl. S. 17f.)

⁶⁵⁷ Goethe-Lesebuch 1987. S. 977.

hat. Ein Sprecher und eine Stimme aus dem Off ergänzen das Duett mit Erläuterungen und Erklärungen. (Es scheint manchmal, als sprächen die drei Autoren durch diese Stimmen?!) Eckermann sucht bei Goethe „*DEN IDEALEN LEBENSZWECK*“⁶⁵⁸, ist ihm treu ergeben, dienstefrig und untertänig. Er steht eindeutig unter der Fuchtel des großen Dichters. Dennoch scheint es, als durchschaue er das Spiel und auch seine eigene Rolle darin, wenn er nämlich – ohne es jedoch Goethe merken zu lassen – bewusst übertrieben reagiert und seine Rolle auf die Spitze treibt. So antwortet er auf Goethes Aufforderung, ihm die *Berliner Abendzeitung* zu reichen: „*Gewiß Exzellenz, augenblicklich! für sich Ich habe ja keinen andern Lebenszweck, als der deutschen Literatur zu dienen, Goethe auf alle Weise zur Vollendung zu treiben! – – Jetzt liest er seine Zeitung. rührend Ach, seine Person, seine bloße Nähe scheint mir bildend zu sein, selbst wenn er kein Wort sagt. Sondern die Zeitung liest.*“⁶⁵⁹ In diesen Worten setzt Eckermann Goethe mit der gesamten deutschen Literatur gleich – eine Auffassung, die von der frühen Germanistik beinahe geteilt wurde, jetzt aber von dem Autoren-Trio Henscheid, Bernstein und Eilert aufs Korn genommen wird.

Kurz zuvor hielt Eckermann einen Monolog, in dem er auf schwärmerische Weise von *seinem* Goethe spricht: „[...] *ich vergesse das Reden über seinem Anblick*“. Allerdings lautet die Regieanweisung für diese Stelle: „*unechtes Pathos*“⁶⁶⁰.

Die Beziehung zwischen den Beiden ist eindeutig hierarchisch geprägt. Eckermann selbst spricht von einem Meister-Schüler- oder Vater-Sohn-Verhältnis. Er erhofft, als der „*Bildungsbedürftige vom Bildungsreichen*“⁶⁶¹ zu lernen, kommt sofort, wenn Goethe ruft, und lässt seine eigenen Geschäfte ruhen. Von Goethe wird diese Art der Untertänigkeit wie selbstverständlich angenommen. In seinen Augen scheint er sie zu verdienen und unterstellt Eckermann im Gegenzug Dilettantismus und Nichtswürdigkeit.⁶⁶² Demzufolge geht er sogar manchmal ironisch mit seinem *Diener* um.

Mehr noch als das Gesagte charakterisieren die Regieanweisungen Goethe und Eckermann. Für Goethe lauten diese oft „*spöttisch*“⁶⁶³, „*ätzend*“⁶⁶⁴, „*kategorisch*“⁶⁶⁵,

⁶⁵⁸ Ebd. S. 988.

⁶⁵⁹ Ebd. S. 990.

⁶⁶⁰ Ebd. S. 989.

⁶⁶¹ Ebd. S. 990.

⁶⁶² Vgl. ebd. S. 991.

⁶⁶³ Ebd.

⁶⁶⁴ Ebd. S. 1001.

⁶⁶⁵ Ebd. S. 992.

„mürrisch“⁶⁶⁶ oder „ungeduldig“⁶⁶⁷. Für Eckermann hingegen heißt es meistens „unsicher“, „ehrfürchtig“, „gehorsam; ohne alle Ironie“⁶⁶⁸ und „besorgt“⁶⁶⁹.

Die kurzen Gesprächsabschnitte zu unterschiedlichen Themen beinhalten z.T. eine Pointe, z.T. aber auch eine Lehre und bilden insgesamt eine starke Zusammenfassung der Gespräche zwischen dem alten Goethe und Eckermann. Während Letzterer alles unternimmt, um seinem Herrn zu gefallen, nimmt ihn Goethe nicht immer ernst und veralbert ihn sogar.⁶⁷⁰ Meistens bleiben diese kleinen Angriffe folgenlos, aber hin und wieder begehrt der *kleine* Eckermann gegen das *große* Genie auf und stellt ihm sogar „unschuldig“⁶⁷¹ eine Falle, in die Goethe hineintappt.⁶⁷² Überhaupt wird der brave Eckermann im Laufe des Spiels zunehmend selbstbewusster und auch scheinheiliger. Der von sich sehr eingenommene und verwöhnte Goethe fällt auf die Heucheleien herein⁶⁷³ und lässt sich immer häufiger aufs Glatteis führen.⁶⁷⁴

Aber es gibt auch die umgekehrte Situation. Manchmal scheint Goethe an der Integrität Eckermanns zu zweifeln und stellt ihn auf die Probe. So überprüft er durch Fangfragen, ob Eckermann auch ominösen und langatmigen, um nicht zu sagen: beinahe sinnentleerten, Monologen zuhört und diesen bis zum Ende folgen kann.⁶⁷⁵ Beide versuchen gegenseitig, sich eines auszuwischen.

Ein weiterer Charakterzug Goethes, der nicht nur in diesem Werk auftaucht, ist seine Sturheit und Rechthaberei. So irrte er sich bekanntermaßen in seiner Farbenlehre, war aber nicht dazu zu bewegen, diesen Irrtum einzugestehen. Im Gegenteil. Er greift mit *donnernder* Stimme zu harten Worten, um Eckermann auf dessen Einwürfe zu antworten: „*Sie sind ein Ketzer!! Wie die anderen auch!!! bedrohlich Denn Sie sind der Erste nicht, der von mir abgewichen ist.*“⁶⁷⁶ Kurz darauf verlässt er mit schlagenden Türen den Raum. Eckermann aber duckt sich und geht ihm hinterher: „... *wie er auch schilt ... ich liebe ihn ... ich will zu ihm gehen und ihm die Hand drücken ...*“⁶⁷⁷. Nicht selten lässt Goethe Eckermann seine (geistige) Übermacht spüren.

⁶⁶⁶ Ebd. S. 994.

⁶⁶⁷ Ebd. S. 995.

⁶⁶⁸ Ebd. S. 992.

⁶⁶⁹ Ebd. S. 993.

⁶⁷⁰ Vgl. ebd. S. 1015.

⁶⁷¹ Ebd. S. 1019.

⁶⁷² Vgl. ebd. S. 1019.

⁶⁷³ Vgl. ebd. S. 1024.

⁶⁷⁴ Vgl. ebd. S. 1025.

⁶⁷⁵ Vgl. ebd. S. 1059.

⁶⁷⁶ Ebd. S. 1050.

⁶⁷⁷ Ebd.

Eckermann dient Goethe zusätzlich als *Blitzableiter*. Folgendes Gespräch zwischen dem Sprecher (S.) und der Stimme aus dem Off (SS.) leitet die 49. Szene ein:

„S. *Ein andermal freilich ist Goethe gar nicht aufgelegt –“*

SS. *ER MOTZT GEGEN ALLES*

S. *– und Eckermann muß es wieder ausbaden.*“⁶⁷⁸

Eckermann hat viel aufgegeben für Goethe. Wurde es ihm gedankt? Fakt ist, seine Entlohnung war gewiss nicht angemessen, zeitweise musste er sich gar als Nachhilfelehrer verdingen, um seinen Lebensunterhalt bestreiten zu können. Erst 1831 konnte er seine langjährige Verlobte Johanna Bertram heiraten, mit der ihm nur ein kurzes Glück vergönnt war. Sie starb 1834 kurz nach der Geburt des gemeinsamen Sohnes Karl.

Als Goethe am 22. März 1832 in Weimar stirbt, ist Eckermann autorisierter Herausgeber nachgelassener Schriften. Diesem Amt kommt er gewissenhaft nach. Trotzdem findet er nur noch wenig die Beachtung der Weimarer Gesellschaft und stirbt am 3. Dezember 1854 einsam und allein.

Martin Walser nähert sich der Beziehung zwischen den beiden, auf ihre Art großen Männern, auf andere Art. Sein Schauspiel *In Goethes Hand. Szenen aus dem 19. Jahrhundert* existiert in zwei Fassungen⁶⁷⁹. Im Klappeninnendeckel der ersten Fassung heißt es über Eckermann, er sei „*nie mehr (aber auch nicht weniger) gewesen, als ein Planet, der einen Fixstern umkreist*“. Er gab sein Leben und seine eigenen Pläne auf, wird von Goethe vollständig *geschluckt* und assimiliert, befindet sich also vollkommen – so auch Walsers Titel – *In Goethes Hand*. Walter Hinck nennt das Stück „*Die Geschichte einer Abhängigkeit*“ und schreibt in der FAZ: „*Aus Ergebenheit, Selbstlosigkeit, Liebe tut Eckermann alles Goethe zuliebe. [...] Die Innigkeit, mit der er [Eckermann, M.G.] sich und seine Zeit versäumt, macht aus ihm eine tragikomische, aber lebenswürdige Figur*“⁶⁸⁰.

Die zweite Fassung beginnt *nach* Goethes Tod.⁶⁸¹ Eckermann und Ottilie von Goethe stehen vor dem Leichnam und rekapitulieren dessen Sterben. Um Goethe auch noch nach seinem Tod möglichst gut dastehen zu lassen, entschließen sich die beiden, *Mehr Licht als*

⁶⁷⁸ Ebd. S. 1070.

⁶⁷⁹ Martin Walser: *In Goethes Hand. Szenen aus dem 19. Jahrhundert*. München 1982. [Im Folgenden abgekürzt: Walser 1982.] Und: Ebd. München 1984. [Im Folgenden abgekürzt: Walser 1984.] Die zweite Fassung entstand während der Inszenierung des Stücks in Bonn.

⁶⁸⁰ Walser 1984. Hinterer Klappeninnendeckel.

⁶⁸¹ In der ersten Fassung fehlt diese Szene.

dessen letzte Worte bekannt zu geben.⁶⁸² Sie bewundern Goethes Schönheit im Tod als seinen letzten Triumph.⁶⁸³

In der zweiten Szene erfolgt eine Rückblende ins Jahr 1823. Es ist September. Johann Peter Eckermann und Goethe begegnen sich in Jena zum zweiten Mal. (Die erste Begegnung muss im Juni stattgefunden haben. Eckermann hatte sich an Goethe gewandt mit seinem Manuskript *Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe*. Daraufhin erteilte ihm der große Dichter einen Arbeitsauftrag. Nun, im September, erinnert sich Goethe jedoch nicht mehr.⁶⁸⁴ Von Beginn an wird hier deutlich, welche Rolle Eckermann von nun an einnehmen wird: Er ist der dienstbare Geist, der unauffällig und gewissenhaft seine Aufgaben erledigen wird, ohne selbst jedoch groß in Erscheinung zu treten oder gar eigene Bedürfnisse anzumelden.) Man erwartet Goethe, der aus Marienbad ankommt, am Botanischen Garten in Jena. Sein Sohn August erklärt den Wartenden: „*Es geht ihm nicht so gut. Er muß nach Weimar. Er braucht Aufmunterung. Immer, wenn er Böhmen verläßt. In diesem Jahr besonders.*“⁶⁸⁵ (Goethe hatte kurz zuvor seiner angebeteten Ulrike von Levezow einen Heiratsantrag gemacht, der mit Hinweis auf den Altersunterschied natürlich abgelehnt worden war. Bald darauf sollte die wunderschöne *Marienbader Elegie* entstehen, in welcher der Dichter seinen Herzschmerz zu Papier brachte.) Für die Ankunft des hohen Herrn muss alles perfekt sein. Auf Goethes „*Empfindlichkeit*“⁶⁸⁶ wird in jeglicher Hinsicht Rücksicht genommen.

Der große Mann kommt an und benimmt sich doch ganz menschlich. Die Enttäuschung in Marienbad hat ihn sehr mitgenommen. Er fürchtet sich vor Weimar, denn dort – so argwöhnt er – erwarte ihn der Tod. „*In jedem Haus in Weimar wohnt ein Sterbender. Die Häuser in Weimar sind Särge.*“⁶⁸⁷ Böhmen und die junge Ulrike verkörperten für ihn das Leben. Nun merkt er sein Alter und sieht den Tod nahen: „*Wer siebzig ist, hat nur noch Feinde. Einen Hauptfeind.*“ Diese Angst vor dem Tod ist immer wieder Thema in der fiktiven Goethe-Literatur. Jeder Mensch kennt dieses Gefühl, daher besteht hier eine Identifikationsmöglichkeit; der Heros Goethe wird auf eine Stufe mit seinen Mitmenschen gestellt, denn selbst er, der *Dichtergott*, muss sterben und weiß dies auch.

Bald schon erkennt Goethe den Nutzen, den Eckermann für ihn haben könnte. Eckermann ist gebildet und eilfertig. Er kennt sich in der deutschen Literatur gut genug aus, um Goethe

⁶⁸² Vgl. Walser 1984. S. 8.

⁶⁸³ Vgl. ebd. S. 9.

⁶⁸⁴ Vgl. ebd. S. 20f.

⁶⁸⁵ Ebd. S. 19.

⁶⁸⁶ Ebd. S. 15.

⁶⁸⁷ Ebd. S. 22.

behilflich sein zu können. Noch dazu ist er lernwillig und lässt sich führen. Ironischerweise erkennt Goethe sehr schnell, welche Probleme daraus für Eckermann erwachsen könnten. „Die Gefahr bei Ihnen, Eckermann, Sie geben leicht nach!“⁶⁸⁸ Und: „Wie Sie mir folgen, um mir dann vorauszuweichen ... das ist ängstlich! Eckermann, Eckermann, weichen Sie! Von Ihnen könnte ich abhängig werden!“⁶⁸⁹ Diese Abhängigkeit wird in nicht allzu ferner Zukunft Realität werden! Goethe beweist hier eine gute Menschenkenntnis. Dies hindert ihn allerdings nicht, Eckermanns Schwächen für eigene Zwecke auszunutzen. Eckermann, der nach Weimar zu Goethe gekommen war, weil er sich dort Protektion für seine eigene schriftstellerische Karriere erhoffte, wird nach und nach seine eigenen Interessen und Bedürfnisse Goethe zuliebe aufgeben. Man könnte gar so weit gehen und behaupten, Eckermann sei das dunkelste Kapitel in Goethes Leben, denn vorbildlich hat sich der große Dichter ihm gegenüber nicht benommen.

Eckermanns extreme Unterwürfigkeit bis hin zur Selbstverleugnung wird in einem Bekenntnis klar, das er Goethe schon recht früh macht: „Exzellenz, Sie geben mir eine Bestimmung, die ich nicht verdiene.“⁶⁹⁰ Hier schon wird klar: Von nun an ist Goethe der Lebensinhalt in Eckermanns Leben!

Dies passt natürlich Hannchen, der zunächst in Hannover, später in Weimar auf Eckermann wartenden Verlobten, gar nicht. Ursprünglich war abgesprochen gewesen, dass die Hochzeit noch im Oktober desselben Jahres stattfinden sollte. Wenn Hannchen zu diesem Zeitpunkt geahnt hätte, dass bis zu diesem großen Tag – aus Geldgründen – noch acht lange Jahre ins Land ziehen würden. Die Verlobte sieht klar, dass *ihr* Eckermann ausgebeutet wird. Ihr Geliebter arbeitet hart für einen reichen Mann, ohne dafür entlohnt zu werden. Darauf angesprochen entgegnet Eckermann: „Goethes Verhältnis zu mir erlaubt kein Geld.“ Für ihn stellt seine Arbeit mehr dar als eine Möglichkeit, seinen Lebensunterhalt zu sichern. Es ist eine Berufung! Er dient damit einer höheren Macht. Er ist sogar noch dankbar dafür, dass Goethe „dafür gesorgt“ hat, dass er nun „Stunden geben kann“, um wenigstens halbwegs über die Runden zu kommen. An große Sprünge ist dabei natürlich nicht zu denken, und das arme Hannchen muss sich weiterhin gedulden! Sie weist ihn auch darauf hin, dass seine eigenen literarischen Ambitionen völlig in Vergessenheit geraten sind vor lauter „Goethegoethegoethe.“ Sie versucht, ihm die Augen dafür zu öffnen, dass Goethe ihm „von allem Besseren“⁶⁹¹ abrät und mit leeren Versprechungen hinhält, um ihn – eigennützig – für

⁶⁸⁸ Ebd. S. 29.

⁶⁸⁹ Ebd. S. 30.

⁶⁹⁰ Ebd.

⁶⁹¹ Ebd. S. 34.

sich zu behalten. Aber Eckermann lebt in einer Scheinwelt, denkt von Goethe nur das Beste, hält ihn für großzügig und uneigennützig und ist ihm dankbar.⁶⁹²

Eckermann geht sogar so weit, interessante und sicher profitablere Stellen als die bei Goethe auszuschlagen. Warum tut er dies? Wartet er wirklich auf eine noch bessere Stelle durch Goethes Protektion? Ist er zu feige, um von Goethe wegzugehen und ein eigenständiges Leben zu führen? Oder kann er den Dunstkreis des Genies einfach nicht verlassen, unterliegt er einem beinahe *magischen Bann*? Hat Goethe Eckermann *verzaubert*? Es wäre nicht das erste Mal, dass Goethe in der fiktiven Literatur übernatürliche Fähigkeiten zugeschrieben werden.

Auf jeden Fall ist die Abhängigkeit zwischen Eckermann und Goethe beidseitig. Der Eine kann kaum noch ohne den Anderen. Man kann das Verhältnis beinahe symbiotisch nennen. Mit seiner Verherrlichung des Dichters macht sich Eckermann sogar hin und wieder lächerlich. Er verehrt die banalsten Dinge an seinem Herrn, überhöht alles, was dieser tut.⁶⁹³ Fast ängstlich ist er darauf bedacht, Goethe alles recht zu machen. Er kennt dessen Abscheu gegenüber Brillen und tappst lieber ohne eine Sehhilfe vor seinen Augen herum, als ihn durch den Anblick dieses doch wichtigen Hilfsmittels zu verstimmen. Man merkt, dass Goethe hin und wieder zur Ungnädigkeit neigt.

Der alte Goethe scheint in der Tat etwas gedankenlos geworden zu sein und das Verhältnis zur Realität verloren zu haben. Eines Tages deutet er Eckermann an, etwas Wichtiges mit ihm besprechen zu müssen. Die Hoffnungen Eckermanns werden allerdings enttäuscht; es handelt sich nicht etwa um eine bessere Stelle oder um eine finanzielle Entlohnung – Dinge, von denen er durchaus etwas gehabt hätte. Nein, Goethe schenkt ihm einen „*Baschkirenbogen, von einem Häuptling, anno 13*“⁶⁹⁴, ein Gegenstand, der weder Eckermann noch seinem Hannchen in irgendeiner Weise nützlich ist. Trotzdem dankt Eckermann seinem Herrn dieses mehr ideelle Geschenk beinahe übertrieben. Goethe scheint dermaßen in seinem sicheren Elfenbeinturm vergraben zu sein, dass er sich gar nicht mehr vorstellen kann, was Eckermann wirklich nützen würde! Zurück in seiner engen Wohnung zeigt er Hannchen das nutzlose Geschenk, das zum Auslöser einer Diskussion zwischen den beiden Verlobten wird. Eckermann macht deutlich, dass er Goethe „*um nichts bitten werde*“, sondern daran glaube, dieser würde für ihn „*tun, was er tun könne*.“ Dies habe er Goethe auch gesagt, und der habe geantwortet: „*Das haben Sie vollkommen recht, ich denke öfter an Ihr Glück, als Sie wissen können*.“ Seitdem habe Eckermann das Gefühl, dass er sich voll und ganz „*auf ihn verlassen*“

⁶⁹² Vgl. ebd. S. 35.

⁶⁹³ Vgl. ebd. S. 36f.

⁶⁹⁴ Ebd. S. 43.

könne. Er ist zu bescheiden, zu schwach und zu feige, für sich selbst zu sprechen. Die Diskussion spitzt sich zu, denn Hannchen fordert konkrete Zusagen von Goethe. Aber Eckermann wehrt ab, es reicht ihm schon, dass Goethe ihn „*seinen Freund*“ genannt hat. Er schämt sich zwar, dass er seinen Verpflichtungen Hannchen gegenüber nicht nachkommen kann, aber „*Weimar ist stärker.*“ Hannchen, seit elf Jahren seine Verlobte, verlässt türenschiend die Wohnung. Diese Reaktion seiner eigentlich so sanften Verlobten macht Eckermann wach. Er macht sich auf den Weg zu Goethe und setzt dazu seine Brille auf! „*Das war schon falsch, daß ich die Brille mir verbieten ließ. Nur noch mit Brille jetzt! Jetzt, Hannchen, seh ich ihn genauso scharf, wie er mich immer sah.*“⁶⁹⁵ Lange jedoch wird dieser Zustand nicht anhalten, denn schon bevor Eckermann Goethe gegenüber tritt, wird er die Brille wieder abnehmen.

„*Eckermann, von allen Echos das treueste.*“⁶⁹⁶ So bezeichnet Schwiegertochter Ottilie den jungen Mann. Ein Echo ist etwas selbständig eigentlich gar nicht existent. Es besteht nur als (akustische) Spiegelung eines anderen Gegenstandes. Und genauso existiert Eckermann ausschließlich in Bezug auf Goethe. Ohne Goethe kein Eckermann! (Demzufolge wird er auch nach dessen Tod schnell in Vergessenheit geraten. Und selbst heute noch, auch in dieser Arbeit, ist er ausschließlich in seiner Beziehung zu Goethe von Interesse!) Eckermanns Bedürfnisse scheinen niemanden zu interessieren, weder Goethe, aber auch nicht ihn selbst. Nach einer Passage, in der Goethe seinen immer noch immensen Lebenshunger illustriert („*Will immer noch neunzehn sein.*“), erkundigt sich der große Dichter *pro forma* nach Eckermanns Befindlichkeiten. Die Regieanweisungen geben an dieser Stelle folgende Reaktion Eckermanns vor: „Eckermann wehrt ab, hilflos, verlegen, verzweifelt.“⁶⁹⁷ Noch nicht selbst einmal er kennt seine Bedürfnisse, ist es auch gar nicht gewohnt, danach gefragt zu werden, und weiß ganz genau, dass die Frage Goethes nicht wirkliches Interesse bekundet. Er ahnt, dass sich, selbst wenn er seine Bedürfnisse anmelden würde, nichts wirklich änderte. Klar und deutlich erkennt er seine ausweglose Situation.

Nicht nur Eckermann, auch Sohn August hat unter seinem übermächtigen Vater zu leiden. Bei dem Besuch einer Gruppe von Künstlern, denen Goethe Portrait sitzen will, kommt es zum Eklat, bei dem sogar der sanfte Eckermann kurz davor steht, gegen seinen Herrn und Meister aufzubegehren. Der betrunkene August spricht vor den Anwesenden über sein gestörtes Verhältnis zum Vater und beschuldigt diesen, seine eigenen dichterischen Ambitionen nicht anzuerkennen. Aber er sagt auch ganz klar, dass er seinen alten Vater nun

⁶⁹⁵ Ebd. S. 46.

⁶⁹⁶ Ebd. S. 44.

⁶⁹⁷ Ebd. S. 45.

auch nicht mehr brauche: „*Ich habe vierzig Jahre ohne ihn geschissen, ich kann auch sterben ohne ihn.*“⁶⁹⁸ Als er Goethe kommen hört, verlässt August den Raum. Goethe hat natürlich bemerkt, was vorgegangen ist. Als man von draußen den Betrunkenen überlaut lachen hört, bemerkt der Dichter nur lapidar: „*Schöne Stimme, mein Sohn.*“⁶⁹⁹ Nach dieser wenig sensiblen Aussage nimmt Eckermann, der noch kurz zuvor den Gästen erklärt hatte, wie sehr Goethe Brillen (und Bärte und Tabakrauch und Hunde) verabscheut, seine Brille in die Hand, um diese aufzusetzen! Aber sein Mut reicht nicht ganz aus. Nachdem Augusts Lachen wieder zu hören ist und der alte Goethe sein Gesicht vor Scham in den Händen verbirgt, steckt Eckermann seine Sehhilfe wieder ein und geht beflissen zum Tagesgeschäft über.⁷⁰⁰ Vielleicht hätte es dem großen Dichter (und den Menschen in seiner Umgebung!) gut getan, wenn jemand schon früher den Mut besessen und ihn in seine Grenzen verwiesen hätte ...

Der zweite Akt spielt wieder nach Goethes Tod in seinem Sterbezimmer. Auf einmal ist die Distanz zwischen ihm und Eckermann verschwunden. „*Etwas, was immer zwischen uns war, ist jetzt weg. Er ist mir so nah jetzt. Als brauche er mich.*“⁷⁰¹ Ausgerechnet Heinrich Matthey, ein Vertreter der Freiheitsbewegung, erhält den Auftrag, Goethes Antlitz im Tode zeichnerisch festzuhalten. Für Eckermann ist dies der Anlass, darüber nachzudenken, ob er jetzt, nach Goethes Tod, endlich frei ist. (Um es vorwegzunehmen: Eckermann wird sich nie wirklich von seinem Herrn freimachen können. Tragischerweise stirbt Hannchen, die er 1831 doch noch heiraten konnte, zwei Jahre nach Goethes Tod bei der Geburt des gemeinsamen Sohnes Karl. Ausgerechnet das langersehnte Familienglück sollte ihr schließlich den Tod bringen.)

Es folgt ein Sprung ins Jahr 1848. Eckermann lebt zusammen mit dem inzwischen vierzehnjährigen Sohn immer noch in Weimar. Er ist krank, das Geld ist knapp. Noch immer opfert er sich für Goethe auf – auch noch nach dessen Tod. Treulich gibt er die Werke des großen Dichters heraus, auch die berühmten *Gespräche* sind mittlerweile erschienen. Bei einer Unterhaltung mit Hermann Ferdinand Freiligrath, der ihn in seiner bescheidenen Wohnung besucht, reflektiert Eckermann sein Verhältnis zu Goethe. Freiligrath, ein harscher Kritiker der gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit, erkennt ganz deutlich: „*Sie lieben ihn, Eckermann.*“⁷⁰² Eckermann bejaht dies. Und nur so lässt sich auch verstehen, warum Eckermann sein eigenes Leben für das Goethes hingab. Aber er erkennt auch sein eigenes

⁶⁹⁸ Ebd. S. 50.

⁶⁹⁹ Ebd. S. 52.

⁷⁰⁰ Vgl. ebd. S. 50ff.

⁷⁰¹ Ebd. S. 53.

⁷⁰² Ebd. S. 61.

„verpfushtes Leben“⁷⁰³ und gibt zu, Freiligrath um dessen Unabhängigkeit und Freiheitswillen zu beneiden.⁷⁰⁴

Hart kritisiert Freiligrath den großen Dichter in dessen Haltung hinsichtlich der Revolution. Er zitiert ihn mit den Worten: „*Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als eine Unordnung ertragen.*“⁷⁰⁵ Ungerechtigkeiten aus Bequemlichkeit und aus Angst vor Umstürzen hat Goethe sicher viele begangen, die meisten wahrscheinlich gegen Eckermann. Freiligrath kritisiert weiter: „*Goethe hat immer nur der Selbstsucht, der Lieblosigkeit geschmeichelt; darum lieben ihn die Lieblosen. Er hat die gebildeten Leute gelehrt, wie man gebildet sein kann und trotzdem ein Selbstling! Der große Dichter ist kein Vorbild für das richtige Leben und Handeln. Sie kennen seine Unvorbildlichkeit. Diese unbeeindruckbare Alleswisserei. [...] Aber durfte er die moralische Welt genauso leugnen wie Interferenz und Polarisierung? Was hat er geantwortet, als er spürte, daß dies ein Jahrhundert wird, in dem man gefragt werden kann, auf welcher Seite man stehe? Die Leute wollen, daß ich Partei ergreife, hat er gesagt, nun gut, ich stehe auf meiner Seite!*“⁷⁰⁵ Harte Worte, denen auch Eckermann nicht widersprechen kann. Er antwortet: „*Ich soll Ihnen seine Unvorbildlichkeit bezeugen. Tut mir leid: daß er so unvorbildlich ist, das ist das Vorbildliche an ihm.*“ Freiligrath warnt: „*Fliehe die Gunst der Großen! Sie geben dir wenig und nehmen dir alles!*“⁷⁰⁶ Und genau das hat Goethe mit Eckermann getan.

Ein Zeitsprung führt ins Jahr 1853. Am 28. August wird Eckermann zu einer Feier in Goethes ehemaliges Wohnhaus eingeladen. Er befindet sich allein im Juno-Zimmer und bewundert das vorbereitete Buffet. Als er ein Häppchen vorzeitig stibitzen möchte, scheint es ihm, als „*trete Goethe aus der Tapete*“⁷⁰⁷. „*Sie sind es nicht. Sie sind sein Geist.*“ Aber trotzdem legt er das Häppchen zurück. Goethe ist auch noch nach seinem Tod sein Herr und Gebieter. Aber wenigstens ein bisschen emanzipiert hat er sich inzwischen, denn er lässt für Heidelbeeren mit Sahne „*jede Artischocke liegen*“. Und Artischocken waren immerhin „*die Lieblingsspeise seiner Exzellenz*“⁷⁰⁸. Im anschließenden Gespräch mit Ottilie stellt sich ein angebliches Goethe-Zitat als ein Ausspruch Eckermanns heraus. „*Und daß die Kenner alles Goethe zuschreiben, das ist mein Sieg.*“⁷⁰⁹ Eckermann tritt vollkommen hinter die Person

⁷⁰³ Ebd. S. 57.

⁷⁰⁴ Vgl. ebd. S. 61.

⁷⁰⁵ Ebd. S. 60f.

⁷⁰⁶ Ebd. S. 61.

⁷⁰⁷ Ebd. S. 62.

⁷⁰⁸ Ebd. S. 63.

⁷⁰⁹ Ebd. S. 66.

Goethes zurück. (Das wirft natürlich die Frage auf, wie viel von Eckermann noch hinter den eigentlich Goethe zugeschriebenen Leistungen steckt.)

Die vierte Szene des 2. Aktes beschließt das Werk. Eckermann träumt. Er sieht eine „ideale Flußlandschaft“. Goethe, August und Hannchen kommen auf ihn zu. „Eckermann sieht nur Goethe“!⁷¹⁰ In Eckermanns Traum liefert ihm sein Unbewusstes eine Erklärung für sein Verhalten gegenüber Goethe. Goethe selbst fungiert als Ausdruck von Eckermanns Unterbewusstsein. Er, dem Eckermann stets geglaubt hat, spricht im Traum das aus, was Eckermanns tiefstes Inneres liefert. Durch Goethes Mund klagt sich Eckermann selbst an. Er lässt sich durch Goethe folgendermaßen charakterisieren: *„Ein schmeichlerisches Büchelchen eingereicht. Sich eine Stelle als Mitarbeiter am größten Literaturwerk der Epoche erschmeichelt. Zwar nichts verdient, aber ein Ansehen ergattert, das mit eigener Schreibe nie und nimmer zu ergattern war. Und ein Leben lang die köstliche Ausrede: Weil man für Goethe rackern muß, kommt man nicht dazu, die eigenen Gedichte zu schreiben. Die schlechten. Denn daß die schlecht sein mußten, dafür gibt's Proben. Aber als verhinderter Dichter ist man kein schlechter Dichter, sondern ein ... na ...?! ein ...?!“* Und Eckermann wirft ein: *„Märtyrer!“* Mit diesen deutlichen Worten fällt augenblicklich ein großer Teil der Schuld, der die ganze Zeit auf Goethe gelastet hat, ab und wird Eckermann zugeschrieben! Endlich erkennt Eckermann seine eigene Unfähigkeit und gibt nicht länger Goethe die Schuld an seiner verpfuschten Existenz. Mag sein, dass Goethe ihn zu Lebzeiten ausgenutzt hat, aber er hat sich ausnutzen lassen. Er war nie dazu fähig, auch nicht nach Goethes Tod, aus dessen Schatten herauszutreten. Und spätestens den verstorbenen Goethe kann man nicht verantwortlich machen. Eckermann empört sich im Traum dermaßen, dass er zum Schluss zugibt, es bleibe nur *„Haß“*: Hass auf Goethe, der ihm zwar vorgemacht habe, wie es ist, ein großer Dichter zu sein, ihm aber ebenfalls demonstrierte, dass er, Eckermann, *„nicht die geringste Aussicht hat, ein Goethe zu sein“*. Goethe *„schlüpft in ein bereitstehendes Flügelpaar und hebt ab.“* Er entschwindet, nicht ohne Eckermann jedoch noch folgendes zuzurufen: *„Ich war nicht glücklicher als Sie. Ich ließ es nur nicht jeden wissen.“* Eckermann erwacht erschrocken. Und sofort greifen wieder die alten Muster. Er ruft erschrocken: *„Nein. Nicht. Entschuldigung, Exzellenz!“*⁷¹¹ Wie immer macht er andere für sein Verhalten verantwortlich. Diesmal trägt *„die Nacht“* die Schuld an seinen emotionalen Ausfällen. *„Ich Goethe hassen, ja was denn noch! Das war nicht ich, Exzellenz. Goethe hassen, ich! Man kann ihn nur lieben, lieben, lieben.“*⁷¹² Mit diesem Ausruf schließt Walsers Werk.

⁷¹⁰ Ebd. S. 69.

⁷¹¹ Ebd. S. 71.

⁷¹² Ebd. S. 72.

12. Goethe auf Liebespfaden: Eckard Henscheids *Goethe unter Frauen. Elf biographische Klarstellungen*.

„Goethe, Du Kröte!“⁷¹³

Bereits der Untertitel macht klar: Was den Leser hier erwartet, ist eine – nicht ganz ernst gemeinte – Abrechnung mit Goethes Liebesleben. Im Vorwort verspricht Henscheid so auch vollmundig, nach „*einem Vierteljahrtausend Goethe-Vorlautheit*“ endlich die Frauen zu Wort kommen zu lassen. Die „*Traumelf*“⁷¹⁴, der der Satiriker im Goethe-Jahr 1999 das Wort erteilte, besteht aus den wichtigsten Frauen in Goethes Leben: Mutter Aja, Friederike Brion, Lili Schönemann, Charlotte von Stein, Christiane Vulpius, Bettine von Arnim, Marianne von Willemer, Ulrike von Levetzow, Schwiegertochter Ottilie und – Gretchen. Letztere fällt natürlich aus der Reihe, ist sie doch als einzige der Damen nicht real. Schlussendlich entfaltet sich dem Leser nicht nur ein fiktives Bild von Goethe, sondern auch – und besonders – ein fiktives Charakterbild der jeweiligen Frau um Goethe.

Alle Daten und Zitate sind der Goethe-Literatur bzw. der Sekundärliteratur entnommen. „*Zuweilen bringen die Protagonistinnen aber auch manches durcheinander, erinnern sich falsch oder schwärmen.*“⁷¹⁵ Sie entwickeln also typisch menschliche Eigenschaften, wenn es um die Vergangenheit geht. Wie uns Goethes Mutter Aja verrät, steht das Buch „*vor allem im Sinne und im Interesse der endlich bald erfolgenden Frauenemanzipation*“; so zumindest klingt es im natürlich fiktiven „*Einladungsbrief von Herrn Eckard Henscheid i.A. Alexander Festl*“, in dem der Herausgeber die Damen dazu ermutigen möchte, „*gegen Goethe möglichst auszupacken ...*“⁷¹⁶.

Mutter Aja schaut vom Himmel herab und plaudert – in ihrer typischen frankfurterischen Mundart – ein wenig aus dem Nähkästchen. Ganz nebenbei verrät sie einige intime Details von ihrem „*Hätschelhanß*“⁷¹⁷ und erklärt, sie könne „*den Herausgebern dieses Buches und dem Verleger Fettle [sic!] durchaus schon etwas mit div. Pikanterien und einem klitzekleinen Skändälchen entgegenkommen*“⁷¹⁸. Sollte das eventuell die Rache dafür sein, dass ihr berühmter Sohn sie zu Lebzeiten auf Distanz hielt und nicht zu ihrer Beerdigung kam? Frau

⁷¹³ Eckard Henscheid: *Goethe unter Frauen. Elf biographische Klarstellungen*. Frankfurt/M. 1999. [Im Folgenden abgekürzt: Henscheid 1999.] S. 100.

⁷¹⁴ Ebd. S. 2.

⁷¹⁵ Ebd. S. 8.

⁷¹⁶ Ebd. S. 15.

⁷¹⁷ Ebd. S. 11.

⁷¹⁸ Ebd. S. 18.

Aja jedenfalls fühlte sich vernachlässigt und sucht den Grund dafür bei sich selbst, bei ihrer einfachen und ungebildeten (?) Art: „*Hm, ei, also genierte sich mein Sohn da wirklich etwas für meine Ottogravie? Vielleicht auch wegen meiner Abstammung [...] auch von Metzgersleuten her?*“ Mutter Aja jedenfalls zieht sich diesen Schuh nicht an und stellt klar, dass sie „*keineswegs so ungebildet war, wie diese meine Orthografiekralle mittunter vermutten läßt*“⁷¹⁹. Voller Selbstbewusstsein empfindet sie Goethes Geburtstag auch als ihren Ehrentag, denn sie „*war immer mit von der Partie und voll dabei*“⁷²⁰.

Die Frauen um Goethe, die Henscheid sprechen lässt, haben eines gemeinsam: Sie wetteifern miteinander um den 1. Platz in Goethes Leben und mindern daher das Ansehen ihrer Konkurrentinnen. Durch ihre Bekanntschaft und ihre Erlebnisse mit Goethe sehen sie sich geehrt, geadelt und aus der Menge herausgehoben. Sie wollen Anteil an seinem Ruhm und partizipieren an seiner Unsterblichkeit. (Hier sogar im wahrsten Sinne des Wortes, denn alle, außer Gretchen, die nie gelebt hat, sind inzwischen tot, kommen aber trotzdem noch einmal zu Wort.) Derlei *Trittbrettfahrer* kennen wohl die meisten Berühmtheiten und dürften auch Goethe zu Lebzeiten nicht fremd gewesen sein.

Friederike Brion, die „*prächtige Pfarrerstochter*“, kennt ihren Wert sogar ganz genau und beweist auch vom Himmel herab Geschäftstüchtigkeit. Sie bereut inzwischen die Vernichtung ihrer Korrespondenz mit Goethe nach ihrem Tod durch ihre Schwester Sophie: „*Das wäre ein schönes Geschäft gewesen!*“⁷²¹ Die Liebesgeschichte zwischen Goethe und Friederike, von der so vieles im Dunkeln liegt, hat die Philologen schon immer gereizt: „*Die positivistische Goethe-Philologie des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts freilich mit ihrem Horror vacui hat die Lücken der Überlieferung fleißig auszufüllen versucht.*“⁷²²

Die Elsässerin, die bis zu ihrem Tod 1813 unverheiratet bleiben sollte⁷²³, schafft Vorurteile bezüglich ihrer Liebesgeschichte mit Goethe aus der Welt und räumt dadurch mit so manchem „*Gemeinplatz fast zweihundertjähriger Germanistik*“ auf. Dadurch verulkt die „*Laiin und Topfhändlerin*“⁷²⁴ die erhabene Wissenschaft, die sich selbst manchmal – besonders wenn es um Goethe geht – viel zu ernst nimmt. Hier klingt die Meinung von Autor Henscheid durch! Ob Goethe tatsächlich reale Erlebnisse, wie in der Wissenschaft lange Zeit angenommen, in literarischen Werken verarbeitet habe, stellt sie in Frage.⁷²⁵ Ob ihr

⁷¹⁹ Ebd. S. 20.

⁷²⁰ Ebd. S. 21.

⁷²¹ Ebd. S. 28.

⁷²² Astrid Seele: *Frauen um Goethe*. Reinbek 1997. [Im Folgenden abgekürzt: Seele 1997.] S. 19.

⁷²³ Pikanterweise wurde Friederike Jahre später von Jakob Michael Reinhold Lenz verehrt, der nicht nur in dieser Hinsicht auf Goethes Spuren wandelte.

⁷²⁴ Henscheid 1999. S. 38.

⁷²⁵ Vgl. ebd.

Ehemaliger unter einer fast pathologischen Bindungsangst litt, wie die Germanistin Astrid Seele in ihrer Rowohlt-Monographie über die *Frauen um Goethe*⁷²⁶, beschreibt, hält sie für unwahrscheinlich.⁷²⁷ Ihr Herz sei nach der Trennung auch lange nicht so gebrochen gewesen, „wie es zuerst Goethe und in der Folge die ganze Welt insinuierten“⁷²⁸: „Also, da übertreibt er, mein Ehemaliger, doch recht bzw. hätschelt sich also selber ein bißchen.“ Typisch Goethe, möchte man sagen!

Vollständig ausgesöhnt habe sie ihre Teilhabe an Goethes Bekanntheit und Ruhm. Spätestens die Inschrift auf ihrem Grabstein in Meißenheim stellt dies deutlich heraus:

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr verlieh.“⁷²⁹

So unsterblich, dass ihre Stimme auch heute noch gehört wird!

Henscheids unverkrampfter Umgang mit Goethe ist ein spielerischer, der zwar von Respekt gegenüber dem Dichter zeugt, aber auch Schwächen aufdecken möchte und nichts von der übergroßen Erfurcht der frühen Germanistik an sich hat. Nicht zuletzt möchte der Autor mit seinem Werk aber auch unterhalten, zum Weiterdenken anregen und seinen satirischen Beitrag zum Goethe-Jahr 1999 liefern. Ein weiteres Motiv dürfte auch gewesen sein, Goethe einem anderen Publikum nahe zu bringen. So erklären er und seine Kollegen F.W. Bernstein und Bernd Eilert in ihrem *Goethe-Lesebuch* ihre Absicht, „Goethe auch außerhalb der Universitäten und der zum Teil noch immer recht philiströsen bildungsbürgerlichen Enklaven wieder als das dar- und vorzustellen, was er immer war, aber nicht immer erkenntlich genug: ein aufreizendes, zu Bewunderung und Ehrfurcht zwingendes, aber auch zum Weiterdenken und -dichten anstachelndes Genie.“⁷³⁰ Ein „Goethe-Tauwetter“⁷³¹ wird eingeleitet, jenseits von alter Glorifizierung, heroischer Verweigerung oder schlichtweg Verlegenheit.⁷³²

Auch Henscheid – wie auch schon Kai Meyer und Hans-Josef Ortheil – nutzt dunkle Stellen in Goethes Biographie, um sie mit (fiktivem) Leben zu füllen. Mit dem Kunstgriff, die Frauen um Goethe zu Wort kommen zu lassen, erschließt sich Goethes Liebesleben einmal aus einer anderen Perspektive, die sich nicht dem Realitätsanspruch stellen muss. Am Ende

⁷²⁶ Seele 1997. S. 9.

⁷²⁷ Vgl. Henscheid 1999. S. 38.

⁷²⁸ Ebd. S. 38.

⁷²⁹ Ebd. S. 39.

⁷³⁰ Goethe-Lesebuch 1987. Klappeninnendeckel.

⁷³¹ Ebd. S. 17.

⁷³² Vgl. ebd. S. 16.

des Buches zeigt eine Karikatur⁷³³ ganz deutlich, dass der Leser, was den Charakter des realen Goethe angeht, nach wie vor im Dunkel tappt. Goethes Konterfei ist schwarz gezeichnet. Die Gesichter der ihn umgebenden Frauen hingegen sind klar und deutlich zu erkennen. Goethe kommt ein Verdienst zu, das mindestens ebenso viel Wert hat, wie seine literarische Produktion: Er dient zahllosen Autoren, die nach ihm folgen, als Stein des Anstoßes für ihre eigene Dichtung. Der Dichter wird selbst zum Bedichteten!

Bei Charlotte Buff, seiner Wetzlarer Freundin, liegt die Sache ein wenig anders. Im Gegensatz zu ihren *Kolleginnen* scheint sie noch zu Lebzeiten zu schreiben, und zwar „*Ende Oktober 1816, ein paar Tage nach ihrer Wieder-Heimkehr aus Weimar*“⁷³⁴. Der Weimarer Aufenthalt und die Begegnung mit Goethe hat bereits Thomas Mann in *Lotte in Weimar* literarisch ausgestaltet.⁷³⁵ Bei Henscheid plaudert Lotte Intimitäten aus, die „*bisher keine Seele weiß, und auch von den Herren (und neuerdings Damen) Lotte-Biographen ist bisher noch keiner draufgekommen: Goethes leidenschaftliche rechte Hand rutschte, während die linke hochaufgereckt ein bißchen gar zu exaltiert führte, schon beim zweiten Volpertshausener Tanz (Polka) wie zufällig von meinem Rücken auf (ich habe genau aufgepaßt) einen bei Damen ganz unausprechlichen Körperteil hinunter – – –*“⁷³⁶. Goethe als junger Draufgänger, als wahrer Lüstling, das passt recht wenig ins Profil des Dichterstürzen, das die frühe Germanistik kreierte hat. (Besser passt es allerdings zu dem Goethe, der einige Zeit später mit dem ebenfalls jungen Herzog Karl August durch Weimar reiten wird, als wäre der Teufel hinter ihnen her – sehr zum Schrecken der braven Bürgerschaft, wie man sich denken kann.)

Überhaupt lässt Lottes Interpunktion viel Spielraum für Spekulationen. Zahlreiche Gedankenstriche und Leerstellen sagen dem Leser, dass sie nicht alles ausplaudert. Wie weit die Beziehung zwischen ihr und dem jungen Dichter gegangen ist, verrät sie beispielsweise nicht: „*Ob ich ihn allerdings dabei immerzu wirklich ´ganz so kurz´ (Kestner) gehalten habe?! Weiß man´s – –!?*“ Der arme Kestner scheint ahnungslos gewesen zu sein, was die wahre Natur der Beziehung seiner Verlobten zu dem Praktikanten am Reichskammergericht in Wetzlar gewesen ist: „*Und wenn mein Herr Verlobter (Kestner) zu der Zeit an seinen Freund August von Hennings schreibt [...], man habe in dem ´Legationsrat Goethe einen der*

⁷³³ Henscheid 1999. S. 231.

⁷³⁴ Ebd. S. 46. (Auch wenn ein paar Seiten später von der SchauspielerIn Inge Meysel die Rede sein wird, die erst beinahe 200 Jahre später das Licht der Welt erblickt, und wiederum später von Proseminaristen, die sich mit den alten Korrespondenzen beschäftigen müssen.)

⁷³⁵ Lottes Kommentar dazu: „[...] der dumme Pseudodichter Thomas Mann hat also mit seinem spöttischen Afterromänen über dieses späte Rendezvous in Weimar ganz und gar unrecht! Außerdem sprach Goethe damals noch gar keine inneren Monologe!“ (S. 60)

⁷³⁶ Henscheid 1999. S. 48.

vornehmsten unserer schönen Geister' zu sehen, so kann ich da meinerseits nur etwas sehr spitz zurückgeben: Tzz – – – ⁷³⁷.

Lilli Schönemann, die Verlobte für ein knappes Jahr, zeichnet nicht immer ein freundliches Bild von Goethe – auch wenn sie ihre Liaison rückblickend überhöhend als „*alles in allem die reinste und tiefste Liebesgeschichte in Goethes gesamten Leben*“ bezeichnet und der festen Überzeugung ist, mit ihr wäre „*Goethes Leben wohl insgesamt 'reicher, wärmer' verlaufen*“⁷³⁸. Der „*chamäleonartige Schlingel*“, welcher der junge Dichter damals war, „*cool wie ein Dandy*“⁷³⁹, mimte den zerrissenen Burschen, wohl „*um seinen eigenen Werther in der Gesellschaft umsatzförderlich darzustellen*“. Der „*sukzeßvolle Jungstar*“⁷⁴⁰ trug „*die Nase insgeheim schon gewaltig hoch*“.⁷⁴¹ Anklänge an den Sturm und Drang mit seinem Geniekult sind zu spüren.

Die im Nachhinein rätselhafteste Beziehung verband Goethe wahrscheinlich mit Charlotte von Stein. Bei Henscheid stellt sich diese zweite Lotte in Goethes Leben als nachtragendes Frauenzimmer dar, das die Episode mit dem großen Dichter noch keineswegs überwunden hat. Sie weiß es besser, als all diejenigen, die Goethe lobpreisen.⁷⁴² Geheimnisvoll und überheblich droht sie: „*Ah, wenn ich hier auspacken würde!*“⁷⁴³ Anders als bei Peter Hacks' *Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe*, in dem Charlotte als verzagte Frau dargestellt wird, die nicht wahrhaben will, dass sie von ihrem Liebsten im Stich gelassen wurde, ist Henscheids Charlotte von Stein ein wahrer *Besen*. Gehässig und missgünstig, voller Schadenfreude, äußert sie sich über den einstmals so Verehrten, dem sie von Herzen einen Dämpfer gönnt. Sie stellt Goethe als notorischen Frauenverführer dar, der ihr und anderen Damen das Herz gebrochen habe: „*Wegelagerer! Wegelagerer an den Pfaden von uns ach so leicht verführbaren Frauenzimmern, ecco, das war er!*“⁷⁴⁴

Auch Charlotte spielt auf die Goethe-Forschung an, wenn sie schreibt, „*nach dem momentanen Stand der Goethephilologie*“ habe sie Goethe „*ganz hartnäckig den Zugang zu jenem einen Punkt*“⁷⁴⁵ verweigert; zu dem Punkt nämlich, von dem aus, so lässt Goethe seine Figur Mephistopheles sagen, alle Frauen zu kurieren seien (Faust I, V. 2026). Sie streitet also eine körperliche Beziehung zu Goethe nicht ab, sondern gibt zu dieser Frage den aktuellen Forschungsstand wieder. Auch nimmt sie Bezug auf populäre Goethe-Forscher und deren

⁷³⁷ Ebd. S. 49.

⁷³⁸ Ebd. S. 73.

⁷³⁹ Ebd. S. 66.

⁷⁴⁰ Ebd. S. 69.

⁷⁴¹ Ebd. S. 71.

⁷⁴² Vgl. ebd. S. 81f.

⁷⁴³ Ebd. S. 82.

⁷⁴⁴ Ebd. S. 87.

⁷⁴⁵ Ebd. S. 89.

Werke: So auf den Psychoanalytiker Kurt R. Eissler, auf Karl Otto Conrady, Wilhelm Bode und Leo Kreutzer.⁷⁴⁶

Sie fühlt sich bitter ent- und getäuscht von Goethe, der nach einiger Zeit „*dieses keusche Nebeneinander von körperlicher und geistiger Liebe am Ende nicht mehr begreifen*“ wollte oder konnte. Zu stark verlangte sein „*böses Altereco Mephistofeles [sic!]*“ nach körperlicher Liebe, die sie, „*Charlotte Ernestine Albertine v. Stein geb. von Schardt!*“⁷⁴⁷, nicht zu geben bereit war. Ihr Schmerz um die Vergangenheit gipfelt in dem Aufschrei: „*Goethe! Goethe! Goethe! Warum nur – hast Du Mir Das Alles angethan!?! Oh! Oh! Oh! Crudel!*“⁷⁴⁸ Man beachte die Großschreibung! Kleine Buchstaben scheinen ihr nicht auszureichen, um den Schmerz in all seinen Dimensionen auszudrücken.

Charlotte wirft dem ehemals Angebeteten vor, und jetzt spricht sie „*erstmals die volle Wahrheit ohne alle Scheuklappen und restlos rückhaltlos aus*“, er habe alle „*hier in Weimar in sich verliebt machen*“⁷⁴⁹ wollen, um die Frauen, die ihn zuvor abgewiesen hatten (die Wetzlarer Lotte, Maximiliane La Roche, Lili Schönemann), zu beschämen. Gründe für diese Anschuldigungen hat Charlotte nicht vorzuweisen, es handelt sich eben doch nur um die haltlosen Spekulationen einer gekränkten Frau.

Kein gutes Haar lässt sie an dem Dichter, von der Liebe habe er rein gar nichts verstanden, so sagt sie⁷⁵⁰, nur um kurze Zeit später ihre Meinung zu ändern und zu seufzen: „*Tja, von Frauenherzen verstand er eben doch etwas, der Herr Rath G.*“⁷⁵¹ Mit der reservierten Anrede versucht sie verzweifelt, auf Distanz zu bleiben und zu verhindern, dass die alten, schmerzvollen Erinnerungen sie wieder zu quälen beginnen. Aber zu spät, der Bann ist gebrochen. Nach und nach verlässt Charlotte die mühsam aufrecht gehaltene Contenance. Vollends bricht sie zusammen, als sie die Erinnerungen an Goethes Zeit in Rom und seine dortigen Eskapaden überkommen: „*O pfui doch über ihn, den Unverschämten! Pfui und dreimal Wehe! Brrr! Phhh!*“⁷⁵² Und kurz darauf: „*Goethe, Du Kröte! Du römischer Weibergackerfrosch, subaquasubaqua!*“⁷⁵³ Sie verspottet Goethes Angst vor dem Tod, die ihn zeitlebens gequält hat, und unterstellt ihm, dahinter stehe nichts anderes als die Angst vor dem Teufel. Aus dieser Not heraus hat Goethe – ihrer Meinung nach – dann auch den *Faust*

⁷⁴⁶ Vgl. ebd. S. 95ff.

⁷⁴⁷ Ebd. S. 90.

⁷⁴⁸ Ebd. S. 91.

⁷⁴⁹ Ebd. S. 92.

⁷⁵⁰ Vgl. ebd. S. 94.

⁷⁵¹ Ebd. S. 94.

⁷⁵² Ebd. S. 99.

⁷⁵³ Ebd. S. 100.

geschrieben: „*Ihn [den Teufel, M.G.] derart rein rhetorisch zu neutralisieren. Mein Gott, Goethe ...*“⁷⁵⁴.

Am Ende von Charlottes Hasstirade auf den Dichter wird deutlich, was genau sie ihm eigentlich übelnimmt: Es stimme zwar, dass sie die körperlichen Annäherungen Goethes stets zurückgewiesen habe, Goethe aber – und dies habe nur ein einziger Forscher, nämlich Heinrich Meyer, herausgefunden – seien diese Zurückweisungen sehr recht gewesen!⁷⁵⁵ „*Und diese zuallertiefste [sic!] Frauenfeindlichkeit, diese verzeihe ich ihm nie. So wenig wie ich sie ihm seinerzeit verzeihen konnte, o nein und abernein! [...] Er war ein Sauhund, ein Caneporco!*“⁷⁵⁶

Anstatt ihrer erwählte Goethe kurz nach seiner Rückkehr aus Italien Christiane Vulpius zum „Bettschatz“. Die zwar nicht gebildete, aber auf ihre Art doch sehr kluge Frau gibt zu, Goethe mit List und unter Einsatz ihrer Reize eingefangen zu haben. Sie habe „*schön und bestrickend wie eh mit dem [sic!] Blicken zu ihm hochgeäugelt*“⁷⁵⁷ und sei sich gleich mit ihm in der ersten Nacht „*handelseins*“⁷⁵⁸ geworden. Es sollte jedoch noch gut 18 Jahre dauern, bis aus der *Haushälterin* Christiane Vulpius die rechtmäßige Ehefrau von Goethe wird. Weimar stand ob dieser wilden Ehe natürlich Kopf: „*Was klingelten da nicht jahrelang unsere Ohren und fielen uns ja beinahe fast ab!*“⁷⁵⁹ Die reale Christiane wird so manches Mal unter der Verachtung der *feinen* Gesellschaft gelitten haben, bis es Goethe endlich gefiel, sie zu ehelichen. Henscheids fiktive Christiane scheint ihrem Gatten dies jedoch nicht übel zu nehmen. Auch sein Verhalten bei ihrem Tode – er, der den Tod zeitlebens fürchtete, ließ sie im Stich – sieht sie voller Verständnis.⁷⁶⁰ Christiane schildert ihre Ehe voller Zufriedenheit: „*Ehrlich gestanden ließen wir, Goethe und ich, es uns schon auch zu Lebzeiten pardon: Lebzeiten meist recht gut ergehen.*“⁷⁶¹ Voller Zärtlichkeit gibt sie ihm Kosenamen und bezeichnet ihr Zusammenleben als „*beidseits recht tolerant-moderne halboffene Ehe*“⁷⁶². Voller Sinnlichkeit und Leidenschaft lebten Christiane und Goethe ihr Leben; gutes Essen, Wein und Sexualität wussten beide zu schätzen.⁷⁶³ (Bei der Niederschrift ihres Berichts scheint sie einer dieser Leidenschaften übrigens ebenfalls zu frönen, denn ihre Gedanken werden immer mehr vom Alkohol vernebelt.) Als seine Ehefrau zeigt uns Christiane Goethe

⁷⁵⁴ Ebd. S. 101.

⁷⁵⁵ Vgl. ebd. S. 103.

⁷⁵⁶ Ebd.

⁷⁵⁷ Ebd. S. 107.

⁷⁵⁸ Ebd. S. 108.

⁷⁵⁹ Ebd. S. 118.

⁷⁶⁰ Vgl. ebd. S. 126.

⁷⁶¹ Ebd. S. 122.

⁷⁶² Ebd. S. 124.

⁷⁶³ Vgl. ebd. S. 129f.

aus einer ganz anderen, familiären Perspektive. Sie holt den Dichtergott vollends vom Sockel herunter und präsentiert ihn uns von seiner menschlichsten Seite. (Die Dichtergattin kennt sich übrigens auch auf dem aktuellen Buchmarkt bestens aus, denn sie erwähnt Hans-Josef Ortheils Roman *Faustinas Küsse*⁷⁶⁴.)

Auf jeden Fall stützt Henscheids Christiane meine eingangs erwähnte These, Goethe sei auch heute noch von Interesse, weil er – neben seinen herausragenden Werken – auch ein spektakuläres Privatleben geführt habe. Genau an diesem Punkt setzten Bücher, wie das vorliegende, an und machen Goethe selbst zum Bedichteten. Ganz deutlich sagt Christiane: „Denn eins ist mir heute klar u. sternenklar: Ohne diese seine vielen Weibsen wäre er, Goethe, ihr [der Deutschen, M.G.] größter Dichter, im Urteil (Ikonologie) seiner Deutschen ja doch praktisch gar nichts gewesen! Wäre er doch heute schon nimmer – existent! Nur wir Frauen machen doch sein Kraut fett!!“⁷⁶⁵

Bettine von Arnim, geb. Brentano, nennt Goethe, der sie zu Lebzeiten verschmäht hat, einen „alten Pappkameraden und geborenen Frauenfeind“⁷⁶⁶, und Marianne von Willemer vermutet, Goethe würde in manchen Bereichen „vielleicht doch arg überschätzt“⁷⁶⁷. Außerdem bezichtigt sie ihn des „geistigen Diebstahl[s], Mundraub[s] (buchstäblich)“⁷⁶⁸ ihrer eigenen dichterischen Einfälle, ohne ihr jemals „Prozente, wie heute bei Teamwork üblich“⁷⁶⁹, angeboten zu haben. Goethe habe sich eben „immer auf allerlei unterschiedliche Weise bei den Frauen bedient“⁷⁷⁰.

Was Goethes Moralvorstellungen und die Beziehung zwischen ihm, ihr und ihrem Mann Johann Jakob von Willemer angeht, behauptet Marianne tolldreiste Geschichten. Von einer „Tripel-Triptychon-Wohngemeinschaft o.ä. Sexualkommune“ ist da die Rede, sie „als Zentralgestirn dieser heiligen Drei könnte natürlich hier ganz schön auspacken und u.U. Willemer wie Goethe bloßstellen“⁷⁷¹.

Ulrike von Levetzow, die letzte Angebotete in einem ganzen Reigen, schildert Goethes Annäherungsversuche in Marienbad. Er bot ihr „Naschwerk und Schokolade an wie einem Schulkinde“, hat damit aber keinen Erfolg, der „Greis und Olympionike und Jupiter aus

⁷⁶⁴ „Irgendwo habe ich aber neulich auch gelesen, daß laut einem neuen u. bei Luchterhand erschienenen Roman ‚Faustinas Küsse‘ es evtl. gar nicht diese Maddalena Riggi war, bei welcher also dieser Goethe in Roma 38jährig seine Unschuld verlor, sondern eine gew. junge Witwe Faustina Antonini.“ Ebd. S. 130.

⁷⁶⁵ Ebd. S. 131.

⁷⁶⁶ Ebd. S. 143.

⁷⁶⁷ Ebd. S. 152.

⁷⁶⁸ Ebd. S. 153.

⁷⁶⁹ Ebd. S. 164.

⁷⁷⁰ Ebd. S. 153.

⁷⁷¹ Ebd. S. 155.

Weimar“⁷⁷². Er scheint ihr damit sogar auf die Nerven gegangen zu sein. Auch die Ausdrucksweise des über 70-Jährigen ist für die blutjunge Frau gewöhnungsbedürftig. Sie stellt fest, er müsse wohl „*schon wirklich leicht meschugge oder auch sogar gaga gewesen sein*“, wenn er sogar ihre „*sexy Erscheinung*“ als „*hold*“⁷⁷³ bezeichnet. Trotzdem nimmt sie ihm übel, dass er ihr zwar den Hof macht, es jedoch nie zu einer Entjungferung kommt: „*[...] Mama und ich hatten eigentlich heimlich gewettet, daß ich aus dem Badeurlaub in Marienbad nicht mehr als Jungfrau heimkomme [...]*“⁷⁷⁴ Sie plädiert dafür, Goethe „*spätestens nach dem, möglichst noch im Jubiläumsjahr 1999 endlich [zu] vergessen*“ und „*mit dieser ekligen Neugier auf seine letzten Endes doch recht widerwärtigen Weibergeschichten*“⁷⁷⁵ aufzuhören.

Die Frauen um Goethe drehen und wenden den großen Mann so, wie es ihnen passt und sie im rechten Licht erscheinen lässt. Schwiegertochter Ottilie macht da keine Ausnahme. Sie weist noch einmal auf die große Bedeutung der Frauen in seinem Leben hin und fasst zusammen: „*Was wäre er, Goethe, denn ohne diesen seinen so zahlreichen und legendären Verbräuche [seinen Frauenkonsum, M.G.] u. seine Weibergeschichten? Also ohne uns, auch mich, die ich hier doch auch ja 1/11 des Buche stelle, so oder so?!? Was? Ein Nichts! In Nemo, Nihil? Ha? Seine Romane? Haha! Diese 'Prosarumpelkiste' (Arno Schmidt)! Seine Farbenlehre? Ich sage nur: Newton! Seine zwei 'Faust'-Teile? Da lache ich wie seine doofen Walpurgisnachtsexen drin! Harrharrharr! Was eine Binsenweisheit: Ohne seine Weiberstorys wäre unser Goethe bei seinen silly Germans, sprich Deutschen schon längstens vergessen, durch sie allein konnte er 'popular werden' (zu Eckermann) [...]*“⁷⁷⁶

Am Ende ihrer Aufzeichnungen wird sie aber wieder versöhnlich und schildert rührende Szenen an Goethes Sterbebett: „*Es waren, jawohl, quälend lange und zähe Tage an jenem seinen Kranken- und Sterbebett*“⁷⁷⁷, an dem sie ihm bis zum Schluss das „*Pfötchen*“ hielt.

Als letzte des Elferrats kommt Gretchen an die Reihe, als „*einzigste erdichtete Goethesche Frauenfigur*“⁷⁷⁸ in diesem Band. Sie weiß um ihre Fiktion, tut jedoch so, als lebe sie. Vehement verteidigt sie Goethe gegen Vorwürfe, er sei gefühllos. Sie selbst sei der lebende Beweis und „*widerlege diese vorgefaßte Meinung als ein törichtes Rässentiment [sic!]*“⁷⁷⁹. Sie nimmt Goethe auch in Schutz gegen die Vorwürfe bezüglich seines Umgangs mit Frauen

⁷⁷² Ebd. S. 171.

⁷⁷³ Ebd. S. 173.

⁷⁷⁴ Ebd. S. 175.

⁷⁷⁵ Ebd. S. 181.

⁷⁷⁶ Ebd. S. 196.

⁷⁷⁷ Ebd. S. 201.

⁷⁷⁸ Ebd. S. 205.

⁷⁷⁹ Ebd. S. 209.

(spricht hier möglicherweise Autor Henscheid aus Gretchen?): *„Und überhaupt, wenn ich das schon höre: Goethe, der alte Frauenmaniker, der Pantoffelheld, der noch jedem schlechten Rock nachjagte! Na und? Why not (a.a.O.)? Beneiden wir ihn schließlich nicht allesamt darum??? Nicht bloß die Männer! Und – ist es nicht komisch, daß Goethe so ein tolles Leben führte – und wir aber nicht – und wir ihn drum schelten und aber zur Strafe trotzdem ein halbes Jahrtausend lang diese seine ganzen Werke i.e. eben Weibergeschichten nach- und weglesen müssen?“*⁷⁸⁰

Im *Nachsatz des Herausgebers* reflektiert dieser Goethes Verhältnis zu den Frauen. Hier zitiert Henscheid die berühmt gewordenen Worte des großen Dichters aus einem Gespräch mit Eckermann, die sein Verhältnis zur Frauenwelt skizzieren: *„Die Frauen sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen“* (22.10.1828). Und, als Eckermann sich darüber wohl leicht erstaunt: *‘Meine Idee von den Frauen ist mir angeboren, oder in mir entstanden, Gott weiß wie.’*⁷⁸¹ Worte, die manche Frauen im Zeitalter der Emanzipation wohl gar nicht gerne hören.

Zusammenfassend gibt Henscheid zu, dass sein fiktives Spiel mit Goethe nur wenig Licht ins Dunkel gebracht hat. Über den *wahren Goethe* wissen wir so wenig wie zuvor. Das war aber auch nicht Ziel des Buches und hätte durch solch ein Unternehmen auch nicht erreicht werden können. Vielmehr haben die fingierten Spielereien ihren Zweck erfüllt und Goethe auch solchen Lesern zugänglich gemacht, die von seinen Werken und deren hochtrabender literaturwissenschaftlicher Betrachtung bislang nicht einzufangen gewesen waren.

⁷⁸⁰ Ebd. S. 223.

⁷⁸¹ Ebd. S. 228.

13. Goethe als Ehebrecher? Peter Hacks' *Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe* und Klaus Tudykas *Mann von Stein*

„Hätte ich ein schwaches Weib anklagen sollen, auf das der Gluthauch eines Genies eindrang, ein Gluthauch, der Eisberge zu schmelzen vermocht hätte...?!“⁷⁸²

Über Peter Hacks' berühmtes Schauspiel existiert bereits so viel Sekundärliteratur, dass ich an dieser Stelle auf eine ausführliche Interpretation verzichte und auf die entsprechende Fachliteratur verweise. Das Bühnenstück gehört zum gängigen Kanon der Werke, die regelmäßig am Deutschen Nationaltheater in Weimar aufgeführt werden und auch „*der Nicht-Goethekenner mit Spannung genießt*.“⁷⁸³ Nur soviel: Das 1974 entstandene Stück wurde 1976 am Staatsschauspiel in Dresden uraufgeführt. Es ist eigentlich ein Monolog, denn Charlotte von Stein ist die Einzige, die zu Wort kommt. Ihr Gesprächspartner ist Gatte Josias, der jedoch nur in Form einer ausgestopften Puppe auf der Bühne steht. Goethe ist kurz zuvor heimlich nach Italien abgereist und Charlotte zieht „*die Bilanz dieser zehnjährigen Freundschaft*.“⁷⁸⁴ Während sie ihre Rolle zunächst als Erzieherin Goethes bezeichnet und behauptet, tiefer gehende Gefühle hätte es ausschließlich von seiner Seite aus gegeben, stellt sich im Verlauf des Gesprächs heraus, dass es eigentlich umgekehrt war: „*Ja, es war Liebe, Josias, reinste, edelste, hingebendste Liebe. Aber derjenige von uns beiden, der geliebt hat, war ausschließlicher Maßen ich*.“⁷⁸⁵

Sie wirft einen Blick auf Goethe durch die Augen einer liebenden, aber verlassenen und dadurch gekränkten Frau und stellt fest: „*Er ist ein Gott, nichts Geringeres*.“⁷⁸⁶ Trotzdem findet sie auch mehr als einmal abfällige Wort für den Geliebten. Als sie einen Brief von Goethe erhält, liest sie einen Heiratsantrag heraus, obwohl Goethe nur über Nichtigkeiten plaudert. Sie allerdings zeigt sich bereit, den letzten Schritt zu gehen und ihren Mann für Goethe zu verlassen.

Goethe hat sich ihr gegenüber oftmals abweisend und kalt verhalten. Aber gerade diese „*Gleichgültigkeit*“ sei es gewesen, die sie „*mit solch unwiderstehlicher Macht*“⁷⁸⁷ angezogen habe. Sie führt weiter aus: „*Goethes Gewalt über mich beruhte in der Grenzenlosigkeit seiner*

⁷⁸² Tudyka, Klaus: *Mann von Stein. Monolog des Dritten im Bunde*. Warendorf 1997. [Im Folgenden abgekürzt: Tudyka 1997.] S. 15.

⁷⁸³ Gero v. Wilpert (Hg.): *Lexikon der Weltliteratur. Hauptwerke der Weltliteratur in Charakteristiken und Kurzinterpretationen A-K*. Band 3. 3., neubearbeitete Auflage. München 1997. S. 470.

⁷⁸⁴ Walter Jens (Hg.): *Kindlers neues Literaturlexikon*. Band 7. München 1990. S. 143.

⁷⁸⁵ Peter Hacks 1998. S. 33.

⁷⁸⁶ Ebd. S. 30.

⁷⁸⁷ Ebd. S. 36.

Eigenliebe. Und das Geheimnis seiner Eigenliebe wiederum war: sie war um die Liebe zu keinem anderen Menschen vermindert. ⁷⁸⁸

Charlotte zeichnet kein sehr sympathisches Bild von Goethe, aber durchaus eines, das man in der fiktiven Goethe-Literatur häufiger findet. Sie unterstellt ihm sogar, er habe sie ausgenutzt, ihre Liebe zu ihm aufrechterhalten, weil er daraus literarischen Nutzen zog und diese Liebe zur Inspiration verwendete. Eigentlich sei sie für ihn ein „Gerät, das auf seinen Schreibtisch gehört.“ ⁷⁸⁹ (Über diese Art der Ausbeutung klagen die Frauen in Goethes Leben öfter. Vgl. auch Kapitel 12.) Trotzdem beharrt Charlotte auf ihrer Meinung: „Oh ja, es ist ein wundervolles und einmaliges Glück, von einem Dichter geliebt zu sein.“ Sie und Goethe liebten sich „anders und mehr als Menschen sonst, und unser Entzücken war dem der Sterblichen nicht zu vergleichen.“ ⁷⁹⁰

Vielleicht könnte man die Frage stellen, warum dieses Stück – ebenso wie das folgende von Klaus Tudyka – überhaupt zum Gegenstand meiner Arbeit geworden ist, denn Goethe tritt doch als Figur gar nicht in Erscheinung. Peter Hacks sagt dazu: „Gewiß kommt er vor, er tritt nur nicht auf. [...] Es gibt auch die Möglichkeit, so wie bei mir hier, eine Person zum Angeredeten zu machen, die auftritt, aber nicht vorkommt.“ ⁷⁹¹ Bewusst stellt Hacks Goethe als Stehaufmännchen dar, denn „Goethe war, verzweifelt, wie er meistens war, immer auf eine gewisse Art glücklich, die Stein, obenauf, wie sie meistens war, verzweifelt.“ So resümiert er sein Stück folgendermaßen: „Die Sache brachte Goethe weiter und machte die Stein fertig.“ ⁷⁹²

Klaus Tudykas *Mann von Stein. Monolog des Dritten im Bunde* ist die literarische Antwort auf Hacks' Schauspiel. In einem inneren Monolog lässt er Josias zu Wort kommen, der bei Hacks noch sprachlos bleiben musste. Das Stück spielt 1787, ein Jahr nach dem *Gespräch im Hause Stein*. „In einer Mischung aus Eifersucht, Schmerz, Erleichterung, Liebe, Hoffnung, Verständnis und Genugtuung reflektiert Stein die Beziehung seiner Frau zu Goethe und sein eigenes Verhältnis zu ihr.“ ⁷⁹³

Charlotte stürzt, „jäh aus allen Goetheshimmeln gerissen“, nach Goethes Abreise, „als der Liebling der Götter sich nicht mehr in ihrem Dunstkreis hat weiden wollen“, in einen

⁷⁸⁸ Ebd. S. 37.

⁷⁸⁹ Ebd. S. 47.

⁷⁹⁰ Ebd. S. 53.

⁷⁹¹ Peter Hacks: *Es ließe sich fragen ...* In: Ebd.: *Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe*. Hamburg 1998. S. 69-103. S. 71.

⁷⁹² Ebd. S. 73.

⁷⁹³ Tudyka 1997. Rückseite.

„goethelosen Abgrund“⁷⁹⁴. Gründe für die heimliche Abreise sieht Stein vor allem in der Angst des Dichters, „*seine Dichtkunst könnte behäbige Jahresringe ansetzen, Beamten-speck, Geheime Legationsratpomadigkeit.*“ Er fragt: „*Können Sie sich ein festangestelltes Genie vorstellen?*“⁷⁹⁵ Ob er nun Recht hat mit seinen Vermutungen oder nicht, Stein macht sich über seinen *Nebenbuhler* lustig.

Seine Erklärung, warum sich Goethe ausgerechnet in die verheiratete Charlotte verliebt hat, ist nicht gerade schmeichelhaft für seine Frau. Er vermutet, Goethe habe eine Heidenangst vor der Ehefalle gehabt, und deshalb die Beziehung zu einer Frau angestrengt, mit der eine Heirat nach damaligen Verhältnissen so gut wie ausgeschlossen war.⁷⁹⁶ Seine Eifersucht hält sich in Grenzen und er beschreibt den „*Schlüssel zum Ganzen*“ folgendermaßen: Goethe sei gar nicht in die reale Charlotte von Stein verliebt gewesen, sondern er habe ein „*weibliches Ebenbild*“ geschaffen, „*das der Frau glich, die er sich ersehnt und die er just brauchte, [...] und bald begann diese Gestalt die Züge Charlottes anzunehmen, und Charlotte den Zügen dieser erdichteten Gestalt ähnlicher und ähnlicher zu werden. Sie glich dem Bild, das er begriff, nicht sich selbst.*“

Er hält fest: „*Ich liebte eine ganz andere Charlotte, die er nicht kannte, und er kannte eine in Gänze verschiedene Lotte, die ich nicht liebte.*“ Also sei er gar nicht wirklich betrogen worden. Und wenn doch, so sei er nicht der einzige Gehörnte gewesen in diesem „*Scherenschnitt einer Dreiecksgeschichte*“⁷⁹⁷. Er fragt sich: „*Wer war denn der Betrogene? In diesem Vexierspiel wechselten ja die Rollen. Bald schien sie mich mit ihm zu betrügen, bald scheinbetrog sie ihn mit mir. Liebhaber und Gehörnter wechselten wie der Wind und lösten einander ab, daß die gehörnten Liebhaber und die liebgehabten Gehörnten nur so umeinander purzelten.*“⁷⁹⁸

Er vergleicht das Geschehene mit Vorkommnissen in der Astronomie. Goethe, das „*kraftvolle Gestirn aus Weimar hatte dank seiner Gravitationsmacht einen weiblichen Trabanten in sein Schwerefeld gezogen, ließ sein Licht leuchten und spiegelte sich darein, wie dieser es reflektierte.*“ Dann habe der kleine Trabant jedoch eine „*eigene Gravitation entwickelt*“ und „*die Bahnen umeinander wurden immer wunderlicher*“. Hätte der Trabant „*der Anziehungskraft des Großgestirns nachgegeben*“, wäre er auf diesem Großplaneten „*verglüht*“. So aber gab sich das Großgestirn „*den Anstoß zu einer anderen Umlaufbahn, die*

⁷⁹⁴ Ebd. S. 9.

⁷⁹⁵ Ebd. S. 10.

⁷⁹⁶ Vgl. ebd. S. 18.

⁷⁹⁷ Ebd. S. 19.

⁷⁹⁸ Ebd. S. 19f.

ihn in den südlicheren Sternenhimmel einschweben ließ – – So kam Goethe nach Italien!
 – –⁷⁹⁹.

Die Frage, ob Charlotte und Goethe miteinander intim geworden sind, stellt sich Josias mehrere Male. Aber er scheint sie sich nicht wirklich beantworten zu wollen, denn er formuliert sie mehrfach, ohne darauf einzugehen. Deutlich stellt er den Hauptunterschied zwischen Goethe und sich heraus: Er selbst sei ein *Mann der Tat*. „*Das, Herr Goethe, zählt!*“⁸⁰⁰ Er erklärt: „*Die Poesie meiner Liebe besteht darin, daß ich sie zwar nicht besungen, daß ich sie wohl aber lebe und verwirkliche.*“⁸⁰¹ Bei Goethe ist es genau andersherum ... Daher nimmt Stein die Sache auch nicht allzu ernst (oder tut jedenfalls so, als ob): „*Lyrik ist doch kein Scheidungsgrund.*“

Trotzdem freut er sich über Goethes Abreise nach Italien, auch wenn er nicht wirklich daran glaubt, dass sich Charlotte jemals hätte scheiden lassen, um für Goethe frei zu sein. Der Hauptgrund: „*Möchten Sie mit einem feuerspeienden Vulkan verheiratet sein? Ja, mal ab und zu in seiner Nähe weilen. [...] Aber bloß nicht mit dem verheiratet sein ... Ewig das Donnerrollen. Der Ascheregen. Der Schwefelgeruch. Das Feuerspeien. Und der Lavageruch, der alles Leben am Fuße des Vulkans erstickt.*“⁸⁰²

Stein erkennt klar und deutlich, wie es den Menschen in Goethes naher Umgebung ergehen wird. Vielleicht hätte er das einmal dem armen Eckermann sagen können, ihm wäre viel erspart geblieben (vgl. Kapitel 11).

Abschließend resümiert Stein über Goethe: „*Goethe konnt´ nicht lieben, wie er wollte, also wollte er, was er konnte: Wer nicht lieben kann, muß dichten!*“⁸⁰³

⁷⁹⁹ Ebd. S. 20.

⁸⁰⁰ Ebd. S. 22.

⁸⁰¹ Ebd. S. 23.

⁸⁰² Ebd. S. 29.

⁸⁰³ Ebd. S. 40.

14. Arno Schmidt: *Goethe und Einer seiner Bewunderer*.

„Gibt es etwa auch schon Marskarten, Eins zu Hunderttausend, zu kaufen?“⁸⁰⁴

Goethe darf in Arno Schmidts sowohl formal als auch inhaltlich unkonventionellem Text für fünfzehn Stunden wiederkehren! Dabei ist er hier nicht die erste, wiedererweckte historische Gestalt. Vor ihm erblickten bereits Hannibal, Walther von der Vogelweide, der sich darüber beklagte, „daß die Germanisten das Mittelhochdeutsche so komisch aussprächen“⁸⁰⁵, und sogar sein Freund Schiller das Licht der modernen Welt. Gegen Goethe hatten sich die Verantwortlichen lange Zeit gesträubt.⁸⁰⁶ Und auch Arno Schmidts erste Wahl ist er nicht. Erst nachdem seine Wunschkandidaten bereits vergeben sind bzw. gar nicht auf der Liste stehen, entscheidet sich Schmidt für Goethe und darf somit für ihn den Fremdenführer in unserer modernen Welt spielen. Genau 66 Mark stehen als Spesen zur Verfügung. Für Schiller hatten seinerzeit „achtundfünfzig Mark“⁸⁰⁷ reichen müssen.

„Alles mußte ich ihm erklären“, stöhnt Schmidt. Natürlich, woher soll Goethe denn auch wissen, dass Damen auf Motorrollern keine mythologischen Wesen sind („oben Weib, unten Motorroller“⁸⁰⁸). Wir finden hier eine ähnliche Situation wie in Peter Jakobs Goethe-Roman (vgl. Kapitel 7). Beide Male besucht Goethe die Gegenwart und muss sich dort mit allerlei Neuerungen auseinandersetzen. Beide Male weisen ihm moderne Schriftsteller den Weg. Im Unterschied zu Jakobs Auseinandersetzung ist Schmidts Beschäftigung mit Goethe jedoch wesentlich persönlicher. Ein weiterer Unterschied: Bei Schmidt bietet Goethes Reinkarnation Anlass für Debatten über die aktuelle politische Situation. Zusätzlich finden Erörterungen des derzeitigen literarischen Marktes statt – nicht ohne Seitenhiebe auf bekannte und weniger bekannte Künstler.⁸⁰⁹ Beides ist im Roman von Jakob deutlich geringer ausgeprägt; bei ihm geht es mehr um die Konfrontation Goethes mit der modernen Lebenswelt.

Respektlos und ohne Hemmungen, aber nicht herabsetzend geht Schmidt mit Goethe um. Die Kollegen sind sich auf Anhieb sympathisch und werden bei ihrem gemeinsamen Streifzug durch unsere Welt im Jahre 1956 immer vertrauter miteinander. Goethes Aussprache ist fatal, „Hessengemauschel“ eben. Da Schmidt aber „früher mal 1 Jahr in Darmstadt gewohnt“⁸¹⁰

⁸⁰⁴ Arno Schmidt: *Goethe und einer seiner Bewunderer*. In: Ders.: *Das erzählerische Werk in 8 Bänden*. Bd. 6. Zürich 1985. S. 31-62. S. 41.

⁸⁰⁵ Ebd. S. 33.

⁸⁰⁶ Vgl. ebd. S. 36.

⁸⁰⁷ Ebd.

⁸⁰⁸ Ebd. S. 38.

⁸⁰⁹ Vgl. ebd. S. 44.

⁸¹⁰ Ebd. S. 41.

hat, versteht er ihn. Immer häufiger benutzt Schmidt die Wir-Form, um Gemeinsamkeiten im Erlebten und Empfundene herauszustreichen.⁸¹¹ Besonderes Augenmerk legt der Reinkarnierte auf die heutige Damenwelt, die ihm gut zu gefallen scheint.⁸¹² Er ist und bleibt eben ein „alter Genießer“⁸¹³, wie Schmidt ihn insgeheim bezeichnet. (Dies wird später auch noch einmal deutlich, als er Essen in sich hineinstopft wie „für Drei“ und „seine Kinnbacken gingen wie Kastagnetten“⁸¹⁴.)

Natürlich möchte Goethe wissen, wer ihn da durch die Moderne führt. Schmidt erkennt klar und deutlich: „Der Vorteil war eindeutig auf meiner Seite!“ Während er alles über Goethe und dessen Werke weiß, weiß dieser nicht, mit wem er es zu tun hat. Und Schmidt verrät nur eines. Er sei zumindest „[...] kein Feigling: ein Feigling würde Sie nicht geführt haben!“⁸¹⁵

Bei allem Respekt und aller Wertschätzung: Schmidt ist keineswegs immer bestrebt, es Goethe recht zu machen. Auch wenn der Titel von *Goethe und einem seiner Bewunderer* spricht, bietet Schmidt dem großen Dichturfürsten durchaus Paroli und redet ihm nicht nach dem Mund. So vermeidet er bewusst eine Anrede, denn „er [Goethe] war seinerseits so übel stolz auf ‚Minister‘ gewesen“⁸¹⁶. Er traut sich auch durchaus, dessen Werke – besonders die „übel zusammengeleimten Anekdoten des ‚Meisters‘“ zu kritisieren, ihn „künstlerisch [zu] attackieren“⁸¹⁷.

Schmidt nimmt Goethe mit zu sich nach Hause. Dort erweist sich der Versuch, ihn auf Film zu bannen, als erfolglos. Wie sich nach dem Entwickeln herausstellen wird, ist „auf den Filmen [...] nichts sichtbar“. Nur einmal sieht man „was Undeutliches, wie Cartesische Wirbel, glasig, stacks of biffins, Quallenkolonie, Chor der Rauchenden, was weiß ich“⁸¹⁸.

Neben Goethe-Fans kommen auch Schmidt-Liebhaber in diesem Erzählstück auf ihre Kosten, finden sich doch immer wieder Hinweise und Anspielungen auf dessen Leben und Werk. Schön ist auch Goethes Reaktion auf Schmidts *Aus dem Leben eines Fauns*: Goethe „nickte, anerkennend, verkatet; begann aber zu schaudern und legte’s verdrießlich beiseite“. Auf die Frage nach den besten Autoren seit seinem (ersten Tode) nennt Schmidt Heine. Goethe erinnert sich natürlich, runzelt leicht die „Zeusstirn“ und hakt nach: „Also hat

⁸¹¹ Vgl. S. 52 und S. 57.

⁸¹² Vgl. ebd. S. 39f.

⁸¹³ Ebd. S. 39.

⁸¹⁴ Ebd. S. 55.

⁸¹⁵ Ebd. S. 42.

⁸¹⁶ Ebd. S. 43.

⁸¹⁷ Ebd. S. 50.

⁸¹⁸ Ebd. S. 44.

der wirklich was gekonnt?´“⁸¹⁹ Hat er, auch wenn Goethe das zu Lebzeiten nicht wahrhaben wollte. (Von sich selbst ist Goethe weitaus mehr überzeugt. Ganz bescheiden hält er die Straßenbeleuchtung am Abend für eine Illumination ihm zu Ehren.⁸²⁰)

Auf die Frage, wen Schmidt „für den größten deutschen Schriftsteller überhaupt“ halte, antwortet der Gefragte, indem er den Namen auf einen Zettel schreibt. Seine Antwort: „*Der junge Goethe, ehe er Frankfurt endgültig verließ.*“⁸²¹ Und zwar der Goethe, der noch Höhen und Tiefen durchlebte, bevor er in Weimar zum nobilitierten⁸²² Minister wurde. Zur Illustration zitiert Schmidt „*mit rasselnder Wagnerstimme*“ Goethes Sturm und Drang-Gedicht *An Schwager Kronos* und kann sich „*zum Schluß doch nicht halten: klaubte an seinen [Goethes, M.G.] Fingern, und drückte ihm eine wütend-schamhafte Kußgrimasse auf den Handrücken.*“ Dieses Zeichen höchster Ehrerbietung ist ihm sogleich jedoch peinlich und er „*bereut den Schmatz sofort wieder*“⁸²³.

Nach 15 Stunden Aufenthalt in der Moderne verschwindet Goethe in einem „*Wirbel aus Gelb und Wand*“. Schmidt bleibt nur sein Resümee: „*Immerhin: in ´n Hintern getreten hatte er mich nicht. Nich [sic!] direkt.*“⁸²⁴

Einige Tage später findet eine Pressekonferenz statt, deren *Protokoll* dem Bericht Schmidts angeheftet ist. Vertreter der Medien sowie Schriftstellerkollegen und Regierungsmitglieder befragen ihn zu Goethes Besuch. Mehr jedoch als über Goethe, verrät das Gespräch vieles über die Fragesteller aus der deutschen Literatur- und Politikszene. Schmidts Führung wird ausnahmslos verurteilt.⁸²⁵ Aber damit kann dieser leben. Genauso wie damit, mit Goethe verglichen, an ihm gemessen zu werden. Er fürchtet den Vergleich nicht, denn Schmidt sieht sich als Vorreiter einer neuen – der experimentellen – Literatur, die nicht an Goethes Werken gemessen werden *kann*. Daher sieht er das Verhältnis zum großen Dichtervorbild sehr entspannt.

⁸¹⁹ Ebd. S. 46.

⁸²⁰ Vgl. ebd. S. 58.

⁸²¹ Ebd. S. 47.

⁸²² Vgl. ebd.

⁸²³ Ebd.

⁸²⁴ Ebd. S. 59.

⁸²⁵ Vgl. ebd. S. 62.

15. Goethe bei den modernen Germanisten: Karl Otto Conradys Goethe-Bild

„Diese Zeiten sind für einen Historiker wie Sie, aber auch für einen Beobachter der Natur und des Menschengeschlechts wie mich eine unerschöpfliche Fundgrube.“⁸²⁶

Der große Germanist und Goethe-Forscher Karl Otto Conrady *„hat sich [...] erlaubt, aus der Ernsthaftigkeit literaturgeschichtlicher Darstellung auszubrechen und einer ganz anderen Textart zu frönen: der Parodie.“⁸²⁷* Vorbei sind die Zeiten, als das Eine das Andere ausschloss. Früher war man entweder ein ernstzunehmender Goethe-Philologe, dann aber hatte man Scherze über den großen Dichter tunlichst zu unterlassen, oder man trieb sein Unwesen mit Goethe, fand aber in der Wissenschaft kein Gehör. Lange Zeit haben selbst die ansonsten sehr gewissenhaft arbeitenden Goethe-Bibliografen in ihren Augen unangemessene Darstellungen nicht in ihre ausführlichen Werke aufgenommen. Dies ist heute – wenigstens zum Großteil – anders. Und Conrady beweist es.

In seinem Text *Goethe 250. Ein Gespräch aus gegebenem Anlaß⁸²⁸* lässt er den großen Mann selbst zu Wort kommen. Er inszeniert ein Interview, das *„dem Schreiber Möglichkeiten spielerischen Umgangs mit historischem Material [gibt], bei dem sich Vergangenes und Gegenwärtiges, Ernstes und Heiteres mischen dürfen.“⁸²⁹* Der Interviewer gibt Goethe anlässlich seines 250. Geburtstages die Gelegenheit, *„Aspekte Ihres Lebens und Werks aus der Rückschau erörtern [zu] können.“* Ebenso soll es Goethe in einem *„künstlichen Spiel des Virtuellen“* gestattet sein, *„Erscheinungen unserer Gegenwart“⁸³⁰* wahrzunehmen und zu beurteilen.

Conrady zeichnet das Bild eines sympathischen, menschlichen und toleranten Goethe. So hatte Goethe bekanntlich große Schwierigkeiten mit der Gegenwartsliteratur seiner Zeit, kann aber über diese Bedenken heute *„in manchem Betracht nur den Kopf schütteln.“⁸³¹* Conrady versucht, Sympathien für Goethe zu erwecken und lässt ihn sagen: *„Wenn ich es recht bedenke, könnte ich mein ganzes Leben darstellen als einen beschwerlichen Weg von einem krisenhaften Zustand zu ändern. Ich entwickelte notgedrungen Gegenstrategien, flüchtete*

⁸²⁶ Conrady 1994.

⁸²⁷ Ebd. S. 2.

⁸²⁸ In: Karl Otto Conrady: *Goethe 250. Gesprächsblätter nicht nur zu seinem Jubiläum*. Weilerswist 1999. S. 7-53. Mit dem Titel weist Conrady ganz bewusst über das Jubiläumsjahr hinaus.

⁸²⁹ Ebd. S. 5.

⁸³⁰ Ebd. S. 9.

⁸³¹ Ebd. S. 13.

*immer wieder in Tätigkeit, was Zeit meines Lebens so blieb, drängte auch in eine Selbstverschlossenheit, die andere als Kälte und Arroganz ansehen mochten [...].*⁸³²

Bei Conrady ist keine Rede mehr davon, dass Goethe ein selbstherrlicher Tyrann ist, der seine Umwelt drangsaliert. Hier ist Goethe vielmehr selbst ein Leidender.

Goethe nimmt Stellung zu aktuellen Themen wie der Deutschen Einheit und der Gentechnologie. Auch über sein Festjahr 1999 spricht er, erklärt aber seine Absicht, dass er *„in dem weimarischen Kulturhauptstadtgedränge unerkannt bleiben möchte“*⁸³³.

Über seine Dichtungen und die Literatur allgemein sagt er, sie seien *„nicht dazu da, bündige Lehren zu vermitteln“*, sie *„sollen anregen und die Leser in ein geheimes Gespräch ziehen, auf daß sie zu eignen Reaktionen fähig werden.“*⁸³⁴ Spricht hier Conrady durch Goethe, teilt er uns seine Auffassung von Literatur durch den Mund des großen Dichters mit, um seinen Worten mehr Gewicht zu verleihen?

Im zweiten Teil der *Gesprächsblätter* findet sich der Text *„Prüfungen erwarte bis zuletzt.“ Goethe und Zelter. Briefgespräche und Lieder. Ein Szenario*. Er bietet durch Zitate aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter und durch eingeschobene Kommentare eines fiktiven Biografen eine interessante Mischung aus historischer Darstellung und aktueller Goethe-Philologie. Hinzu kommen von Zelter vertonte Goethe-Gedichte, die von einem Pianisten und einem Bassbariton vorgetragen werden. Das *Szenario* wurde am 18. April 1999 im Theater Baden-Baden uraufgeführt und zugleich live im 2. Programm des Südwestrundfunks übertragen. Die Rolle des *Biographen* übernahm Conrady höchstpersönlich, was natürlich die Frage aufwirft, inwiefern er selbst in diese Figur des wohlwollenden Goethe-Kenners mit eingegangen ist.

Schillers Tod am 9. Mai 1805 bedeutete für Goethe einen deutlichen *„Lebenseinschnitt“*. Der Biograph erklärt: *Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet: Carl Friedrick Zelter nahm nun die Stelle des Verstorbenen ein. Gewiß waren die Gespräche und Briefe zwischen beiden nicht so philosophisch wie die mit Schiller, dafür viel familiärer und persönlicher, ohne doch Fragen der Kunst und insbesondere der Musik auszusparen.*⁸³⁵ Zustande gekommen war der Kontakt zwischen den beiden bereits früher. Goethe hatte Zeltersche Vertonungen seiner Gedichte erhalten, und *„sparte nicht mit anerkennenden Worten über*

⁸³² Ebd. S. 17.

⁸³³ Ebd. S. 33.

⁸³⁴ Ebd. S. 38.

⁸³⁵ Karl Otto Conrady: *„Prüfungen erwarte bis zuletzt.“ Goethe und Zelter. Briefgespräche und Lieder. Ein Szenario*. In: Ebd.: *Goethe 250. Gesprächsblätter nicht nur zu seinem Jubiläum*. Weilerswist 1999. S. 55-95. S. 67.

‘diesen fürtrefflichen Künstler’⁸³⁶. Nach dem Tode Schillers intensivierte sich der briefliche Kontakt zwischen Weimar und Berlin – beinahe 900 Schreiben sind heute noch erhalten! – und Zelter wurde „*einer der wenigen Duzbrüder des Alters*“⁸³⁷. (Zum Vergleich: Zwischen Schiller und Goethe kam es nie zum vertraulichen Du.)

Der Biograph – und hier stellt sich wieder die spannende Frage, ob und wenn ja, wie weit Conrady hinter dieser Figur steckt – ist Goethe zwar wohlwollend gesinnt und möchte Verständnis für ihn erwecken, spart aber auch nicht mit berechtigten Vorwürfen. So bezieht er zum unkonventionellen Familienleben der Goethes folgendermaßen Stellung: „*Fragen möchte man den Weimarer Geheimrat, ob ihm, dem so sehr daran gelegen war, die Pyramide seines eigenen Daseins in die Höhe zu spitzen, nie quälend bewußt wurde, in welcher gesellschaftlicher Diskriminierung er jahrzehntelang Kind und Mutter ließ.*“⁸³⁸ Zwar hatte Goethe seinen Sohn August 1801 noch legitimieren lassen können, dennoch haftete ihm und seiner Mutter Christiane stets der Makel einer *wilden Ehe* an.

Das *Szenario* zeichnet das Bild eines alten Goethe, der sein Leben lang zu kämpfen hatte. Nichts ist zu sehen von dem strahlenden Olympier, dem Liebling der Götter, dem alles nur so zufiel. Conrady zeichnet das sensible Portrait eines Mannes, der es trotz aller Erfolge im Leben nie einfach gehabt hat. Deutlich wird das in der Korrespondenz mit Zelter nach Augusts Tod, der in der Nacht vom 26. auf den 27. Oktober 1830 in Rom verschieden war. In diesem Zusammenhang fallen auch die berühmten Worte, die diesem *Szenario* den Titel gaben: „*Prüfungen erwarte bis zuletzt.*“ (Goethe an Zelter, 21. November 1830) Der Tod seines Sohnes hat Goethe schwer getroffen. Im selben Brief schreibt er, es scheine ihm, „*man sei nicht aus Nerven, Venen, Arterien und anderen daher abgeleiteten Organen abgeleitet, sondern aus Draht zusammengeflochten.*“ Kurz darauf gibt Goethe einen Eindruck davon, wie sehr er sich zusammennehmen muss, um weiterzuleben: „*Wenn ich das Uhrwerk meiner Lebensbetriebe nicht gehörig in Ordnung hielte, so könnt' ich in einem dergleichen leidigen Falle kaum weiter existieren.*“⁸³⁹

Zwei Monate nach Goethes Tod starb auch Zelter. Im Nachruf von Friedrich Rochlitz heißt es: „*Zelter erhielt die Nachricht vom Tode Goethes, ehe er ihn unwohl wusste. Nach dem ersten heftigen Schmerze nahm er (scheint es) auch hier den verehrten und geliebten Freund zum Vorbilde. Er wollte seinen Tod tragen, wie dieser den Tod des einzigen Sohnes getragen*

⁸³⁶ Ebd. S. 58.

⁸³⁷ Ebd. S. 5.

⁸³⁸ Ebd. S. 68.

⁸³⁹ Ebd. S. 90.

*hatte. Er zog sich in die Einsamkeit zurück, verschloß sich in sich selbst, klagte nicht, sprach nicht von dem, was in ihm arbeitete, verfiel aber darüber körperlich und schnell.*⁸⁴⁰

Goethe was here – behauptet Conrady in einer weiteren Parodie, in der er sich mit dem großen Dichter eingehend beschäftigt. Der Klappentext charakterisiert das Buch folgendermaßen: *„Mit der Schreibweise des Weimarer Meisters spielend und sie locker parodierend, läßt er [Conrady, M.G.] seinen <Goethe> altbekannte Gegenden in unseren heutigen Tagen besuchen und seine Erlebnisse an vertraute Personen berichten, an seine Christiane, an Schiller, an Minister Voigt nach Weimar, an Zelter nach Berlin [...].“* In dem vorliegenden Band sammelt sich *„viel Heiteres“*, aber auch *„ernsthafte Betrachtungen über die deutsche Gegenwart sind beigemischt.“* Auch spart Conrady, der als Herausgeber der Goethe-Texte auftritt, nicht mit *„Selbstironie, die sein Fach, die Literaturwissenschaft, natürlich einbezieht.“*⁸⁴¹ Im Vorwort schreibt der Herausgeber, die vorliegenden Texte, die *„hier zum ersten Mal veröffentlicht werden“*, seien in *„den letzten Jahren“* entstanden auf Goethes Reisen in die *„vertrauten Rhein- und Main-Gegenden und in die Schweiz“*⁸⁴². Mit einer Kutsche reist Goethe durch die Lande, schön langsam, um ja auch alle *„Merkwürdigkeiten aus Geschichte und Gegenwart“*⁸⁴³ und alle *„Kuriositäten der Zeitgeschichte“*⁸⁴⁴ zu registrieren und zu kommentieren. (Nebenbei: Es kommt für ihn nicht in Frage, sein Leben einem Trabbi anzuvertrauen.⁸⁴⁵)

Sinn und Zweck dieses Buches: Durch Goethes Augen wird unsere Gesellschaft betrachtet. Durch diesen Kunstgriff erreicht der Autor eine gewisse Verfremdung, und wir, als Leser, betrachten die Selbstverständlichkeiten des Alltags mit ganz anderen Augen. Denn für Goethe ist nichts von dem normal, was für uns ganz natürlich ist. Alles ist neu und wird daher hinterfragt. Natürlich findet dabei auch Gesellschaftskritik statt, die durch Goethes Weisheit und Erfahrungen ein hohes Gewicht erhalten.

In mancherlei Hinsicht hat sich der gute Goethe nicht verändert: Revolutionen und Veränderungen waren seine Sache nicht. Über die Deutsche Einheit spottet er und fühlt sich über die Geschichte erhaben.⁸⁴⁶ Kurze Zeit später, wiederum in einem Brief an Schiller, zeigt Goethe, niemals ein Held der kleinen Leute, *„kein Verständnis“* für einen Poststreik, der seinen Briefwechsel zu beeinträchtigen droht. Er hält die Forderungen der Angestellten für

⁸⁴⁰ Ebd. S. 93.

⁸⁴¹ Conrady 1994. S. 2.

⁸⁴² Ebd. S. 7.

⁸⁴³ Ebd. S. 15.

⁸⁴⁴ Ebd. S. 65.

⁸⁴⁵ Vgl. ebd. S. 16.

⁸⁴⁶ Vgl. ebd. S. 17.

völlig unangemessen und unwichtig („*Ein paar Sekunden mehr für die Pausen – dafür der aufrührerische Aufwand? Haben wir in Weimar überhaupt einen Zeitzeiger, um solches zu messen?*“⁸⁴⁷).

Neben den Briefwechseln besteht offenbar auch ein Austausch literarischer Schriften mit dem Freund in Weimar. Ein Beweis: die *Ironische Ballade*⁸⁴⁸, die ihre eigene Textsorte parodiert.

Bei der Korrespondenz mit Eckermann zeigt sich Goethe wohlinformiert über den aktuellen Stand der Goethe-Literatur. Er kennt Martin Walsers *In Goethes Hand* (vgl. Kap. 11) und versteht die direkt auf ihn zielende boshafte „*Mehrsinnigkeit*“⁸⁴⁹ des Titels. Trotzdem verhält er sich ganz in der Tradition dieses Stücks und vertraut darauf, dass Eckermann „*über das schnöde Irdische hinaus versorgt [...] sein [möchte], und zwar mit jedem Ruhm, der Ihnen durch die ewige Verbindung Ihres nicht alltäglichen Namens mit dem meinen zuwachsen wird.*“ Er fragt, was es denn Schöneres geben könne, „*als zum geflügelten Wort zu mutieren*“⁸⁵⁰, denn bedeutende und mächtige Menschen hätten sich schon immer *ihren Eckermann* zugelegt. Einen kleinen Seitenhieb muss Goethe aber dennoch loswerden: Die von Eckermann herausgegebenen *Gespräche* habe Eckermann ihm „*in den Mund gelegt*“⁸⁵¹. Und auch die Germanistik bekommt ihr Fett weg: „*Es muß (m)ein Leben wohl sehr imposant sein, wenn Forscher, um darin herumzukriechen, Jahre ihres eignen, ebenfalls beschränkten Daseins preisgeben.*“⁸⁵² Überhaupt findet er die Vorgehensweise der Literaturwissenschaft völlig übertrieben. In einem Brief an Zelter wendet er das momentan in der Wissenschaft vorherrschende Verfahren „referentielle Signifikantenevaluation finalintendiert auf Signifikatevidenz (RESIFISI)“⁸⁵³ auf eines seiner Gedichte an. Mit dieser erfundenen Methode parodiert er die Germanistik, die zu gerne Dinge in Texte hineininterpretiert, die gar nicht drinstehen.

In den Briefen an Gattin Christiane findet der Leser einen ähnlich vertraut-liebevollen Umgangston, wie ihn auch die Original-Korrespondenz auszeichnet. Besonders hier erweist sich Autor Conrady als herausragender Kenner von Details aus Goethes Leben.

Dass Goethe durchaus Humor besitzt und über sich selbst lachen kann, beweist ein Brief an Schiller, in dem er eine Tennis-Übertragung im TV schildert. Scherzhaft schreibt er:

⁸⁴⁷ Ebd. S. 26.

⁸⁴⁸ Vgl. ebd. S. 33ff.

⁸⁴⁹ Ebd. S. 45.

⁸⁵⁰ Ebd. S. 44.

⁸⁵¹ Ebd. S. 46.

⁸⁵² Ebd. S. 48.

⁸⁵³ Ebd. S. 72.

„Vielleicht finden auch wir noch Lust, jenes bewegliche Treiben zu zweit auf der Rasenfläche bei meinem Gartenhaus an der Ilm in Szene zu setzen.“⁸⁵⁴

Goethe beweist durchaus Interesse an experimenteller Literatur und nutzt die Gelegenheit, für einen erneuten Seitenhieb auf die Germanisten. Das *Sonett für Eisenbahnfreunde* hat es ihm angetan, „ein Bildsonett, wie solche Erfindungen betitelt sind, die manchen Aposteln der echten Dichtung arg mißfallen und die jene Wächter des Schönen in dem riesigen Gemischtwarenkaufhaus, das unter dem Namen Zur deutschen Lyrik firmiert, nicht einmal auf den Krabbeltischen feilgeboten sehen wollen.“⁸⁵⁵ Autor Karl Riha ist emeritierter Professor für Deutsche Philologie, „was nur den seltsam anmutet, der Germanisten fälschlicherweise für Wahrer und Hüter des Alten hält.“ Durch dieses Sonett wird Goethe zu eigenen „Bildbasteleien“⁸⁵⁶ verleitet; als Dankeschön für die Inspiration verfasst er ein Sonett an Karl Riha⁸⁵⁷.

Es gibt noch einen Nachschlag in Sachen *Post vom virtuellen Goethe* und eine weitere Verbindung zwischen Conrady, Riha und – Goethe. Im 18. Heft der Zeitschrift *Diagonal*, ganz dem *Thema Goethe* gewidmet, befindet sich ein weiterer Brief des großen Dichters⁸⁵⁸. In diesem nimmt Goethe den deutschen PEN-Club aufs Korn und unterstellt der „fast heiligen Bruder- und Schwesternschaft“⁸⁵⁹ diverse persönliche Eitelkeiten sowie dubiose politische Verstrickungen. Conrady macht vor Selbstironie nicht Halt, war er doch selbst von 1996-98 Präsident des PEN-Zentrums Bundesrepublik.

⁸⁵⁴ Ebd. S. 118.

⁸⁵⁵ Ebd. S. 107.

⁸⁵⁶ Ebd. S. 108.

⁸⁵⁷ Vgl. ebd. S. 111.

⁸⁵⁸ Karl Otto Conrady: *Post vom virtuellen Goethe. An Carl Friedrich Zelter in Berlin, Wiesbaden, 22. Dezember 1999*. In: Karl Riha (Hg.): *Diagonal. Zum Thema: Goethe*. Siegen 1999. S. 73f.

⁸⁵⁹ Ebd. S. 73.

16. Goethe im medialen Schussfeld: Hans Magnus Enzensbergers *Nieder mit Goethe!* *Eine Liebeserklärung*

„Der Inbegriff seiner Werke ist der Ausdruck einer eigennützigen, kalten Seele.“⁸⁶⁰

Hans Magnus Enzensbergers anachronistische Goethe-Inszenierung spielt in Weimar. Dort findet eine Talkshow statt, an der vier fiktive (!) Personen aus Goethes Umfeld zu Wort kommen. Allerdings könnten diese vier Figuren stellvertretend für „knapp fünfzig Zeitgenossen Goethes“ stehen, „darunter erste Namen.“⁸⁶¹ Der Saal, aus dem die Show übertragen wird, ist „mit den Mitteln der heutigen Studioteknik ausgestattet. [...] Es herrscht die Atmosphäre einer Live-Sendung.“ Im Vorwort heißt es: „Die Zeit der Handlung ist anachronistisch.“⁸⁶² Die Talkshow findet zwischen 1810 und 1815 statt. Der Moderator ist ein heutiger Fernsehstar.⁸⁶³ Seine Gäste jedoch entstammen der Goethe-Zeit. Die Werbespots, die die Show unterbrechen, „sind nach der Ästhetik des früheren Biedermeier zu drehen“. Enzensberger erklärt: „Die doppelte Zeit der Handlung führt zu einem gezielten Anachronismus.“⁸⁶⁴ Weiter führt er aus: Der Anachronismus ist zum „unentbehrlichen Psychopharmakon der technischen Zivilisation, [zum] [...] Andiot ihrer Zukunftssucht“ geworden. Der Dichter ist eine „eminent anachronistische Figur“⁸⁶⁵, an der keineswegs „irgendeine Aktualität, sondern im Gegenteil, ihre Ungleichzeitigkeit“ interessiert.

Nach Enzensberger kann Goethe „als Erfinder der Persönlichkeit“⁸⁶⁶ gelten, der sowohl durch Innovationen als auch durch Skandale „die Mitwelt auf eine schwer faßbare Weise gestört“ habe. Erst durch eine spätere Kanonisation wurde er „als Klassiker installiert“. Mit *Nieder mit Goethe!* möchte Enzensberger an die „zähe Aversion“ erinnern, die Goethe zu Lebzeiten entgegenschlug.

Auf den ersten Blick widersprechen sich Titel und Untertitel des Textes. Dass es sich aber dennoch um eine *Liebeserklärung* handelt, erklärt sich aus seinem inhaltlichen Anachronismus. Für Enzensberger besonders interessant war „das Medium des Klatsches als

⁸⁶⁰ Enzensberger 1995. S. 28.

⁸⁶¹ Ebd. S. 9. Am Schluss seines Textes nennt Enzensberger auch die Quellen der Zitate in alphabetischer Reihenfolge von Bettina von Arnim bis Johann Georg Zimmermann (vgl. S. 42).

⁸⁶² Ebd. S. 8.

⁸⁶³ In der Weimarer Uraufführung des Stücks von 1996, die auch im Fernsehen (3Sat) übertragen wurde, übernahm Publikumsliebbling Günther Jauch diese Rolle.

⁸⁶⁴ Enzensberger 1995. S. 9.

⁸⁶⁵ Hans Magnus Enzensberger: *Über den Anachronismus. Eine Nachbemerkung*. In: *Nieder mit Goethe! Eine Liebeserklärung. Requiem für eine romantische Frau: ein Liebeskampf in sieben Sätzen*. Frankfurt am Main 1995. S. 93-96. S. 93.

⁸⁶⁶ Ebd. S. 94.

Nahtstelle oder Interface zwischen der privaten und der öffentlichen Sphäre.“ Ausschlaggebend für die Beurteilung einer Person ist das, was „*hinter dem Rücken*“⁸⁶⁷ des Betreffenden über diesen erzählt wird. Heute liegen uns diese Äußerungen in Form von *vertraulichen* Briefen vor, die sich fast „*als Mitschriften von Telefongesprächen*“ lesen lassen. Enzensberger bildet nun „*die Welt des Briefverkehrs auf spätere (und ihrerseits rasch alternde) mediale Formate wie [...] die Fernseh-Show ab*“⁸⁶⁸. Er schneidet, kopiert, klebt und moderiert das historische Material⁸⁶⁹ und gibt ihm eine neue Form. Dieses collagenartige Vorgehen auf methodischer Ebene ist ebenso anachronistisch wie es die inhaltliche Bearbeitung war. Durch die Einbettung der historisch belegten Zitate in einen fiktiven Kontext erfolgt die Darstellung eines fiktiven Goethe.

Die Studiogäste charakterisiert Enzensberger wie folgt: Frau von Stöckelmann, eine etwa fünfzigjährige, standesbewusste Dame der Weimarer Gesellschaft („*Man könnte an Charlotte von Stein denken.*“) verband mit Goethe eine anscheinend „*affektive Bindung, die aber zur Enttäuschung geführt hat.*“ Dementsprechend hart ist sie in ihren Äußerungen. Frau Karoline Herdmann „*ist der Typus der gebildeten Kleinbürgerin aus der Provinz mit dem Drang zum Höheren.*“ Sie trinkt eindeutig zuviel, was auch ihren Gefühlsausbruch am Schluss der Gesprächsrunde erklärt. Professor Glauber, seines Zeichens Großkritiker und ein „*Pedant mit reaktionären Zügen*“⁸⁷⁰, und Ludwig Birnbaum, ein junger Schriftsteller, den „*der aggressive Neid auf Goethe*“⁸⁷¹ treibt, ergänzen die Runde. (Als Vorbilder für Karoline Herdmann dient „*einerseits Karoline Herder, andererseits Rahel Levin*“⁸⁷²; für Professor Glauber standen Heinrich Vogler, Köchy, Pustkuchen und Goeze Pate. Bei Ludwig Birnbaum „*wäre an den jungen Börne zu denken.*“⁸⁷³) Der Moderator ist um eine ausgewogene Sicht auf Goethe bemüht und versucht mehr als einmal, die starken Attacken seiner Gäste auf Goethe zu mildern.

Im Vorspann läuft eine Rollschrift über Bildnisse von Goethe. Der Verfasser dieser Zeilen ist der große Dichturfürst höchstpersönlich, der jedoch die Einladung zu dieser Sendung bereits im Vorfeld ausgeschlagen hatte. Er scheint gehnt zu haben, was da auf ihn zukommen würde, denn er beginnt seine Rede mit der Forderung nach einem Buch mit dem Titel *Goethe in den mißwollenden Zeugnissen der Mitlebenden*. (Zwei Jahre nach dem Enzensberger-Text erscheint im Carl Hanser-Verlag in der Tat ein Band mit einem fast

⁸⁶⁷ Ebd. S. 95.

⁸⁶⁸ Ebd. S. 96.

⁸⁶⁹ Vgl. ebd. S. 96.

⁸⁷⁰ Enzensberger 1995. S. 9.

⁸⁷¹ Ebd. S. 10.

⁸⁷² Ebd. S. 9.

⁸⁷³ Ebd. S. 10.

gleichnamigen Titel⁸⁷⁴.) Ganz deutlich zeigt er mit dieser Forderung, dass ihm dieses Misswollen völlig egal ist, er vollkommen darüber steht. Sein Nicht-Erscheinen wird allgemein bedauert. Er verhält sich ganz so wie heutige Politiker, wenn sie ahnen, dass es unangenehm werden könnte. Mit dieser Ignoranz signalisiert Goethe, dass er es keineswegs nötig hat, sich zu verteidigen, er erhaben über die *misswollenden Zeugnisse seiner Zeitgenossen* ist.

Zuerst widmet man sich der Betrachtung von Goethes Äußerem. Und dort wird schon klar, in welche Richtung sich das Gespräch entwickeln wird. Goethe wird durch die Bank als unansehnlich beschrieben. Er habe bereits „*Falten*“ und „*beträchtliche Säcke*“ unter den Augen, seine Nase gleiche einer „*Habichtsnase*“ und „*äußerst krumme Zähne*“⁸⁷⁵, noch dazu gelb, entstellten seinen Mund, zählt Karoline Herdlein auf. Auch sein Charakter kommt nicht besser weg. Mehrfach wird er mit einem Wolf verglichen.⁸⁷⁶ Er sei keineswegs vertrauenswürdig. Unter „*seinen Umarmungen [fasse] man immer an den Dolch in der Tasche*.“⁸⁷⁷ Birnbaum beschreibt ihn als „*abgelebter, schwacher Gott, den es verdrießt, daß er nichts mehr schaffen kann*“. Glauber ergänzt, Goethe sei der „*ungütigste Mensch, der größte Egoist*“, den er je kennen gelernt habe, und vermutet, dieser müsse „*in seinem Obergebäude einen Sparren zuviel oder zuwenig haben*.“⁸⁷⁸ Unter den Anfechtungen der anderen wird Frau von Stöckelmann – gegen ihre vormaligen Angriffe – mehr und mehr zu Goethes Verteidigerin. Es wird deutlich, dass sie einmal ein besonderes Verhältnis zu Goethe gehabt haben muss. So formuliert sie: „*Verteidigen kann ich ihn nicht, und doch auch nicht verdammen. Es geht mir mit ihm wie mit einem sehr teuern Freund, dessen Schwächen und Fehler man wohl bemerkt und im Stillen tadelt, aber man mag sie doch nicht vor aller Welt aufgedeckt sehen*.“⁸⁷⁹ Sie unterläuft damit auf wohlthuende Weise die Intention heutiger Talkshows, möglichst viele Menschen durch den Schmutz zu ziehen.⁸⁸⁰

Ganz klar tragen die Gäste ihre persönlichen Animositäten gegen Goethe vor Publikum vor – und sind genau damit repräsentativ für ihre historischen Vorbilder. Birnbaum sagt so auch ganz offen: „*Nun, ich gebe es zu: dieser Mensch ist mir einmal im Wege. Er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Er hat es leicht gehabt, und ich, ich muß bis*

⁸⁷⁴ Hans Traxler: *Der unbegabte Goethe. Der Dichter in mißwollenden Zeugnissen seiner Mitlebenden*. München 1998. Der scherzhaft gemeinte Band lädt laut Eigenwerbung des Verlags mit seinen köstlichen Illustrationen „zum Schmunzeln“ ein. 1823 veröffentlichte Karl August Varnhagen von Ense ein Buch mit dem Titel *Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden*, auf das sowohl Traxler als auch Enzensberger anzuspielen scheinen.

⁸⁷⁵ Enzensberger 1996. S. 13.

⁸⁷⁶ Vgl. ebd. S. 17ff.

⁸⁷⁷ Ebd. S. 17.

⁸⁷⁸ Ebd. S. 18.

⁸⁷⁹ Ebd. S. 21.

⁸⁸⁰ Fairerweise muss man allerdings sagen, dass auch der fiktive Moderator um Gerechtigkeit und maßvollen Umgang mit dem abwesenden Dichturfürsten bemüht ist.

auf diese Minute noch kämpfen.“⁸⁸¹ Birnbaum, stellvertretend für einige nachfolgende Schriftsteller, outet sich selbst: Es ist der Neid, der aus ihm spricht und ihn gegen Goethe wettern lässt. (Seine Gefühle sind vielleicht jedoch nicht ganz unverständlich, denn es ist bekannt, dass Goethe, der durchaus die Macht gehabt hätte, junge Talente zu fördern, in dieser Hinsicht geradezu auffällig untätig gewesen ist.)

Auch Goethes Wirkungsweise als Politiker und Theaterdirektor wird kritisiert. Birnbaum unterstellt ihm sogar die Verschwendung öffentlicher Gelder, und Frau Herdlein nennt ihn „*abscheulicher Theaterdirektor*“, der „*bald den Geschmack des weimarischen Publikums auf Haberstroh reduziert haben wird.*“⁸⁸²

Eine für solche Sendungen typische *Telefonaktion* als Umfrage im Volk ergänzt das Gespräch. Zu Wort kommen auch hier ausschließlich (fiktive) Weimarer Bürger, denen besonders Goethes Frauengeschichten ein Dorn im Auge sind.⁸⁸³

Goethe als Schriftsteller wird ebenso verdammt wie zuvor seine anderen Tätigkeitsfelder. Karoline Herdlein empört sich vor allem „*über die bordellmäßige Nacktheit seiner Gedichte*“⁸⁸⁴ und entpuppt sich damit als wahre Sittenwächterin. (Laut Frau von Stöckelmann ist die Schuld übrigens bei Christiane Vulpius zu suchen, die in dieser Hinsicht einen schlechten Einfluss auf Goethe ausgeübt habe.⁸⁸⁵) Kritiker Glauber attestiert Goethe, „*seinen Beruf als Dichter verfehlt*“⁸⁸⁶ zu haben und ruft laut nach Zensur.⁸⁸⁷ Der *Wilhelm Meister* ist in seinen Augen alter „*Schutt*“ und eine „*gemeine Finanzspekulation*“⁸⁸⁸, der *Faust* „*alltägliches, gemeines Geschwätz*“ und „*ganz unverständliches Kauderwelsch*“⁸⁸⁹. Diese Kritiken sind höchst subjektiv und entbehren jeglicher Textbelege.

Unterbrochen werden die Hasstiraden auf Goethe plötzlich durch eine Eilmeldung, die der Moderator erhält und sofort ans Publikum weitergibt. Es heißt, Goethe sei schwer erkrankt, ringe möglicherweise sogar mit dem Tode.⁸⁹⁰ Auf diese Ankündigung hin fällt Frau Herdlein – inzwischen ziemlich angetrunken – vom Stuhl. Man hilft ihr mit Riechsalz, und die aus der Ohnmacht erwachende, vormalige Moralpredigerin entpuppt sich stammelnd als ehemalige Geliebte des großen Dichters: „*Ja, ja, ich bete ihn an ... Das ist nicht Affektation, sondern Pflaumenweichheit ... Ich habe ihn immer angebetet, vergöttert, auch als ihn niemand*

⁸⁸¹ Ebd. S. 20.

⁸⁸² Ebd. S. 22.

⁸⁸³ Vgl. ebd. S. 24ff.

⁸⁸⁴ Ebd. S. 26.

⁸⁸⁵ Vgl. ebd. S. 27.

⁸⁸⁶ Ebd. S. 28.

⁸⁸⁷ Vgl. ebd. S. 29.

⁸⁸⁸ Ebd. S. 30.

⁸⁸⁹ Ebd. S. 34.

⁸⁹⁰ Vgl. ebd. S. 35f.

verstand. Wie eine Überschwemmung ist er über mich gekommen. [...] All die süßen Worte, die er mir ins Ohr raunte ... Ich mußte mein ganzes bißchen Verstand zusammennemen. [...] Wie schwer war es, ihn schweigend ein ganzes Leben lang zu verhehlen. [...] Er war ewig mein einziger, gewissester Freund [...].“⁸⁹¹ Soviel zu ihrer zur Schau getragenen Moral – und zu ihrer Glaubwürdigkeit! (Frau von Stöckelmann reagiert verständlicherweise ganz neidisch auf diese unerwarteten Enthüllungen.⁸⁹²) Nach einer Werbepause gibt es allerdings bereits „Entwarnung“, alles stellt sich als „falscher Alarm“⁸⁹³ heraus – typisch für die Weimarer Gerüchteküche und auch für unserer heutiges, mediales Zeitalter.

Am Ende der *Abrechnung* mit Goethe kommen noch einmal die beiden Herren zu Wort. Birnbaum wirft diesem vor, sein Fähnlein in den Wind zu hängen und ein ausgemachter „Despotendiener“ zu sein. Seine Satire treffe „*nur die Kleinen; den Großen macht er den Hof.*“⁸⁹⁴ Die beiden Damen halten sich zurück. Karoline Herdlein ist nach ihrem Ausbruch und der ganzen Aufregung „*müde*“ und „*möchte nach Hause gehen.*“

Der Moderator beschließt die Gesprächsrunde mit folgenden Worten: „*Die Nachwelt wird darüber urteilen, wer Recht behält, der Autor oder seine Kritiker. Sie und mich, verehrte Zuschauer, tröste ich damit, daß das letzte Wort darüber noch lange nicht gesprochen ist.*“⁸⁹⁵

Im Abspann erfolgt ein erneuter Anachronismus. Gezeigt wird Goethes Begräbnis im Jahre 1832. Ein Sprecher bescheinigt Weimar, „*nun wieder in sein altes Nichts zurück[zu]sinken, woraus es genommen ist, nun, da sein [Goethes, M.G.] Geist zu Gott stieg.*“ Ein zweiter Sprecher beschreibt das zwar pompöse, aber doch auch wiederum recht erbärmliche Begräbnis folgendermaßen: „*Die Leute betrugten sich roh und ausgelassen. [...] Die Leiche selbst in dem alten Leichenwagen ohne Blumen, und nur zwei Kränze. [...] Alle Gesichter teilnahmslos, nirgends eine Spur von Rührung. So ward Deutschlands größter Dichter beerdigt.*“ Diese erbarmungslose Bestandsaufnahme zeigt, was von Goethe unmittelbar nach seinem Tode *in Weimar* übrig geblieben ist. Ein dritter Sprecher klagt Deutschland und die Deutschen für ihren Umgang mit Goethe an: „*Mir ist nichts widerwärtiger als die Zudringlichkeit, mit der man jetzt dem Toten noch auf den Leib rückt und von ihm verlangt, daß er ein ganz anderer hätte sein sollen, als er war, das heißt: nicht Goethe. [...] Während ganz Europa seinen Tod beklagt, hätten diese Unsinnigen nicht übel Lust, seine Asche aus der*

⁸⁹¹ Ebd. S. 36.

⁸⁹² Vgl. ebd. S. 36.

⁸⁹³ Ebd. S. 38.

⁸⁹⁴ Ebd. S. 39.

⁸⁹⁵ Ebd. S. 40.

*Fürstengruft zu Weimar herauszureißen und in alle Winde zu zerstreuen. Solcher Wahnsinn ist doch nur in Deutschland möglich!*⁸⁹⁶

⁸⁹⁶ Ebd. S. 41.

17. Nachwort oder der entmystifizierte Goethe

„Möglich, daß er gerade darum für so viele und so verschiedene von uns unsterblich und unverzichtbar geworden ist: weil er so vielschichtig, so vielfältig, so rätselvoll und so veränderlich gewesen ist, wie die Welt und das Leben es sind.“⁸⁹⁷

Ich habe mich in dieser Arbeit ganz bewusst auf die Gegenwartsliteratur beschränkt und mich dem aktuellen Interesse gegenwärtig schreibender Autoren an Goethe gewidmet. Diese Beschränkung auf die Gegenwartsliteratur bringt es mit sich, dass berühmte Werke – wie zum Beispiel Thomas Manns *Lotte in Weimar* – nicht zum Gegenstand meiner Arbeit geworden sind. Alle untersuchten Werke sind *nach* dem Zweiten Weltkrieg entstanden. Die einzige Ausnahme in dieser Hinsicht bildet Erich Friedells und Alfred Polgars Goethe-Groteske, die ich an den Anfang der Reihe gestellt habe, um aus der Historie in die Gegenwart überzuleiten. An dieser Stelle hätte ich auch *Lotte in Weimar* behandeln können, habe aber das Werk von Friedell und Polgar aufgrund seines geringeren Bekanntheitsgrades vorgezogen.

Mein weiteres Vorgehen war nicht chronologisch am Entstehungsdatum der Werke orientiert, ich habe die Arbeit vielmehr inhaltlich ausgerichtet. Nach dem theoretischen Teil, der auch einen bewusst kurz gehaltenen *Streifzug durch die Goethe-Fiktion* beinhaltet, und der anschließenden Überleitung in die Gegenwart durch Polgar und Friedell, habe ich mich zunächst drei umfangreichen und eigenständigen Werken gewidmet. Peter Jakobs, Kai Meyers und Hanns-Josef Ortheils Goethe-Texte sind sehr komplex und sprechen mehr als einen der im theoretischen Teil meiner Arbeit erörterten Aspekte an. Daher sind diese Kapitel auch sehr umfassend geraten und nehmen überproportional viel Raum ein. Die vier darauf folgenden Kapitel beschäftigen sich mit Texten, die besonders *einen* Gesichtspunkt stark gewichten: Bei Werner Dürrson ist es die Tatsache, Goethe im wahrsten Sinne des Wortes vom Sockel zu holen, bei Eckard Henscheid, F.W. Bernstein und Bernd Eilert sowie bei Martin Walser geht es explizit um das Verhältnis des Dichters zu seinem Angestellten Eckermann. Darauf folgt noch einmal Henscheid, außerdem präsentiere ich Peter Hacks und Klaus Tudyka: In deren Werken dreht sich alles um die vielleicht berühmteste Goethe-Thematik: seine diversen Liebesverhältnisse, speziell die rätselhafte Beziehung zu Frau von Stein.

Die abschließend untersuchten Werke von Arno Schmidt, Karl Otto Conrady und Hans Magnus Enzensberger stellen die jeweils sehr persönlichen Auseinandersetzungen dreier

⁸⁹⁷ Eduard Stäuble: *Mein Goethe*. <http://www.wienerjournal.at/BILKUN53.HTM>. 2.10.2002.

Autoren mit Goethe dar. Jeder dieser Autoren lässt seinen *eigenen Goethe* erkennen und reflektiert sein *persönliches Verhältnis* zu dieser bedeutenden Persönlichkeit.

So unterschiedlich die analysierten Texte auch sind, eines haben sie gemeinsam: Alle erzählen von einem *menschlichen, allzumenschlichen* Goethe! An der Tatsache, dass Goethes Menschsein bzw. seine Menschwerdung ständig betont werden, merkt man, dass dies beileibe nicht die übliche Betrachtungsweise ist. Goethe galt lange nicht als Name eines Geschöpfes, das gelebt und geatmet hat, sondern vielmehr als Bezeichnung für eine *Institution*. Mit dieser Vorstellung räumen moderne Autoren jetzt auf! Goethe wird entmystifiziert, entglorifiziert und vermenschlicht. Jahrzehntlang schwärmte man in den höchsten Tönen von dem *Dichterheros*, wie in dem folgenden Textfragment zu lesen ist. Karl Josef Simrock (1802-1876), deutscher Dichter und Philologe, schreibt da in der ersten Strophe seines Gedichts unter der Überschrift *Der sterbende Goethe* folgendes:

*Der Dichtkunst Morgenröthe
Ihr letzter Sonnenstrahl,
Er ist geschieden, Goethe
Verließ der Erde Thal.
Er ist so schön gestorben,
Als schön sein Leben war:
Wer solchen Tod erworben,
Ist selig immerdar.⁸⁹⁸*

Goethe wird hier über seinen Tod hinaus glorifiziert! Dieser Verherrlichung setzen heutige Autoren einiges entgegen und sprechen von Goethe, wie ich gezeigt habe, in ganz anderen Tönen. Durch die Aufhebung der historischen Distanz verliert er jedoch nicht, wie man erwarten könnte, an Größe, sondern er gewinnt im Gegenteil an Interesse, Ansehen und Achtung – und vor allem an Glaubwürdigkeit. Demzufolge kann man von einer *realistischeren* Annäherung an Goethe sprechen. Damit meine ich keinesfalls die erzählerischen Details, die im Gegenteil oft der Phantasie der Autoren entspringen; ich spreche vielmehr von der Betrachtung Goethes als Ganzes: nicht ausschließlich als Künstler, Wissenschaftler, Politiker (allgemein als *Genie*), sondern als Wesen aus Fleisch und Blut.

⁸⁹⁸ Karl Simrock: *Der sterbende Goethe*. In: *Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romanzen*. Mit Illustrationen von Paul Thumann, W. Georgy, J. Füllhaas. Leipzig o.J.

Goethe wirkt demnach – wie hochgradig paradox! – in seinen fiktiven Bearbeitungen glaubwürdiger und realistischer als je zuvor.

Kaum eine andere historische Figur wird so oft in dieser Form vergegenwärtigt, wie dies bei Goethe der Fall ist. Kaum eine andere Figur der Literaturgeschichte fordert moderne Autoren aber auch derart intensiv dazu auf. Goethes Biographie bietet die richtigen Aufhänger, bei denen heutige Schriftsteller ansetzen können. Mit Goethes Leben kann *gespielt* werden! Und zwar nicht nur im historischen Roman, nein, gerade bei Goethe bieten sich auch andere – aktualisierende – Formen an. Warum ihn nicht einfach in unsere moderne Welt versetzen, wie dies Peter Jakob, Werner Dürrson, Arno Schmidt, Egon Friedell und Alfred Polgar, Karl Otto Conrady und – bedingt – auch Hans Magnus Enzensberger gemacht haben? Warum ihn nicht aus der Perspektive seiner Liebschaften präsentieren wie Eckard Henscheid? Warum ihn nicht Abenteuer mit den Gebrüdern Grimm erleben (Kai Mayer) oder in Rom einen wahren Freund finden lassen (Hanns-Josef Ortheil)? Warum ihm nicht mittels Collagetechnik zu Leibe rücken wie Eckard Henscheid, F.W. Bernstein und Bernd Eilert sowie Hans Magnus Enzensberger dies getan haben?

Bleibt es beim großen Kollegen Schiller in der Regel bei der Parodie, die ja doch mehr distanzierend wirkt, werden auf Goethe andere literarische Formen angewandt, die eine vergegenwärtigende Funktion haben. Bei der klassischen Parodie ist zudem immer eine „*Rückerinnerung an das attackierte Original*“⁸⁹⁹ nötig – etwas, das bei den in dieser Arbeit untersuchten Texten kaum erforderlich ist. Diese Art der Goethe-Rezeption in unsere Gegenwart hinauf ist in der Form sicherlich einmalig in der Literaturgeschichte!

Wie rote Fäden ziehen sich dabei einzelne Themenbereiche durch die einschlägige Literatur. Goethe gilt gemeinhin als nur wenig sympathisch. Er wird als Einzelgänger und Egoist präsentiert, den seine Genialität über die Mitmenschen hinaushebt. Berühmt-berüchtigt sind seine zahlreichen Frauengeschichten: ob die Liebeleien seiner Sturm und Drang-Zeit, die oft als unsittlich charakterisierte Affäre mit Charlotte von Stein, seine 'wilde Ehe' mit Christiane oder die unerfüllte Liebe des Alters zu Ulrike von Levetzow. Unbestritten und unkritisiert ist sein herausragendes Künstlertum, sein Ruf als *Weiser* dringt über Weimar hinaus. Goethe erhält auf diesem Wege eine höchst lebendige Kontur.

Besonders Goethes Liebesleben ist geradezu prädestiniert, fiktiv bearbeitet zu werden, wie ich insbesondere in den Kapiteln über Hanns-Josef Ortheils *Faustinas Küsse*, Eckard

⁸⁹⁹ Karl Riha: *Wer wagt es, Knappersmann oder Ritt? Schiller-Parodien*. Siegen 2003.

Henscheids *Goethe unter Frauen*, sowie Peter Hacks' *Gespräch im Hause Stein* und Klaus Tudykas *Mann von Stein* zeigen wollte. Die zahlreichen Affären und das merkwürdige Verhältnis zu Charlotte von Stein bieten ausreichend Anlässe für fiktive Spekulationen.

Ebenso interessant, und damit zum Gegenstand der fiktiven Bearbeitung geworden, sind die weiteren Beziehungen des Dichters zu seinen Mitmenschen. An herausragender Stelle ist hier sicherlich sein Angestellter und Untergebener Eckermann zu nennen, dessen sich Eckard Henscheid, F.W. Bernstein, Bernd Eilert sowie Martin Walser angenommen haben (vgl. hierzu das Kapitel 11 meiner Arbeit). Hier kommen vor allem Goethes unsympathische und eigennützige Charakterzüge zum Vorschein.

Goethe im Verhältnis zu der ihn untersuchenden Wissenschaft, der Germanistik, ist Thema in Egon Friedells und Alfred Polgars *Groteske* (Kapitel 6) und bei Karl Otto Conrady (Kapitel 15). Bei diesen Autoren wird weniger mit Goethe abgerechnet als mit der Germanistik als solcher, die Goethe jahre- und jahrzehntelang lang überhöht und vergöttlicht hat. Conrady bildet zusätzlich eine Ausnahme: Er ist einer der wenigen, anerkannten Goethe-Philologen, die sich nicht ausschließlich mit dem historisch abgesicherten und literaturwissenschaftlich bedeutsamen Goethe befassen, sondern es wagen, in dieser neuen, fast schon spielerischen Art und Weise den Kontakt zu Goethe zu suchen. Neben seinem herausragenden, von Studierenden immer wieder konsultierten, zweibändigen Standardwerk *Goethe, Leben und Werk*⁹⁰⁰ wagt er es, über die Historie hinauszugreifen, und bleibt nicht, wie so mancher Kollege, in der Geschichte stecken.

Bei Peter Jakob, Werner Dürrson und Arno Schmidt erfährt der Leser, wie sich Goethe in unserer modernen Welt zurechtfindet. Dabei erlebt man den Dichter nicht zuletzt als Gesellschaftskritiker, der mit wachen Augen unsere Alltagswelt betrachtet und kommentiert.

Goethe gibt Impulse! Er wird nicht als historische Erscheinung festgenagelt, wie es in der klassischen Philologie der Fall ist, sondern in unsere heutige Zeit herauf aktualisiert – das macht ihn auf eine neue, bislang unbekannte Weise interessant. Sein Weiterleben ist garantiert in Parodien, Adaptionen, Fort- und Neuschreibungen sowie in Legenden und Anekdoten. Die jeweiligen Texte bewegen sich auf einer Skala, die ihren einen Endpunkt in der historischen Realität, den anderen in der reinen Fiktion hat. Jeder dieser Texte ist an anderer Stelle einzuordnen: Abhängig davon, wie groß sein Anteil an Wahrheit und Phantasie jeweils ist, lässt er sich entweder näher oder weiter entfernt von den entsprechenden Endpunkten ansiedeln.

⁹⁰⁰ Conrady 1996.

Aber auf welche Weise man sich Goethe auch immer nähern mag, eines ist sicher: Wir haben es mit einem hochkomplexen Menschen zu tun, der wahrscheinlich nie ganz verstanden werden wird.

18. Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

- Bernstein, F.W./Eilert, Bernd/Henscheid, Eckard: Eckermann und sein Goethe. Ein Schau-/Hörspiel getreu nach der Quelle. In Bernstein, F.W./Henscheid, Eckard (Hg.): Unser Goethe. Ein Lesebuch. Frankfurt am Main 1987. S. 975-1110.
- Conrady, Carl Otto: Goethe 250. Gesprächsblätter nicht nur zu seinem Jubiläum. Weilerswist 1999. S. 55-95.
- : Goethe was here in den Rhein- und Main-Gegenden und der Schweiz. Parodistischer Scherz und Ernst. Frankfurt am Main 1994.
- : Post vom virtuellen Goethe. An Carl Friedrich Zelter in Berlin, Wiesbaden, 22. Dezember 1999. In Karl Riha (Hg.): Diagonal. Zum Thema: Goethe. Siegen 1999. S. 73f.
- Dürrson, Werner: Ich habe mich nie verrechnet, aber oft verzählt. Skizzen einer Begegnung. In Hänsel-Hohenhausen, Markus (Hg.): Im Namen Goethes! Erfundenes, Erinnerungtes und Grundsätzliches zum 250. Geburtstags Johann Wolfgang von Goethes. Frankfurt am Main 1999.
- Enzensberger, Hans Magnus: Nieder mit Goethe! Eine Liebeserklärung. Requiem für eine romantische Frau: ein Liebeskampf in sieben Sätzen. Frankfurt am Main 1995.
- Friedell, Egon/Polgar, Alfred: Goethe. Grotoske in zwei Bildern. In Dies.: Goethe und die Journalisten. Satiren im Duett. Hg. von Heribert Illig. Wien 1986. S. 9-20.
- Goethe, Johann Wolfgang von: Römische Elegien XVIII. In Ders.: Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Erich Trunz. Bd. 1. Gedichte und Epen I. München 1998.
- : Wilhelm Meisters Wanderjahre. In Ders.: Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Erich Trunz. Bd. 8. Romane und Novellen III. München 1998.
- : Brief an Charlotte von Stein vom 20.12.1786. In: Goethes Briefe in vier Bänden. Band 2. Hamburger Ausgabe. Textkritisch durchgesehen und mit Anmerkungen versehen von Karl Robert Mandelkow. Hamburg 1964. S. 31-33.
- : Brief an Carl August vom 17./18. März 1788. In: Goethes Briefe in vier Bänden. Band 2. Hamburger Ausgabe. Textkritisch durchgesehen und mit Anmerkungen versehen von Karl Robert Mandelkow. Hamburg 1964. S. 84-88.

- : Brief an Carl August, 16.2.1788. In: Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs Carl August mit Goethe. Hg. von Hans Wahl. 1. Band 1775-1806. Berlin 1915. [= Darstellungen und Briefe zur Geschichte des Weimarischen Fürstenhauses und Landes Band IV. Hg. von Erich Marcks.] S. 117-119.
- Peter Hacks: Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe. Hamburg 1998.
- : Es ließe sich fragen ... In Ders.: Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe. Hamburg 1998. S. 69-103.
- Hecker, Jutta: Die Maske. In Dies.: Die Maske. Goethe und Paganini. Zwei Erzählungen. Arnstadt 1995. S. 7-75.
- : Goethe und Paganini. In Dies.: Die Maske. Goethe und Paganini. Zwei Erzählungen. Arnstadt 1995. S. 77-171.
- : Ich erinnere mich. In Dies.: Als ich zu Goethe kam. Drei Erzählungen. Berlin 1977. S. 183-341.
- Henscheid, Eckard: Goethe unter Frauen. Elf biographische Klarstellungen. Frankfurt am Main 2002.
- Hildesheimer, Wolfgang: Marbot. Eine Biographie. Frankfurt am Main 1981.
- Jakob, Peter: „Der Traum vom Fliegen ist verwirklicht, Herr Goethe.“ München 1994.
- Lenz, Jakob Michael Reinhold: Pandaemonium Germanicum. In Ders.: Lenz – Werke in einem Band. Hg. Von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Berlin, Weimar 1980. S. 239-265.
- Lorenzen, Ingrid: Tee mit Herrn von Goethe. In Dies.: Tee mit Herrn von Goethe und andere seltsame Geschichten. Berlin 2000. S. 7-15.
- Meyer, Kai: Die Geisterseher. Ein unheimlicher Roman im klassischen Weimar. Berlin 1999.
- Ortheil, Hanns- Josef: Im Licht der Lagune. München 1999.
- : Das Element des Elephanten. Wie mein Schreiben begann. München 1994.
- : Die Nacht des Don Juan. München 2000.
- : Faustinas Küsse. München ⁴2000.
- Riedemann, Kai: Ein neuer Goethe? Sensationelles Forschungsprojekt an der Universität Hamburg. Ein Exklusiv-Bericht von Kai Riedemann. In Jeschke, Wolfgang (Hg.): Heyne Science Fiction Magazin 10. München 1983. S. 57-61.
- riha, karl: Fünfzig Sonette nach goethe, auf goethe, mit goethe und gegen goethe. Wien 1999.
- Schmidt, Arno: Goethe und einer seiner Bewunderer. In Ders.: Das erzählerische Werk in 8 Bänden. Bd. 6. Zürich 1985. S. 31-62.

- Simrock, Karl: Der sterbende Goethe. In: Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romanzen. Mit Illustrationen von Paul Thumann, W. Georgy, J. Füllhaas. Leipzig o.J.
- Swanhild, Antje: Gretchens Faust. München 2000.
- Tudyka, Klaus: Mann von Stein. Monolog des Dritten im Bunde. Warendorf 1997.
- Walser, Martin: In Goethes Hand. Szenen aus dem 19. Jahrhundert. München 1981.
- : In Goethes Hand. Szenen aus dem 19. Jahrhundert. Frankfurt am Main 1984.

Sekundärliteratur:

- Allendorf, Leif. Goethe war gut! In: Junge Welt. 25. März 1998.
- a-tz: Gags mit Goethe. In: Welt am Sonntag. 17.7.1994.
- Bisky, Jens: Traumbild großer Vergangenheit. In: Berliner Zeitung. 28.2.1998.
- Bode, W.: Goethes Hygiene. In: Hygienische Rundschau 1900. S. 721-88.
- Bojic, Tatjana. Goethe hätte auch am Computer-Zeitalter seine Freude gehabt. Deutsche Presse Agentur. Hamburg 4. Oktober 1994.
- Bröker, A.: Ein Ausklang zum Goethejahr. In: Leipziger Bienenzeitung. Jg. 63, 1949, H. 12.
- Cohn, H.: Goethe und der Impfwang. In: GJb. 23, 1902.
- Conrady, Carl Otto: Goethe. Leben und Werk. Erster Band. Hälfte des Lebens. Frankfurt am Main 1996.
- : Goethe. Leben und Werk. Zweiter Band. Summe des Lebens. Frankfurt am Main 1996.
- Franke, Henning. In: Capital 6/95. S. 246.
- Friedell, Egon: Vorurteile. In Ders: Abschaffung des Genies. Essays bis 1918. Hg. von Heribert Illig. Wien, München 1982. S. 9-16.
- Friedrich, Th.: Goethe und die Gulaschkanone. In: Universum. Jg. 59, 12. September 1943.
- Frizen, Werner: „Den Mythos auf die Beine stellen.“ Die Mensch-Werdung Goethes in Thomas Manns Roman *Lotte in Weimar*. In Hänsel-Hohenhausen, Markus (Hg.): Im Namen Goethes! Erfundenes, Erinnerungtes und Grundsätzliches zum 250. Geburtstags Johann Wolfgang von Goethes. Frankfurt am Main 1999.
- Gentges, I.: Goethe und der Kölner Karneval. In: Deutscher Kulturwart 1939.
- Hammerstein, Dorothee: Wie IM Giovanni Beri den Olympier beschattet. In: Basler Zeitung. Basel 31. Juli 1998.
- Hänsel-Hohenhausen, Markus: Vorwort: In Ders. (Hg.): Im Namen Goethes! Erfundenes, Erinnerungtes und Grundsätzliches zum 250. Geburtstags Johann Wolfgang von Goethes. Frankfurt am Main 1999.

- Illig, Heribert: Kollaborateure. In Friedell, Egon/ Polgar, Alfred: Goethe und die Journalisten. Satiren im Duett. Hg. von Heribert Illig. Wien 1986. S. 249-256.
- Jung, Werner: Parade. Risikoloser Kostümschinken. Hanns-Josef Ortheils Romantrilogie. In: Freitag. 4. August 2000. <http://www.uni-gießen.de/~929/ortheil.htm>. 12. 12.2002.
- Kästner, Erich: Das Goethe-Derby. In: Goethe in guter Gesellschaft. Ein Katalog allumfassender Goethe-Verehrung zur Ausstellung mit Plakaten, Büchern und anderen Druckerzeugnissen im Bayreuther Plakatmuseum. 16.1. - 28.3.1999. Zusammengestellt und kommentiert von Joachim Schultz. Bayreuth 1999. S. 5f.
- Koneffke, Jan: Erhabenheit und Polizei. In: die tageszeitung. 20. Mai 1998. [http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/07.02.1998/li_be_9_980206.html. 8. Juni 06.]
- Kopp-Marx, Michaela: Auf Goethes Spuren in Rom. Hanns-Josef Otheils Roman „Faustinas Küsse“. In Zimmermann, Christian von (Hg.): Fakten und Fiktionen. Strategien fiktionalbiographischer Dichterdarstellungen in Roman, Drama und Film seit 1970. Beiträge des Bad Homburger Kolloquiums, 21. - 23. Juni 1999. Tübingen 2000. [= Mannheimer Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft Bd. 48.] S. 167-191.
- Krause, Tilmann: Zweierlei Erweckung. In: Der Tagesspiegel. 8. Februar 1998.
- Kühn, J.: Goethe. In Elisabeth Frenzel: Stoffe der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart 1970. S. 245-248.
- Kuhr, Carsten: <http://www.phantastik.de/buch/geisterseher.htm>. 12.12.2002
- Kunisch, Hans-Peter: Römisches Bildungsprogramm. Hanns-Josef Ortheil liest aus „Faustinas Küsse“. In: Süddeutsche Zeitung. 26. Mai 1998.
- Kurzke, Hermann Kurzke. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. Frankfurt am Main 28.2.1998. [http://www.buecher.de/verteiler.asp?wea=1100737&site=http://www.buecher-spezial.de/faz/000000422/faustinas_kuesse_000000422280.html. 8. Juli 06]
- Lang, Guy. Goethe geht in die Disco. In: Blick. Zürich 1.9.1994.
- Leibfried, Erwin: <http://www.uni-gießen.de/~929/ortheil.htm>. 1.12.2004.
- Leistner, Bernd: Unruhe um einen Klassiker. Zum Goethe-Bezug in der neueren DDR-Literatur. Halle/Leipzig 1978.
- Mennemeier, Franz Norbert: Prächtig entstaubter Goethe. In: Neues Rheinland. O.D.
- Mohr, Peter: Als Goethes Schatten durch die Strassen [sic!] von Rom. In: Aargauer Zeitung. Aargau 21. Februar 1998.
- Müller, Roland: Römische Wölfin. In: Neues Deutschland. 3. Juli 1998.

- Noggler, J.: Goethe in seinen Beziehungen zu Pharmazeuten. In: Pharmazeutische Monatshefte. Nr. 4 (1923).
- Nünning, Ansgar: Von der fiktionalen Biographie zur biographischen Metafiktion. Prolegomena zu einer Theorie, Typologie und Funktionsgeschichte eines hybriden Genres. In Zimmermann, Christian von: Fakten und Fiktionen. Strategien fiktionalbiographischer Dichterdarstellungen in Roman, Drama und Film seit 1970. Beiträge des Bad Homburger Kolloquiums, 21. - 23. Juni 1999. Tübingen 2000. [= Mannheimer Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft Bd. 48.] S. 15-36.
- o.A.: Ei, ei, wohlan! In: Journal für die Frau. 18.8.1994.
- : *Geheimbündler*. In: Neue Züricher Zeitung. Zürich 6./7. Mai 1995.
- : Goethe in der Disco. In: Augsburg Allgemeine. Magazin. Augsburg 15.4.-21.4.1995.
- : Goethe und der Geheimagent. In: Brigitte 9/98.
- : Goethes Geist. In: Hamburger Morgenpost. Hamburg August 1994.
- : Taxi-Magazin. Essen 3/1994.
- Osten, Manfred. „Alles veloziferisch“ oder Goethes Entdeckung der Langsamkeit. Frankfurt am Main, Leipzig 2003.
- : Ich habe einen Traum. In: Die Zeit. Nr. 15, 3. April 2003. S. 60.
- Prasch, Sabine: Das FRITZ Buch des Monats. In: fritz. Das Magazin für Frankfurt am Main 4/95.
- Rammer, Stefan: Dem Meister zeitgeistig nah. In: Passauer Neue Presse. Passau 21. Mai 1998.
- Reich-Ranicki, Marcel: Goethe noch einmal. Reden und Anmerkungen. Stuttgart, München 2002.
- Karl Riha: Wer wagt es, Knappersmann oder Ritt? Schiller-Parodien. Siegen 2003.
- Röhrich, K.: Wer stahl Goethes Geburtsurkunde? In: Offenbach Post. Offenbach 28. August 1948.
- Schier, B.: Goethe als Freund der Kunstblumenerzeugung. In: Hessische Blätter für Volkskunde 42 (1951), S. 63-70.
- Schöne, Lothar: Die Brüder Grimm als Detektive. Kai Meyers lesenswerter Schmöker „Die Geisterseher. Ein unheimlicher Roman im klassischen Weimar“. In: Die Rheinpfalz. 25.4.1996.
- Seele, Astrid: Frauen um Goethe. Reinbek 1997.
- Schultheiß, Helga: Vogelfrei erfunden und doch wahr. In: Nürnberger Zeitung. Nürnberg 25. April 1998.

- Schultz, Joachim (Hg.): Goethe in guter Gesellschaft. Ein Katalog allumfassender Goethe-Verehrung zur Ausstellung mit Plakaten, Büchern und anderen Druckerzeugnissen im Bayreuther Plakatmuseum. 16.1. - 28.3.1999. Zusammengestellt und kommentiert von Joachim Schultz. Bayreuth 1999.
- Seefeldt, Jürgen: In: EKZ. Reutlingen Oktober 1994.
- Seehafer, Klaus: Als Faustina küßte und Giovanni spionierte. In: Oldenburgische Volkszeitung. Oldenburg 20. Februar 1998.
- Stäubel, Eduard: Mein Goethe. <http://www.wienerjournal.at/BILKUN53.HTM>. 2.10.2002.
- Steinberg, Sandra. In: MAX. Hamburg Oktober 1994.
- Stempel, Ute: In der zerstückelten Welt. In: Neue Züricher Zeitung. Zürich 9. April 1998.
- Hans Traxler: Der unbegabte Goethe. Der Dichter in mißwollenden Zeugnissen seiner Mitlebenden. München 1998.
- Walser, Martin: Goethes Anziehungskraft. In: Aufsätze zur Literatur. Frankfurt am Main 1997.
- Wilke, Klaus: Spitzel auf Goethes Fersen. Geistvoller, vergnüglicher Roman von Hanns-Josef Ortheil. In: Lausitzer Rundschau. 12. März 1998.
- Zimmermann, Christian von: Einleitung. In Ders. (Hg.): Fakten und Fiktionen. Strategien fiktionalbiographischer Dichterdarstellungen in Roman, Drama und Film seit 1970. Beiträge des Bad Homburger Kolloquiums, 21. - 23. Juni 1999. Tübingen 2000. [= Mannheimer Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft Bd. 48.] S. 1-13.